Briefe aus Wien.

Von

einem Eingebornen.

II. Band.

Hamburg.

Bei Hoffmann und Campe.

1844.

Erster Brief.

Gemeinnützige Institute. — Lesevereine. — Concordia.

Man darf nicht glauben, als wäre Wien ganz verwais't an nützlichen und dem modernen Geiste dienstbaren Instituten. Die drängende Zeit hat ungeachtet des süßseligen Stabilitätsschlummers, in dem man sich hier lange wiegte, manche erfreuliche Gründung ins Leben gerufen. Es ist hier nicht die Rede von Bibliotheken, Sammlungen, Spitälern u. dgl. theils schon antiquirten, theils hundertfältig beschriebenen Dingen, sondern von mehreren Vereinen, welche der Fremde wie der Einheimische mit Vergnügen besucht, weil sie mindestens Krystallisationspunkte eines regeren socialen Lebens darbieten, und schon bis zur Stunde heilsamen und belebenden Einfluß in mancher Hinsicht übten. Ein solcher Verein ist vor allen Dingen der Gewerbsverein. Hier werden

in monatlich abgehaltenen Sitzungen die industriellen und kommerziellen Interessen der Monarchie öffentlich verhandelt. Manches Wort, manche Ansicht, welche den polizeilich verrammelten Weg durch die Presse schwerlich gefunden hätte, wird da ausgesprochen. Freilich gehen die Redner im Ganzen genommen mit außerordentlicher Bescheidenheit zu Werke, und es ist dies ihnen wohl in keinem Falle zu verargen. Die Grundgebrechen, welche den Aufschwung der Industrie und des Handels in der Monarchie lähmen, sind größtentheils politischer Natur. Gebt Freiheit, und der Handel und Wandel wird aufblühen! Verweigert sie, und all eure Anstrengungen werden, wie in Rußland, das sich vergeblich abquält, ein fabricirender Staat zu werden, ohne Frucht, ja selbst ohne Blüthe sein! Der Handel setzt in der Nation ein hohes Maß unternehmenden gebildeten Geistes voraus. Wo aber die Bedingungen der geistigen Entwickelung negirt werden, da kann von einem lebhaften Handelsverkehr nicht die Rede sein.

Auf diese Quelle der bisherigen, ziemlich trostlos gefärbten Zustände wagen die Redner des Gewerbsvereines durchaus nicht einzugehen. Sie beschränken sich darauf, Methoden einer wohlfeileren und raffinirteren Erzeugung ausfindig zu machen, technische und anderweitige Verbesserungsvorschläge zu adoptiren, unschuldige Preisfragen auszuschreiben u. dgl. m.

Sie bewegen sich im engen Kreise, so zu sagen, wie festgebannt. Das ist das Eigenthümliche des hiesigen Treibens, daß jede darin beschäftigte Kraft keine lebendige, sich selbst weiter beflügelnde, sondern eine mechanische, nach genauester Vorausberechnung waltende ist! Das ne sutor ultra crepidam ist ein treffliches Sprüchlein. Es giebt Dinge in Oesterreich, in Betreff deren männiglich lebenslänglich zur Schusterrolle verurtheilt ist und bleiben wird. Übrigens sei es mit Vergnügen gestanden, mit der freudigsten Bereitwilligkeit eingeräumt, diese Discussionen, so minutiös sie auch manchmal erscheinen — ich habe den halbstündigen Vortrag eines Buchbinders über Pappe gehört — üben dennoch einen ganz unvergleichlichen Einfluß. Sie gewöhnen die Industriellen an tieferes Nachdenken und imprägniren sie mit parlamentarischen Anschauungen. Auch hat der Gewerbsverein bisher ausnehmend schätzbare Beiträge zur Statistik der Monarchie geliefert, und es wird ihm wohl in der Folge noch manche nützliche Anregung zu verdanken sein. Im Falle dereinst ein Weltsturm losbricht, mögen uns die Ideale ans Ziel der staatlichen Freiheit helfen. Im tiefen Frieden vermag dies blos die Pflege der materiellen Interessen. Im gegenwärtigen Augenblicke sind Preise von 100 und 50 Dukaten ausgesetzt für die Erforschung der Ursache, weshalb die österreichischen Fabrikanten meistentheils auch selbst den Manu-

facturwaarenhandel zu betreiben veranlaßt werden, und für die Angabe geeigneter Mittel, wodurch einem so lähmenden und die Kapitalkraft des Industriellen absorbirenden Einflusse wirksam begegnet werden könne. Der Verein wünscht freimüthige Behandlung des Gegenstandes, an welchen sich allerdings alle wichtigeren Beziehungen des inländischen Handelswesens anknüpfen lassen; er verbittet sich jedoch unfruchtbare Speculationen. Der Hegelianer und Nationalökonom Brüggemann würde mit seiner Methode hier schwerlich reussiren. Die Sitzungen des Vereines werden im Musikvereinssaale gehalten und ich ermuntere hiermit jedweden Reisenden, dieselben nicht unbesucht zu lassen. Er wird das Bild des deutschen Oesterreichs, wie es dermal ist, in seiner Erinnerungsmappe hinwegtragen. Viel Fleiß und viel Ringen im Kleinen, Detailkenntniß, Bewandertheit in speciellen Fächern, langsam erwachendes politisches Bewußtsein, und dunkles intellectuelles Streben, keine entschiedenen leitenden Principien, nicht einmal nationalökonomische, unendliche Devotion vor öffentlichen Behörden und deren Präsidenten, und dabei doch ein gewisses Streben, sich von dem Netze der allbevormundenden Gewalt loszuwickeln — das sind die Elemente, aus welchen sich das Tableau einer solchen Sitzung zusammenfügt.

Es bestehen hier ferner zwei Casinos, deren Wirksamkeit durchaus nicht gering anzuschlagen ist,

der sogenannte Kaufmannsverein, und der juridisch-politische Leseverein. In dem ersteren finden sich größtentheils Männer aus dem Kaufmannsstande zusammen, wiewohl der Eintritt keinem anständigen und gebildeten Individuum versagt wird. Grillparzer z. B. ist seit langer Zeit ein Mitglied dieses Vereins. Man bekommt hier zahlreiche Zeitschriften des In- und Auslandes zur Lectüre. Dennoch ist dieser Klubb mit den Pariser oder Berliner Lesekabinetten nicht entfernt zu vergleichen. Das Maximum, wozu man sich hier aufschwang, war die polizeiliche Erlaubniß, die çi devant Leipziger Allgemeine halten zu dürfen. Französische Blätter von radikaler Farbe sind mit beharrlicher Strenge verpönt. Die Konversation dreht sich freilich nicht beständig um die Achse der Politik; es wird unter andern sehr viel und sehr hoch gespielt. Dennoch geht hier manche vortheilhafte geistige Anregung auf die Mitglieder, wenigstens auf den empfänglicheren Theil, über.

Das politische Gespräch ist nicht bloße matte Kannegießerei; auch unterscheidet es sich vortheilhaft von der geistlosen Manier, womit die Weltbegebenheiten auf der Börse aufgefaßt und durchgesprochen werden. Während man auf dieser lediglich nach Neuigkeiten und schlagenden Effekten umherschnuppert, setzt man sich hier lieber im Fauteuil einer besonnenen Reflexion zurecht. Da die Besucher des Vereins größten-

theils unabhängige und gutgestellte Männer sind, so vermißt man in ihrem Zirkel mit Vergnügen jene merkwürdige, österreichische Polizeifurcht, welche hier so oft die Gesellschaft der Gebildetsten unerquicklich erscheinen läßt. Was jedoch der Frequenz und Nutzbarkeit des Instituts schadet, das ist die unverhältnißmäßige Höhe der Preise, da der juridisch-politische Leseverein um weit geringeres Honorar, bei fast gleichen Verhältnissen, doch bei weitem mehr leistet. Dieser befindet sich im ersten Stocke eines eleganten, neugebauten Hauses in einem der belebtesten Stadttheile, in der Nähe des Mittelpunktes Wiens, des allbeherrschenden Stephansdoms. Die Appartements sind zahlreich; die Möblirung ist sehr geschmackvoll; die Beleuchtung hell blendend. Für Bequemlichkeiten aller Art ist hinreichend gesorgt. Der Blätter giebt es sehr viele und mannigfaltige. Radikale Journale und Broschüren dürfen nicht aufgelegt werden. Dessenungeachtet fand man hier die deutschen Jahrbücher, zum deutlichen Beweise, daß der abstrakte Hegelsche Nebel die Wiener Censurluchse glücklicherweise getäuscht hatte, wie dies wohl selbst in Preußen früher der Fall gewesen sein mag. Dieser Gedanke beschlich mich unwillkührlich, als man mich im Lesezimmer des Vereins umherführte und ich hier die gedruckten Prophetensprüche der glühendsten deutschen Progressisten ganz traulich neben den Blättern des Herrn Görres

liegen sah. Die Vereinsvorsteher sagten mir, es sei ihnen nicht gestattet worden, den Siecle oder sonst ein Organ der liberalen Opposition in Frankreich beizuschaffen. Zu der tiefaufregenden Gewalt der junghegelschen Dialectik verhält sich der matt liberale Phrasenbericht des Journals des epiciers wie eine Kanne voll Eichelkaffee zu einem einzigen, aber die höchste Lust des Lebens und deren Negation, den Tod in sich bergenden Opiumfläschchen. Manche Theilnehmer des Vereins sprachen mit Enthusiasmus von diesem Blatte. Als die Nachricht von dem bekannten Verbote hier anlangte, wurde die sächsische Regierung, welche den Herren immerdar als ein löbliches und nachahmungswürdiges Muster im monarchisch-konstitutionellen Genre erschienen war, bitter kritisirt. In der Bibliothek des Vereins prangt eine Gesammtausgabe der Hegelschen Schriften. Die verständige Direktion thut überhaupt Manches für das wesentlichste, hier gänzlich außer Acht gelassene Bedürfniß, die philosophische Bildung.

Was in diesem Genre Neues, einigermaßen Gutes erscheint, wird angeschafft. Die Leselust der Besucher hat sich wohl bis zur Stunde nicht sonderlich auf dieses Feld geworfen. Aber die preiswürdige Wißbegierde der Einzelnen zu befriedigen, ist schon an und für sich ein Verdienst. Wenn auch die heillose Verstümmelung, welche dem philosophischen Forscher-

geiste hier in den höheren Unterrichtsanstalten widerfährt, dadurch keineswegs ausgeglichen werden kann: so ist doch manches isolirte Gute von dieser Vorsorge zu hoffen. Das Gute hat eine unendliche Zeugungskraft; es kann sich vielleicht im Laufe der Jahre aus seiner dermaligen Vereinzelung zu einer recht erfreulichen Allgemeinheit herausarbeiten. Wo und wie es sich zeige, seine blasse Spur ist niemals ganz unbedeutend. Kritische Blätter liegen in reicher Fülle umher. Ich bemerkte fast sämmtliche Brockhaus'sche Journale, das Menzelsche Literaturblatt, die von Wienbarg geleitete Börsenhalle, die Jena'sche und Berliner Literaturzeitung u. dgl. m. Der Mangel an französischen Tagsblättern wird durch mehrere revues gedeckt. Jeder Weltgegend, jeder besonderen Culturbewegung entspricht mindestens ein Organ. Der Detailleser, der Fachmann wird sich durch die gebotene Lektüre vielleicht nicht ganz zufriedengestellt fühlen. Allein Jeder, dem es ein vorzügliches Interesse gewährt, dem Zeitgeiste und all seinen höchst mannigfaltigen Erscheinungsformen nachzuspüren, wird nicht umhin können, zu gestehen, daß ihm durch den Besuch des Vereins dazu hinreichende Mittel dargeboten werden, wie er sie gewiß in Wien nicht leicht wieder beisammen treffen dürfte.

Der Verein wird größtentheils von Juristen gebildet; da sich unter diesen mancher junge, feuervolle

und empfängliche Kopf befindet, so konnte man nicht umhin, einige Befremdung zu fühlen, als man zuerst davon hörte. Wollte man übrigens in der Concessionirung dieses Institutes einen liberalen Fortschritt erblicken, so würde man sich gewaltig täuschen. Der vorzüglichste und machtbegabteste Lenker der hiesigen Angelegenheiten, der Fürst M . . . soll nicht eher Kunde in Betreff der Gründung des Vereins empfangen haben, als bis er bereits ins Leben getreten war. Was in Oesterreich einmal rechtsgiltigen Bestand erlangt, das verliert ihn fortan auch nur sehr schwer wieder, und somit blieb der Verein, dieses Kind der politischen Liebe Wiens, in der gewonnenen Sphäre. Der Schlüssel des Räthsels liegt in dem glücklichen Umstande, daß der geistreiche Sohn eines vornehmen Staatsbeamten, dem der Censurchef Graf Sedlnitzky selbst in gewisser Weise untergeordnet ist, sich für die Gründung eines solchen Institutes interessirte, und seinen humanen und wohlmeinenden Vater für die fruchtbare Idee einzunehmen wußte. Im Grunde genommen ist diese Anstalt, wie Alles, was hier im öffentlichen Leben auftaucht, ein Werk der Connexionen. Selbst der dünn gesäete Liberalismus muß sich hier durchbringen, wie das üppig wuchernde Unkraut der Servilität. Nebst den geschilderten zwei Anstalten existirt noch das adelige Casino in der Renngasse. Es soll durch Eleganz ausgezeichnet, übrigens mit dem Pesther

Casino nicht zu vergleichen sein. Ich habe keine Gelegenheit gesucht, es zu besehen. Wände interessiren mich zu wenig, um eine Treppe zu steigen. Die hohe Gesellschaft in ihrer zwanglosen Conversations- und Vergnügenslaune zu belauschen, war mir nicht gegönnt. In Betreff der daselbst gehaltenen Journale wurde mir berichtet, daß dort keineswegs größere Freiheit herrsche, als in den bürgerlichen Vereinen. Auch die stolze, mächtige, von Jahr zu Jahre Millionen Geldes verschlingende Aristokratie Oesterreichs schleppt geduldig das saubere Censurjoch! Je nun, das muß man sogar loben. Das heißt doch die Gleichheit vor dem Gesetze respectiren! Das sind die Anstalten, auf welche der Wiener zwar nicht mit Stolz, aber doch mit einiger Freude hinweisen darf; denn der Anfang ist spät, aber dennoch geschehen. Die süße und in mancher Hinsicht türkische Gemüthsruhe, womit selbst die Gebildeten der hiesigen Bevölkerung die Orakelsprüche der Augsburger Allgemeinen als infallibel und Herrn Cotta als journalistischen Pabst betrachteten, ist dahin unwiederbringlich! Sie werden nimmer wiederkehren die schönen Tage von Aranjuez. Ich weiß, was ich weiß, denkt mancher gute Wiener ganz still für sich im Innern und belächelt das alte Treiben der hochlöblichen Polizei, die ihm, beiläufig gesagt, keinen sonderlichen Respekt mehr einflößt, seitdem die Urheber mehrerer Mord-

thaten unentdeckt blieben. Da nun Gedanken jedenfalls schwerer zu entdecken sind, als Morde, so nimmt sich der Wiener die Freiheit, zwar nicht frei zu sein, wie Anastasius Grün sagt, sondern blos ein klein wenig frei zu denken. Von wannen jedoch kommt ihm die Anregung zu derlei Gedanken? Die beschriebenen Vereine zählen wohl im Ganzen nicht mehr als 6 bis 700 Mitglieder. Die Ursache der täglich mehr um sich greifenden Freidenkerei muß daher anderswo liegen.

Ach! so ist es auch. Wer sollte es glauben? Die Sonne des keimenden österreichischen Liberalismus — ich bitte um Verzeihung, wenn man diesen Ausdruck ungewöhnlich findet, er ist nagelneu, aber doch nicht unrichtig — hat seine Ursprungsstätte in der berühmten Lokalität des k. k. Bücherrevisionsamtes. Das Revisionsamt ist die Scheere, welche die Reaktion handhabt, um damit jedes politische Licht auszulöschen. Die Scheere ist aber schon etwas abgenutzt, theilweise unfügsam und daher kommt es, daß sie selten die gehörige Wirkung thut. Es giebt sogar etliche gewinnliebende Sosier, welche die gute Scheere mitunter sogar zum entgegengesetztesten Gebrauche, zum Lichtputzen, zu verwenden wissen. Der Revisor weiß seine Interessen mit denen des Staats und der Buchhandlung recht geschickt zu vereinigen, und daher kommt es, daß interessante Schriften meistens vergriffen sind,

wenn der Censor erst auf das Verbot anträgt. So oft ich am Lorenzergebäude, wo die Herren Revisoren walten, vorüberging, pflegte ich mein Haupt zu entblößen. Oesterreichische Revisoren und radikale Schriftsteller bringen Ideen in Umlauf, mit dem einzigen Unterschied, daß jene sie durchschlüpfen lassen, während diese sie niederschreiben. Die ziemliche Leichtigkeit des Vertriebs freisinniger Schriften hat auf die guten Oesterreicher mächtig gewirkt. Natürlich wäre dieser Einfluß der Presse ausgeblieben, wenn nicht die liberale Disposition in den Gemüthern des lebenden Geschlechts, in der Luft, in sämmtlichen Poren des socialen Organismus steckte. Nicht ohne günstige Einwirkung auf die Bildung des öffentlichen Geistes sind die Generalversammlungen der bestehenden Aktiengesellschaften geblieben. Man diskurirt da, man stimmt ab, man fühlt den Reiz, an öffentlichen Entscheidungen seinen Theil zu haben. Es ist nicht unpsychologisch anzunehmen, daß dem konstitutionellen Leben dadurch ziemlich zahlreiche Anhänger erwachsen sein mögen, um so mehr, als man seit etlichen Monaten die Tendenz einer schärfern und systematischern Opposition im Schooße derselben wahrnehmen kann. Ein Dr. B . . ., der sich mehrere Jahre in Paris aufhielt und dort den Geist der oppositionellen Controle eingesogen haben mag, giebt den Direktionen der Eisenbahngesellschaften allemal reichliche Veranlassung, ge-

naue Rechenschaft abzulegen. Auch im Schooße der Donaudampfschifffahrtskompagnie haben sich förmliche Parteien gebildet und im Kampfe der hitzigsten und rücksichtslosesten Debatten sich gemessen. Das Motiv der Gewinnlust ist in dieser Beziehung ganz gleichgültig. Wenn nur die Herren einigermaßen begreifen lernen, daß die Öffentlichkeit ein gutes Ding, und daß daher gegen jede Institution im Allgemeinen, gegen jede Maßregel im Besonderen, welche zu ihrem Bestande oder zu ihrer Durchführung der Heimlichkeit bedarf, gerechten Verdacht zu hegen sei! Geheimnisse haben stets einen infernalischen Zipfel. Auch liegt die Parallele zwischen einem Actieninstitut und dem Staate sehr nahe, daß der kürzeste Menschenverstand schwerlich umhin kann, darauf zu stoßen. Betrachtet man das Hab und Gut als Einlage, so ist natürlich, daß jeder Besitzer einen verhältnißmäßigen Stimmenantheil erhalte. Diese Ansicht führt zur aristokratisch-konstitutionellen Verfassung, wie sie dermal die Hälfte des europäischen Welttheils, selbst Frankreich mit seinen Wahlwesen nicht ausgenommen, besitzt. Betrachtet man hingegen den Bürger mit all seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften nicht blos als den Träger der Einlage, sondern als diese selbst, so ergiebt sich in dieser unstreitig verfeinerten und veredelten Auffassung, die Demokratie, welche in ihrer Grundrichtung mit den socialistischen Tendenzen

des Jahrhunderts auf das Innigste zusammenhängt. Dieselbe politische Bildungsmethode, welche dermal den Wiener beherrscht, hat sich auch im Umfange der gesammten Monarchie geltend gemacht. Allenthalben zeigt sich ein Streben der Gruppirung. Die zersplitterten, in ihrer Zersplitterung hülflosen Kräfte trachten sich zu vereinigen, und versuchen sich zunächst an speciellen Aufgaben, um sich zu erproben, zu stärken. Vielleicht wälzt dieser Ameisenfleiß einen Hügel auf, von dessen Höhe sodann das liberale Geschütz in das Lager der Jesuiten und Krebspolitiker sich entladen mag. Im verflossenen Winter wollte sich hier ein aus Künstlern bestehendes Kränzchen, welches sich bis dahin unter polizeilicher Duldung in allerlei Gasthäusern versammelt hatte, öffentlich konstituiren. Ein Lokalpossendichter Namens Fr. Kaiser ist der Stifter derselben. Die Anzahl der Theilnehmer aus sämmtlichen Kunstfächern wuchs übrigens reißend schnell.

Da wird musicirt, deklamirt, kritisirt, Bilder und Bilderchen werden belugt; die Gesellschaft hält ein Album. Nur politisirt wird von Grundsatzes wegen nicht. Dessenungeachtet fand eine polizeiliche Verschwärzung statt; einige Mitglieder sollen sich haben hinreißen lassen, ein unpolitisches Lied Hoffmanns von Fallersleben zu singen. Das wäre ja allzuschaudervoll gewesen! Glücklicherweise gelang es der betroffenen Gesellschaft, die unter andern auch den

Staatskanzleirath Vesque von Püttlingen, als deutscher Operndichter unter dem Namen Hover ziemlich unbekannt, den consequenten Censor und in Ungnade gefallenen Hofburgtheaterdirektor Deinhartstein, den patriotischen Tabakschnupper Castelli und dergleichen „Männer auf dem Platze“ mehr in ihren Reihen zählt, sich von dem angedichteten Frevel zu säubern. Dennoch verweigerte der Graf von Sedlnitzky, als sie um Konstituirung einschritt, ihre Bitte ganz kurz, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sich in der Versammlung auch Literaten befänden.“ Die armen Literaten! Man behandelt sie noch immer wie Skorpione. Und doch wie unschuldig sind sie hier größtentheils, und wie selten zeigt sich unter ihnen eine original aufstrebende Individualität, welche von dem breitgetretenen Pfade der Theaterkritikasterei, des Kommödienjammers und der langweiligen Privatgefühlslyrik einigermaßen abweicht, und höheren würdigeren Interessen sich zuwendet. Prag ist unstreitig eine bessere Schule für modernes Leben und Dichterthum, als Wien, und Jene, welche sich in dem politischen Genre hier vortheilhaft auszeichnen, sind wohl meistens aus der Prager Bildungsphäre hervorgegangen, wie unter andern der talentvolle Hartmann, dem ich für politische Gedichte ein sehr gutes Prognostikon stellen will, wenn es ihm beifällt, sich darin zu versuchen.

Wie die Concordia im Augenblicke vorliegt, so ist sie nichts weiter als ein pêle mêle theils echter, theils sich also benamsender Künstler, und wird durch keine leitende Idee, sondern blos durch Bier und Kalbsschnitzeln zusammengehalten. Die guten Leute faseln freilich von dem Austausch der Ideen und dessen Vortheilen. Je nun, ich wünschte sehr zu wissen, welcher Ideentausch zwischen einem durch und durch poetischen Gemüthe wie Lenau, ungeachtet all seiner christlich-gläubigen Kaprizen, und zwischen der Mehrzahl der übrigen Mitglieder stattfinden mag, welche den Flug der Zeit, auf gut österreichisch, verschliefen und noch an den Knochen einer antiquirten Theorie zehren, in altem Geiste und veralteter Form dichten, denken, schreiben und drucken lassen! — In wie fern mag es dem Grillparzer frommen, wenn er mit dem Castelli oder dem Kaiser konversirt? Ruge hat irgendwo die merkwürdigen Verse gesagt: „Geistreich ist nur derjenige, welcher sich vom Geiste seiner Zeit durchdringen läßt. — „Eine künstlerische Gesellschaft, die gleich von vorneherein diesen allbeherrschenden Geist der Zeit ausschließet, verzichtet auch auf ästhetische Würde. Wenn wahrhafte erhebende Ideen ausgetauscht werden, so geschieht es sicher nur im Wege sanftester Lispelei. Die gedrechselte Form, ohne tieferen Inhalt, ist Nichts, und ein Debettiren und

Kritisiren über dieselbe, wie man es hier wenigstens vernimmt, ist, so schön und klangreich auch die daran verschwendeten Worte sein mögen, schaales Gewäsch. Es ist hier ein großer Salon, wo Männer aller Farben und aller Generationen sich zusammensetzen, und eben diese allzufriedliche, allzuscharmante Collegialität macht die ganze Anstalt verdächtig. Angenommen, Herwegh käme auf Besuch nach Wien, obwohl dieses eben so unwahrscheinlich klingt, als wenn Jemand glauben wollte, der Pabst werde nach Konstantinopel reisen, um mit seiner Hoheit, dem Sultan, Brüderschaft zu trinken; würden wohl die konservativen Diener Deinhardstein, Halm, Horen, mit dem begeisterten Propheten einer neuen besseren Zeit, ohne Schamerröthen an einem Tische sitzen dürfen? Wenn man nicht glaubt an die Echtheit und Siegkräftigkeit des Geistes, welcher die Gedichte eines Lebendigen von der ersten bis zur letzten Zeile durchweht, dann bleibt keine Wahl, als sie überspannt zu schelten, die Form verschroben und ungenießbar zu finden. Das ist aber im jetzigen Augenblicke die herrschende Ansicht der meisten hiesigen Literaturnotabilitäten, mit blutwenigen Ausnahmen. Konsequent abgeschlossen in einer rückschreitenden und engherzigen Richtung wäre die literarische Section der Concordia, wenn Grillparzer, Bauernfeld, Lenau und wenige Andere sich gänzlich davon ausschlössen, sie, die bis

jetzt ohnehin nur als seltene Gäste zu bemerken waren, und sich größtentheils wohl nur der Kuriosität wegen die Sache besehen. Will man übrigens von der Ansicht ausgehen, daß es sich ja durchaus um keine planmäßige, höhere Tendenz, sondern blos um geselliges Vergnügen handelt, dann ist freilich nichts zu erwidern, dann sind auch wohl gar noch singuläre Vortheile einer solchen Reunion, z. B. die Leichtigkeit des Bekanntwerdens u. dgl. nicht zu verkennen.

Den nützlichsten Einfluß mag die Berührung mit Dichtern, wenn auch vom altbackensten, unerquicklichsten Genre, auf die Section der Maler üben. Die Thätigkeit der letztern ist hier so auffallend poesielos, so dürr und fade, daß man es für ein Glück ansehen mag, wenn sie überhaupt von irgend einem, nur kleinwenig idealistischen Elemente befruchtet werden. Das Portraitschmieren und Genrepinseln, der gesammte Bildungsgang erstickt den poetischen Trieb in ihren Seelen so sehr, daß selbst ein Geßner'scher Idyllengeist — ist's ja zuletzt doch ein Geist! — als ein heilsames Surrogat ihnen frommen möchte.

Ich würde über die Concordia nimmer so weitläufig geworden sein, wenn ich sie, abgesehen von den zufälligen, vortheilhaften Wirkungen, die ich wiederholt anerkenne, nicht nur nicht als einen Hebel, sondern

vielmehr als ein Hemmmittel des Fortschrittes zum Bessern ansähe.

Das Spielen mit der Kunst, die Gewohnheit, sie als ein Mittel des konversationellen Vergnügens anzuschauen, und in einer Art geistiger Onanie den dunkeln Trieb des Innern abzuschwächen, die Charakterlosigkeit, womit man sich in einer wichtigen Traumwelt behaglich breit macht, und die unbequeme Wirklichkeit geflissentlich von sich fern hält; mit einem Worte, die ästhetische Gourmandise sind ohnehin Leibschwächen des Wieners; und eine Anstalt, welche diese unerfreulichen Eigenschaften nährt und begünstigt, statt sie zu verwischen, kann nicht füglich auf den Beifall liberaler Gesinnung zählen. —

Zweiter Brief.

Literatur und belletristische Journalistik.

Die Wiener Literatur, besonders die belletristische, leidet an jammervoller Inhaltslosigkeit. — Über dem Götzendienste, welchen man mit der Form treibt, vernachlässigt man den höhern Zweck, und wahrhaft zu bedauern ist das Publikum, welches sich mit solcher Nahrung begnügen muß.

Daß die moralistische Literatur nicht füglich gedeihen kann, begreift sich leicht. Historie und Leben im edleren Sinne des Wortes sind hier verpönte Dinge. Da nur eine philisterhafte Auffassung derselben censurgerecht ist: so sind alle diese moralistischen Erzeugnisse, welche man hin und wieder zu lesen bekömmt, mit dem Stempel des Philisterthums bezeichnet. Tschabuschnigg hat den Versuch gemacht, das geschichtliche und social-politische Interesse durch seine Zergliederung verwickelter Seelenzustände zu ersetzen. Er

ist geistreich; das mag man gestehen. Aber an konkreter und plastischer Wirklichkeit mangelt es seinen scharfsinnig combinirten Arbeiten, und sie bleiben deshalb unfruchtbar im Ganzen und ungewürdigt von dem größern Theile des Publikums. Dieser Autor lebt zwar in Triest, aber da seine Produkte größtentheils auf dem Wiener Markte erscheinen, so mag er in diesen Skizzen seine geeignete Stelle finden. Nicht so ganz möchte sich dies von Joseph Rank, dem Verfasser hübscher Böhmerwaldnovelletten behaupten lassen. Derselbe hat freilich in den Frankl'schen Sonntagsblättern debütirt, allein seine gesammte Bildung ist eine mehr nördliche, seine objective Manier aus Göthe'schen Studien geschöpft. Möge sich übrigens dieser talentbegabte Autor nicht verleiten lassen, das ihm in der Augsburger Allgemeinen gespendete Lob als einen Beweis seiner dichterischen Vollendung hinzunehmen. Zeigen muß sich erst, ob ein idealer Faden seiner leicht hingeworfenen Genrebildchen zusammenhält, oder ob er sich mit dem kleinen Ruhme begnügt, eine bornirte Wirklichkeit treu abzukonterfeien. In neuester Zeit ist der Name eines Herrn Stiffler häufig mit bedeutendem Lobsalm erwähnt worden. Ich gestehe, das Vorzügliche seiner Novellen nicht zu begreifen. Diese langweilende jeanpaulisirende Manier, welche die abgedroschensten Dinge und Verhältnisse in den Nebel sonderbarer Redensarten ein-

wickelt, wollte mir nicht behagen. Er vermag nicht durch den Reiz objectiver Lebensmehrheit zu fesseln, denn er ist zu entschieden subjectiv. Allein diese Subjectivität ist nicht interessant genug, weil ihr kein ergreifendes und entzündendes Element innewohnt. Die sonstigen Wiener Novellisten verdienen kaum flüchtig erwähnt zu werden; und so wollen wir denn mit der vollsten Gemüthsruhe über sie hinweggehen, und es der österreichischen Journalistik überlassen, ihre obskuren Namen im beliebten Klapptrompetenstyl zu verherrlichen. —

Eine bibliographische Thatsache, die nicht leicht ein Kenner der hiesigen Verhältnisse in Abrede stellen wird, ist, daß hier französische Romane, wenigstens zehnmal häufiger und lieber als inländische Produkte dieser Art gelesen werden. Paul de Kock ist in allen Händen, und die Georges Sand erfreut sich bei den Gebildeten größerer Anerkennung, als die sittliche Wirthschaftsprosa der Madame Frohberg oder der kürzlich verstorbenen Frau Regierungsräthin Karoline Pichler, geborene v. Greiner.

Selbst aristokratische Schriftstellerinnen, wie die Gräfin Ida Hahn oder Frau v. Palzow würden sich auf dem hiesigen Terrain schwerlich gefallen. Um mit dem literarischen Aristokratismus zu prunken, muß man ein Publikum haben, welchem ein geistreich pikantes Spiel mit ähnlichen Stichwörtern gefällt. Je

mehr die Aristokratie in Norddeutschland zur Ruine wird, desto poetischer mag sie erscheinen.

Der aristokratistische Schriftsteller kann nicht umhin, Gegensätze aufzustellen, in welchen sich die demokratische Tendenz verkörpert darstellt. Wenn es aber im hiesigen Censursysteme liegt, dergleichen Gegensätze unbedingt zu streichen, weil die unloyal Gesinnten sich verleitet fühlen könnten, den Gluthhauch derselben aufzusaugen und an einer Partie des Werkes auf Kosten des Ganzen sich zu laben, so wird sich der aristokratische Schriftsteller höflichst bedanken, und lieber im radikalen Königsberg als im wohlgesinnten Wien einen Verleger suchen.

Die österreichischen Novellisten füllen die Almanache, die Zeitschriften, ediren allerhand Sammlungen, beziehen mageres Honorar, und arbeiten mit ziemlich klarem Bewußtsein für den Müßiggang einer distelgenügsamen Lesewelt. Genug davon.

Die Leistungen im Felde der Lyrik sind allerdings bedeutende, obwohl sie über eine gewisse Mittelhöhe der Privatsentimentalität nicht hinausragen. Es zeigt sich bei diesen Herrn und Damen eine entschiedene Abneigung gegen das, was man moderne, politische Poesie nennt. Sie wähnen Alle: die Politik sei nicht poetisch. Laube hat irgendwo sehr treffend gesagt: „entweder ist alles poetisch, oder gar nichts.“ Und so ist es auch. Wenn ein wohlbestellter Küchen=

zettel die Empfindung eines Poeten aufregt und ihn zu einem Lied auf die Freuden der Tafel hinreißt, so ist das nichts weniger als unpoetisch. Der lyrische Gedanke ist eine Art gemüthlichen Impfstoffes. Mit seinem speciellen Gefühl inokulirt der Autor seine Leser. Nicht so sehr der Stoff als vielmehr die Wirkung adelt das Gedicht. Bringt es eine erhebende, befeuernde, erschütternde, reinigende hervor, so ist es in seiner Weise gelungen. Wollte ich nur zum hunderttausendstenmale behaupten, daß es keine großartigere Anschauung, keine innigere und tiefere Empfindung gebe, als jene, welche der Idee der politischen Weltbefreiung entspringen, so hieße dies eine Wahrheit, die nur kurzsichtige und engherzige Kautschukseelen läugnen und mißkennen, weitläufig darlegen. Und das thut ihr wahrhaftig nicht Noth. Wenn heut zu Tage die Sammlungen politischer Gedichte dutzendweis auftauchen, den Büchermarkt so zu sagen überfluthen, beweis't dies nicht, daß es irgend ein reelles Interesse geben müsse, welches die originellen Produktionen bewirkt? Sei es noch so leicht, in dieser Form zu dichten, schmälert wohl die Leichtigkeit den Werth des Gebotenen? Das Wort von der gebildeten Sprache, welche für den Autor dichtet und denkt, bewährt sich in diesem Falle, mit dem Unterschied, daß es hier nicht allein die Sprache, sondern hauptsächlich die allbeherrschende, alle Winkel

einer unbefangenen Menschenseele durchdringende Idee ist, welche sich in milder Weichheit von selbst rhytmisch gestaltet.

Der ältere Liberalismus trat gegen die Stabilität mehr mit der Waffe des Verstandes in die Schranken. Er strebte sie mittelst einer kräftigen Analyse zu überwinden. Allein das konnte wohl nur insoweit frommen, als die politischen Einrichtungen selbst Verstandesobjekte sind. Insofern sie mehr als das, nämlich lebendige Bildungen sind, werden sie der Analyse den beharrlichsten Widerstand leisten, und die Stabilität wird den Verstand allemal zu einer besseren und dauerhafteren Organisation höhnisch auffordern. Aber eine solche vermag er aus eigenen Mitteln nicht zu bewirken. Der Liberalismus muß sodann aufhören, sich als nüchterner Weltbeglückungsprojektant, als eine Gattung Doktor Dulcamara zu präsentiren. Er muß als Geist, als verkörpertes Princip, als verlebendigte Gesinnung auftreten. Er muß sofort protestiren, gegen alle Hemmschranken, welche seiner Propagation im Wege stehen. Er mag den Stabilen zurufen: „Könnt ihr mir nicht beweisen, daß ich ein böser und trüglicher Geist sei, — so muß es zuverlässig derjenige sein, welcher euch beseelt, denn ich will ja das Gegentheil von alle dem, was ihr wollt." So lange der Liberalismus nur abstrahirend, kombinirend, kritisirend, höchstens chematisirend zu Werke ging, war

er noch nichts Lebendiges. Seitdem er organisirt dasteht, trägt er erst die wahrhafte Berechtigung des Daseins in sich.

Die Freiheit ist nicht zur Erde hernieder gestiegen, um die Philister zu beglücken. Auf ihrem Haupte prangt keine Nachtmütze, sondern der Helm Minervas. Alles Göttliche und Religiöse war von jeher der mitkommenste Stoff für die Dichter, und nur die Freiheit sollte es nicht sein? —

Was ist denn die Geschichte anders, als umgekehrte Politik? Liegt vielleicht die größere Weihe geschichtlicher Stoffe in ihrer Abgeschlossenheit? So viel ist gewiß, aus der Vergangenheit läßt sich die meiste Belehrung schöpfen; aber hinreißen, begeistern lassen mag man sich blos durch die Hoffnungen der Zukunft, und der höchste Werth der Vergangenheit besteht ja eben darin, einen Maßstab abzugeben, an welchem die kommenden Erscheinungen gemessen werden können.

Mit einem Worte, die politische Poesie ist nicht bloß wirkliche Poesie, sondern wurzelt überdies noch im Charakter unserer Zeit. Es ist hier nicht der Ort, diesen Satz vollständig durchzuführen. Es giebt Dinge und Ansichten, welche wir von unserem Standpunkte für wahr halten müssen. Diese Wahrheit zu entwickeln, kann nicht der Zweck eines Buches sein, welches lediglich Beobachtungen enthält, auf welche ein entschiedenes politisches System angewandt wird,

und der billige Leser wird nicht begehren, daß letzteres selbst vom A bis zum Z hier wieder aufgetischt erscheine. Die Frage steht zwischen den Freunden und den Gegnern der politischen Poesie folgendermaßen: „Ist die Freiheit, die Gleichheit ein Traum, oder ist sie in der That ein praktisches Ideal?" Man sieht, die Kette der menschlichen Überzeugungen läuft ohne Unterbrechung fort. Alle politischen und halbpolitischen Fragen haben einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt. Die Servilen betrachten den Menschen als ein ursprünglich mehr zum Schlechten als zum Guten geneigtes Geschöpf; die Liberalen hingegen halten fest in der unendlichen Bildungsfähigkeit desselben. Drum meinen Jene, die sittlich verkrüppelte Menschheit könne blos auf den Krücken des Despotismus und der Buchstabenreligion mühsam forthumpeln. Die letzteren glauben an die Möglichkeit des festen, geraden, mit gesunden Gliedmaßen bewerkstelligungsfähigen Fortschrittes, und alle Inkonvenienzen im politischen Entwickelungsprozesse gelten ihnen als nothwendige und unausbleibliche Momente des schönsten Läuterungskampfes.

Daß es Liberale sollte geben können, welche gleichwohl die politische Muse verdammen, ist beinahe unglaublich. Dennoch giebt es welche. Sei es vorgefaßte Meinung, Paradoxie, Mangel an festen Grundsätzen, gerade unter den österreichischen Poeten und geistigen Notabilitäten grassirt dieser Wahn sehr

häufig. Ich habe mit sehr talentvollen Musenjüngern gesprochen, welche sich gegen die Gattung aufs Entschiedenste erklärten, und ihrem politischen Glaubensbekenntnisse nach eben nicht Finsterlinge und Krebsmenschen zu sein scheinen. — In der österreichischen Lyrik selbst, insbesondere der Wienerschen ist keine Spur von einer tiefsinnigen Regung und Richtung. Ich bin nicht so unbillig, die Hindernisse zu verkennen, welche der Druck der Censur verursacht. Allein man sollte doch ja zuweilen Blitze eines aufzuckenden Freimuths gewahren, und mindestens fühlen, daß der gebundene Dichtergeist seine unnatürlichen Fesseln zu sprengen trachtet.

In den Seelen der Prager Poeten mag sich dergleichen regen. Die Wiener scheinen sich mit vieler Behaglichkeit an den gegebenen Zuständen zu erbauen. Sie denken sich wohl, die poetische Weide sei größer als die politische. Sie gehen daher in sich selbst zurück, verbeißen sich in allerlei Reflexionen und Gemüthszustände; preisen die schöne, todte Natur, verherrlichen unscheinbare Momente, welche sie durch die Zuthat ihres Dichterschaumes zu unverhältnißmäßiger Wichtigkeit aufzublähen suchen, und besingen solenne Gelegenheiten, Namens- und Geburts- und Hochzeits- und Jubelfeste der hohen und höchsten Herrschaften. Statt auf das matte, sinnlich-prosaische Leben einzuwirken, borgen sie vielmehr von demselben. Sie bekäm-

pfen es nicht, sie treten es in seiner bodenlos gemeinen Entartung nicht mit Füßen. Nein! Behüte! — Für das Allgemeine und sein schweres Leid haben sie keine Augen und kein Gefühl. Sie halten fest am Einzelnen, am Kleinen. So versenkt sich Seidl in seiner Privatempfindung; Castelli in niederösterreichischer, Stelzhammer in oberösterreichischer Volkspoesie, Frankel treibt kokettes Spiel mit der schönen Form, Levitschnigg tischt vollends baren Unsinn und Bombast statt gediegener Poesie seinen Lesern auf; Betty Paoli, Carlapago u. s. w. plätschern in dem tiefen, aber trübwässerigen Teiche einer eigenthümlichen Gefühlsmystik herum, und Weidmann und Meisl schütteln bei feierlichen Anlässen patriotisch-österreichische Gedichte aus dem Ärmel. Vogel hat eine Balladenmanufaktur angelegt, und versieht sämmtliche Zeitblätter und Almanache mit kurzer und langer Waare dieser Gattung.

Von den Wellen dieser philisterhaften Bewegung wird freilich die Poesie Grün's und Lenau's nicht getragen. Wiwohl beide geborne Oesterreicher sind, tragen doch ihre Erzeugnisse das Gepräge erotischer Bildung. Denn sowohl der Liberalismus des Ersteren, als die religiöse Weltanschauung des Letzteren schwimmen in einem geläuterten Ideenäther, der für die derben Brustwerkzeuge der Oesterreicher, und namentlich der Wiener ziemlich irrespirabel ist. Zu

einer solchen Höhe ragt ihre in dem ersten Stadium der politischen und religiösen Gährung befangene Gesinnung keines Falls hinan. Wenn irgend eine Weltansicht hier im größern Maßstabe regiert, so ist es die Benthamsche Nützlichkeitslehre, die Philosophie des gemeinen Menschenverstandes. Ideale Auffassungen sind zur Stunde noch selten, und so wie der Oesterreicher, wenn er überhaupt politisirt, über den Tadel der Verwaltung nicht hinaus kommt, ja ein preußisches Administrationssystem wohl gar als das höchste Ziel seiner kühnsten Wünsche und Träume betrachtet, so ist ihm auch der Geist des veredelten deutschen Lammenais noch unbegreiflich und fremd.

Dessen ungeachtet hat Lenau eine Gelegenheit nicht verschmäht, um sich der Schaar der österreichischen Poeten anzureihen. Sein von der Augsburger Allgemeinen der Willhauserischen Zeitschrift nachgedrucktes, in einem öffentlichen Concerte vorgetragenes Lobgedicht auf den Erzherzog Carl hat wahrlich! kaum beigetragen, seinen dichterischen Ruhm zu vermehren. Das Gedicht ist lang, sichtbar mit Fleiß gearbeitet, und enthält doch nicht einen originellen und erhebenden Gedanken. Daß Erzherzog Carl die staunende Welt bei Aspern gelehrt habe, Napoleon sei kein unbesiegbares Wesen, ist eine Phrase, die vielfältig abgedroschen und wiedergekäut wurde. Man findet sie unter andern im letzten Bande der Rotteck'schen Weltgeschichte.

Auch ist's nur eine Phrase, beileibe nicht mehr! und gereicht dem Kaiser, in sofern ihm der Aberglaube übermenschliche Gewalt zuschrieb, fast zu größerer Auszeichnung, als seinen Besieger. Woran lag's, daß dieses Gedicht so überaus matt und ideenlos ausfiel? Fühlte sich Lenau von der Schönheit des Stoffes wahrhaft begeistert und durchdrungen, so ist kaum zu begreifen, daß er ihm keine überraschende Seite abzugewinnen wußte. Mangelte es ihm an Begeisterung, wozu das Gedicht?

Es war von jeher eine Force aller Autoren, welche in freisinniger Weise über wienersche und österreichische Zustände schrieben, die hiesige Journalistik gewissermaßen par preference zu verurtheilen. Sie hatten nicht Unrecht. Denn die Journale spiegeln nun einmal das Denken, Sinnen, Trachten, Schwärmen, Fühlen des Volksgeistes im Großen ab, und der Censurmaulkorb mag noch so straff vorgezogen sein, einigermaßen läßt sich der Gedankenkreis des Geistes immerhin nach den Journalen ermessen. Ob belletristisch, ob politisch, ob gemischt, jedes Journal steht den Inspirationen desselben unmittelbar nahe, und wirkt auch mit besonderer Macht auf ihn zurück. Eine verächtliche Journalistik ist ein böses Omen für den Volksgeist. Und beim Himmel! wenn es irgend eine verächtliche, wahrhaft nichtswürdige Journalistik giebt,

so ist dies zuverlässig in Oesterreich und besonders in Wien der Fall. —

Zur Entschuldigung dieses Umstandes dient nicht sowohl der ungeheure Censurdruck — denn wie gesagt, eine ehrenhafte Gesinnung vermag sich unter allen Verhältnissen zu bewähren — als vielmehr die Thatsache, daß Concessionen in der Regel nur an polizeilich erprobte Individuen verliehen werden. Der Redakteur wird hier halb und halb von der Regierung angestellt; der Widerruf der Concession versteht sich von selbst und somit ist er nicht viel mehr, als ein willenloses Werkzeug in der Faust der privilegirten Verfinsterer. Was vermag er denn beim besten Willen zu bieten? Erbärmliche, auf pikanten oder frappanten Effekt berechnete Novellen, wobei er sich der Geschichte und der politischen Ereignissen der Gegenwart kaum annähern darf; humoristische Aufsätze ohne erheblichen Inhalt, Theaterkritiken und Tagesneuigkeiten. Die Novellen sind wohl nur für den Troß des Publikums lesbar; die sogenannten Humoresken, Genrebilder, Reflexionsaufsätze u. dgl. m. sind im höchsten Grade abgeschmackt, weil sie voll nichtigen Wortgeklingels fast nie ein ernstes Objekt berühren dürfen.

Saphir ist unstreitig ein Talent in diesem Genre, und doch wäre er ohne seine Reise nach Norddeutschland, welche ihn wieder literarisch flott machte, beinahe verkümmert. Also lähmend wirkte

auf seinen launevollen Geist die furchtbare Nothwendigkeit, sich beständig mit elenden und läppischen Stoffen abzuhetzen. Sein Humorist spielt unter solchen Verhältnissen eine ziemlich traurige Figur. Die Leser finden ihn abgeschmackt und in geschraubter Weise sich unaufhörlich selbst wiederholend. Je nun, die Schuld liegt bloß theilweise an ihm. Der Koch des berühmtesten europäischen Gourmands, Sr. Majestät des allerhöchstseligen Kaisers von Rußland, Alexander, hätte trotz seiner raffinirtesten Kunst wenig Schmackhaftes producirt, wenn er außer Mehl, Schmalz und Eiern keine Ingredienzen bekommen hätte. Alle Tage einen loyalen Eierkuchen! Welche Zumuthung! Barbarisch genug! um den ungebildesten Geschmack zu empören. So ergeht es dem hiesigen Großhumoristen. Die erlaubten Stoffe sind ihm mit der Censurelle zugemessen. Außerdem sind ihm höchstens verblümte wenig sagende Anspielungen gestattet, und selbst dieser armselig enge Kreis würde ihm noch bei weitem mehr verengert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit die patriotisch österreichische Lärmtrompete zur Hand nähme, um entweder eine Ode an höchstgeborne Personen oder ein Anathema wider freisinnige Schriften nothgedrungenermaßen in die Welt hinauszublasen. Daß Saphir sich zu dergleichen herabläßt, ist übrigens unter keinen Umständen ganz zu entschuldigen. Die Theaterzeitung des Herrn Bäuerle ist als gesellige

Klatschmaschine in Deutschland zu wohl bekannt, als daß es von nöthen sein mag, dieselbe weitläufig zu charakterisiren. Sie besteht durch die geschmacklosesten Abfälle der französischen Journalistik, welche die Helfershelfer des Redakteurs fleißig auffammeln und höchst bunt zusammenwerfen, und durch Nachdruck kleiner Artikel aus der Leipziger Modezeitung u. s. w. Es ist im eigentlichsten Sinne des Volks eine Zeitung für Pflastertreter und Müßiggänger, und hilft die Konversation in Bierhäusern mächtig befördern. Man erfährt übrigens durch selbe weit eher, was in Batavia oder China sich ereignet, als Wiener Memorabilien. Der größte Theil der pikanten Stadtereignisse ist ja doch verbotene Waare; und Herr Bäuerle glaubt ja bekanntlich an vier göttliche Personen, an den Vater, den Sohn, den Geist und den k. k. österreichischen Censur- und Polizeipräsidenten. Die Devotion dieses Mannes geht der Censurbehörde gegenüber so weit, daß er jede Gelegenheit benutzt, ihr Dankaddressen darzubringen. So that er in einem Falle, wo sieben andere Redakteure sich zu einer ernsten Beschwerde vereinigt hatten. So thut er bei jeder Gelegenheit, und so wird er thun, so lange der Knechtgeist den Unternehmer eines Journals am bequemsten durch die drohenden Censurklippen hindurch zu geleiten vermag.

Dieses Blatt ist seiner ursprünglichen Bestimmung zu Folge ein Theaterblatt. Sei man der leidenschaftlichen Theaterlust der Wiener noch so abhold, so läßt sich doch füglich nicht längnen, daß durch eine gesunde Theaterkritik die öffentliche Meinung des Publikums in gewisser Hinsicht geübt werden könnte. Theils giebt es gute und schlechte Theaterdirektionen, für oder gegen welche man von Zeit zu Zeit Partei ergreifen mag; seichte Produkte tauchen auf, worüber die vorlaute günstige Ansicht des Publikums zu berichtigen ist; das verkannte ungewürdigte Gute bedarf der Unterstützung; die Gewohnheit des großen Publikums, das Theater lediglich als Untersuchungssache anzusehen und dessen organischen Zusammenhang mit der Kunst gänzlich zu ignoriren, soll bekämpft und eine reinere Ansicht verbreitet werden; das dunkle Gefühl des Publikums, welches bei seiner Beifalls oder Tadelspende es leitet, ist allemal zu analysiren und ein klares Bewußtsein des Gegenstandes aufzulösen. Mit einem Worte, die Macht der Presse könnte sich einerseits dem Volke, andrerseits einem großartigen organisirten Institute gegenüber würdevoll geltend machen, und eine solche Theaterkritik wäre kein verwerflicher Vorläufer der noch ungebornen österreichischen Publicistik. Allein wie jammervoll, wie schmählich ist diese Kritik im Allgemeinen, namentlich in dem vielgelesenen Blatte des Herrn Bäuerle, bestellt. — Seine Referenten sind

größtentheils angewiesen, im Interesse der Theaterdirektionen zu schreiben. Herr v. Holbein muß mit größter Delikatesse behandelt werden; Meynert, welcher über die Erscheinungen des Burgtheaters berichtet, ist im Besitze ziemlichen Geistes, hübscher Kenntnisse und einer zierlichen, besonders elastischen Sprache. Aber bei acht unter zehn Fällen darf er kaum wagen, mit seiner wahren Ansicht herauszurücken; er findet sich vielmehr veranlaßt, hinter dem Berge zu halten, so vieldeutige Wendungen zu nehmen, daß mancher Artikel weit eher einer diplomatischen Note als einer ehrlichen Kritik gleicht. Scribe, Gutzkow u. dgl. dürfen, weil sie Ausländer sind, von Zeit zu Zeit gerupft und in kritische Fetzen zerrissen werden; mit den Inländern ist dies ein bei weitem hacklerer Fall. Da treten Connexionen, Rücksichten, ja sogar unmittelbare Protektionen ein. Was z. B. Halm liefert, darf nie mit der Faust des Anatomen angepackt, sondern höchstens mit delikater Kaninchenpfote gestreichelt werden. All diesen Rücksichten setzt Bäuerle nicht nur mannhaften Widerstand entgegen, die Ehre und das gebildete Publikum ins Auge fassend, sondern zeigt sich vielmehr als die personificirte Nachgiebigkeit. Das Spiel der Hofburgtheatermitglieder ist, den Referaten der Theaterzeitung zufolge, meist unübertrefflich, untadelhaft, und die bitterste, grausamste Verurtheilung der Weise, in welcher irgend ein Mitglied

seine Rolle durchführte, besteht darin, daß es nicht beurtheilt, d. h. gelobt, sondern vielmehr mit Stillschweigen übergangen wird. Man könnte glauben, durch Saphir's Kritik, die sich mitunter recht schneidend äußert, werde dieses erbärmliche Lobhudelwesen ausgeglichen. Zum Theil ist dies wohl der Fall. Aber die Stärke Saphir's ist die Laune, die Bonmoterie, die pikante aber ungezwungene Auffassung der Dinge und Verhältnisse, die Saphistik des Witzes. Diese eigenthümlichen Dispositionen seines Geistes spielen ihm beim kritischen Geschäfte manchen üblen Streich. Er macht Späße, und giebt sie nicht selten für Gründe aus. Aus blitzendem Impromtus leitet er umfassende Folgerungen ab und bildet sich wohl selbst ein, Grundsätze aufgestellt zu haben. Es mangelt ihm nebstbei an gediegener wissenschaftlicher Bildung und kalter Unbefangenheit. Er benimmt sich in den meisten Fällen weit eher wie ein Sachwalter, als ein Richter, dem nur die Wahrheit heilig sein soll! Für die musikalischen Referate ist bei der Theaterzeitung Herr Heinrich Adami angestellt, ein langer, blaßer, hagerer, noch ziemlich junger Mann, der als Kriminalbeamter vielleicht das Strafgesetzbuch, aber nichts weniger als den Generalbaß gründlich studirt hat. Seine Urtheile sind die eines Laien, und die Künstler lassen sich das gefallen, weil er in der Regel Niemand weh' thut, um so weniger, da sich

Oper und Ballet unter unmittelbarem Schutze Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Sedlnitzky, welcher den Kehlen der Sänger und den Beinen der Tänzerinnen mit besonderer Affektion zugethan ist, befinden. Bei den musikalischen Referaten ist es ein gar häufiger Fall, daß selbst gelinder und motivirter Tadel, bloß weil er dem Censor mißfällig scheint, rücksichtslos ausgemerzt wird. Unter solchen Umständen darf Niemand mit Fug und Grund begehren, daß sich das Talent eines Berlioz zu dem Geschäfte, welches der anspruchslose Adami fleißig verrichtet, herleihe! — In Betreff der Vorstadt-Theater ist Bäuerle kritischer Selbstherrscher. Er denkt sich newlich: Einmal Dir, Zweimal mir, und weil er das unbefangene Urtheil bei den Leistungen der Hoftheater den Protektions-Aussichten opferte, so will er auf seinem Felde auch con amore protegiren, nach Gunst oder Ungunst richten und verdammen, oder bis zum Himmel erheben. Er bedient sich zur Vorstadt-Theaterkritik einiger gefälliger Werkzeuge, z. B. seines Sekretairs Metzger, seines Übersetzers Eugen Horvath, fälschlich von Horvath sich betitulirend, und läßt den Direktor Karl über alle Maßen auf eine wahrhaft unverschämte Weise herausstreichen. Diese Posaunenstöße, welche dem unübertrefflichen Mimen, dem noch unübertrefflichern Direktor, dem allerunübertrefflichsten Geschäftsmann und Theaterkenner, dem Geschmack-

kundigen, alles Schöne, Gute und Nützliche aufs wärmste befördernden, dem großen genialen Manne, welchen die Insipidität des großen Wiener Publikums beinahe zu einem Millionär machte, während sein ganzes gepriesenes Genie auf die kleine, unwürdige Kunst die Schwächen der Menschen pfiffig zu benutzen und den Staberl mit langem Zopfe und kurzem Humor zu spielen, hinausläuft, ist wahrhaft ekelerregend. Daß es an Seitenhieben auf den zweiten Vorstadt Theater-Direktor Franz Pokorny, nicht fehlen darf, versteht sich von selbst. Übrigens ist das Theater in der Josephstadt, welches dieser Mann leitet, in der That keines kritischen Schutzes würdig. Während die Bühne des Herrn Carl den stereotypen Koketterien der Madame Brünning, zur gänzlichen Verderbniß der Wiener Sitten, einen weiten Spielraum eröffnet, während der Witz Nestroy's als scharfe zersetzende Lauge auf den Rest der sittlichen Begriffe des theaterlustigen Publikums wirkt; hat Pokorny sich ein ganz eigenthümliches Zugmittel ersonnen.

Er verwendet nämlich alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Scenirung glänzender Schaustücke, wobei Costümes, Dekorationen, Tänze, Chöre u. dgl. in Hülle und Fülle vorkommen. Zu dem ist es ihm gelungen, einer bedeutenden Anzahl hübscher junger Mädchen habhaft zu werden, welch in eigens ihretwegen verfaßten Stücken als Bajaderen, Ama-

zonen, schlimme Frauen im Serail, Luftgeister u. dgl. figuriren, und die waden- und taillenverschlingenden Lorgnetten der Herren im Parterre und in den Logen beschäftigen. Ganz abgesehen von dem Umstande, daß in den Volksstücken des Josephstädter Theaters ebenfalls auf die schlechten Neigungen des Publikums spekulirt wird, sind sie denen der Carl'schen Bühnen an Witz und lustiger Laune sogar nachzusetzen. Es wäre von Seite der Theaterzeitung unter solchen Umständen nur die Übung einer kritischen Gerechtigkeitspflicht, wenn sie gegen sämmtliche Vorstadtbühnen einen lebhaften Offensivkrieg begänne. Allein schmachvoll und unehrenhaft ist die Taktik, eine Direktion blos darum zu verfolgen, weil der andern dadurch eine schmutzvolle Gefälligkeit erwiesen wird. Wie kommt es denn überhaupt, daß die losen Erzeugnisse der Wiener Lokalmuse so ernsthafter weitläufiger Besprechung in den Blättern gewürdigt werden? — Sind die Wiener Journalisten verblendet genug, die Posse als ein Objekt gründlicher Kunstkritik ansehen? Dergleichen sollte höchstens wie ein flüchtiges Tagesereigniß abgefertigt werden. Vor ungefähr funfzehn Jahren war dies auch wirklich der Fall. Aber Herr Bäuerle, der sich selbst unendlich gerne geschmeichelt sieht und damals bei dem Theater in der Leopoldstadt als Dichter angestellt war, schmuggelte die Unsitte der ausführlichen Vorstadttheaterkritik vorerst in seinem Blatte ein, und

die Andern machten es ihm konsequent nach. Am respektabelsten bewährte sich auch in diesem Genre der Saphir'sche Humorist, der die Posse mit ihren unziemlichen Ansprüchen oft tüchtig auf das Maul schlug. Schlesinger, der gewöhnliche Vorstadttheater-Referent dieses Blattes, schreibt zwar mittelmäßiges Deutsch, hat jedoch eine schätzbare, derb satyrische Ader. Bäuerle ist ein beneidenswerther Mann; Direktoren, Künstler und Schauspieler männlichen und weiblichen Geschlechts wetteifern um seine Gunst. Ein wahres Glück, daß sie im Ganzen genommen leicht zu gewinnen ist. Bäuerle huldigt dem Grundsatze, das unverschämteste Lob könne niemals, der gegründetste Tadel jedoch sehr empfindlichen Schaden verursachen. Wohlfeiles Lob! seltener Tadel! Das ist beiläufig sein Grundsatz im literarischen Handelsverkehr. Er kennt übrigens sein Publikum und die Verhältnisse gar genau, er weiß, daß die Journalistik in Oesterreich höchstens in soweit geduldet wird, als sie eine unbissige Schooßhundnatur zeigt. Er hegt daher eine unüberwindliche Scheu vor jeglicher Satyre. Persönliche Anspielungen sind ihm ein Gräuel, selbst wenn sie unwichtige Personen betreffen. Im Fache des Patriotismus ist er überschwänglich. Oesterreich und das Paradies sind ihm gleichbedeutende Dinge. Sein konservatives Glaubensbekenntniß ist nicht einmal affektirt. Es entspringt aus dem dunkeln Vorgefühl,

daß mit dem ersten in Oesterreich einfallenden Licht-strahle die Abonnentenherrlichkeit seiner Theaterzei-tung ein schmachvolles Ende nehmen würde. Seine Dienstfertigkeit gegen Behörden geht erstaunlich weit, sie geht wohl gar so weit, daß er auswärtige Re-daktionen zur Auslieferung ihrer Wiener Korrespon-denzen zu bereden weiß. Ein interessanter Fall dieser Art betraf unter andern einen Herrn Naske, der deshalb zahllose Verdrießlichkeiten zu bestehen hatte. Sei das Faktum wie immer geartet, die frei-willige Intervention des Theaterzeitungsmannes ver-mag in keinem Falle gerechtfertiget zu werden. Die Wiener Zeitschrift des Herrn Witthauer gleicht einem Mädchen, das zwar eines vortrefflichen Rufes genießt, dessen ungeachtet aber wenig Verehrer zählt, weil sie sich nicht hinlänglich interessant zu machen versteht. Das Blatt wird ehrenhaft geleitet. Man hört nichts von den gewöhnlichen beliebten Bübereien. Auch wird barer Unsinn, der sich zu hohlem Wort-schwalle aufbläht, darin nicht angetroffen. Allein der ganzen Unternehmung liegt eine etwas philisterhafte Weltansicht zum Grunde. Redakteur und Mitarbeiter bilden eine streng abgeschlossene Coterie und halten sich deshalb, weil sie rechtschaffene Männer sind, für aus-gezeichnete Schriftsteller. Weil Saphir Schulden hat und ein abenteuerndes Leben führt, glaubt Wit-thauer ein besserer Kritiker zu sein. Je nun,

derselbe hat, wahrscheinlich aus tiefster, innigster Überzeugung — denn diese ist wohl von der Rechtschaffenheit unzertrennlich — Halms Sohn der Wildniß ein vollendetes Meisterstück genannt, das kugelrund und für den kritischen Tadel beinahe unfaßbar sei. Der Gott der Musen wollte ihm diese schwachsinnige Überzeugung mildest zu Gute halten. Herr Ebersberg, Herausgeber und Redakteur des österreichischen Zuschauers, spekulirt auf die Moral. Er trieft von Salbung, ertheilt der lieben Jugend allerlei erbauliche Lehren, ist grob, wie ein Portier, wenn er noch so delikat angegriffen wird, bildet sich ungeheuer viel auf sein Talent zum Jugendschriftsteller ein, schreibt einen sehr gequetschten Styl, halb mit Dinte, halb mit sichtbarem Schweiß, hat noch keinen einzigen originellen und geistreichen Gedanken zu Markte gebracht, schimpft alle anonymen Schriftsteller, ist fürstbischöflicher Rath, zugleich ungebetener Rathgeber der ganzen Welt, liebenswürdig, ein passionirter Dutzbruder, pünktlicher Honorarzahler, 20 bis 40 Kr. pr. Spalte, spricht von seinem Redaktionsgeschäfte mit einer Weihe, als ob er Eigenthümer der Times mit ihren 100,000 Pränumeranten wäre, und thut, als ob er sich ganz und gar dem Wohle der Menschheit opferte, während er jährlich für sein Schmierblättchen wenigstens 2000 fl. Conventions-Münze reinen Gewinn einstreicht. Sein Todfeind

ist Herr Weiß, Verfasser der Hans Jörgelbriefe, welche im lokalen Dialekte geschrieben sind, viel Laune, jedoch gröbster Sorte, enthalten, ziemlich freie Censur genießen, dafür jedoch manche Regierungsmaßregel dem Pöbel in treuherziger Weise mundgerecht zu machen beflissen sind. Die Fehde Hans Jörgels mit dem literarischen Ritter von der traurigen Gestalt, Ebersberg war sehr drollig, und endete beinahe mit einem Injurienprozesse. —

In der Masse der übrigen Blätter begegnen wir zwei grundverschiedene Strebungen. Im Wanderer, Sammler findet sich die Gemeinheit der Bäuerle'schen Theaterzeitung wo möglich noch überboten. In der Schmidtschen Musikzeitung, den Frankl'schen Sonntagsblättern regt sich dafür eine Tendenz zum Modernen und Ästhetischen, die wohl Anerkennung verdient, allein selbe im Publikum noch immer nicht gefunden zu haben scheint. —

Nur in einem Punkte begegnen sich alle Wiener Blätter. Alle enthalten Aufsätze von Herrn Gräffer in Menge, welche sammt und sonders stillen brütenden Wahnsinn beurkunden. Ich wünsche diesem Manne baldige Besserung.

Dritter Brief.

Die Wiener dramatischen Autoren und das Theater.

Grillparzer schweigt. Auch das Schweigen ist eine Sprache. —

Das Bedürfniß dieses Schweigens fühlt der hochwohlgeborne, neuerlichst mit dem baierischen Michaelisorden geschmückte Herr Regierungsrath Freiherr Münch-Bellinghausen nicht; denn er beeilt sich, jährlich den österreichischen Parnaß mit einigen Blüthen zu bereichern. Der gefräßige und geduldige Theatermagen Deutschlands verschlingt all diese Stücke; sein Name ist deshalb kein unbekannter, und die Kritik hat seine dichterischen Nieren sorgsam geprüft. Wenn ich demnach als ein Unbefangener, weder durch den Titel des Herrn Regierungsraths, noch durch den Inhalt seiner Werke

Geblendeter, der Meinung huldige, daß seinen Productionen der echt poetische Kern gänzlich mangelt, und sie wohl nur deshalb gefallen, weil sie den gemeinen, höchst alltäglichen und erbärmlichen Neigungen des großen Publikums schmeicheln, so ist diese Behauptung glücklicher Weise nicht im Geringsten neu, und frappirt wohl nur manchen österreichischen Leser. Es ziemt sich jedoch in keinem Falle, den Beweis schuldig zu bleiben. Wohlan! prüfen wir! Herrn Halms sogenanntes Meisterwerk: „Der Sohn der Wildniß," liegt gedruckt vor. Folgen wir dem Gange der Handlung Schritt für Schritt! — Parthenia, die Heldin des dramatischen Gedichtes, zögert, dem philisterhaften und wucherischen Krämer Polydor ihre Hand zu reichen; das begreift sich. Von ihrer Mutter gehörig belehrt, daß diese Heirath der ganzen Familie und namentlich dem Vater, der beinahe erliegt unter der Last seines Geschäftes, zum Heile gereichen würde, faßt sie den muthigen Entschluß, Polydorn zu heirathen, tritt jedoch unverweilt zurück, als sie erfährt, daß ihrem Vater die gehoffte, direkte Hülfe nicht zu Theil werden wird. Inzwischen langt die Nachricht an, ihr Vater sei von den Tektosagen gefangen worden. Nachdem sie bei den Freunden und der Stadtobrigkeit vergebliche Schritte zu seiner Befreiung gethan, entschließt sie sich ganz kurz, in das Lager der Tektosagen zu gehen, und ihre Person

statt eines Lösegeldes darzubringen. Hierin äußert sich das Motiv einer mächtigen Kindesliebe. Sie geht. Es ist wohl kaum zu entschuldigen, daß sie so gänzlich ohne Plan und Ueberlegung, bloß im Glauben an den Genius, in die Welt hinausläuft. Es wäre wohl zweckmäßig gewesen, einige Begründung mindestens diesem abenteuerlichen Entschlusse zu geben; die Gutmüthigkeit, die Treue der Tektosagen zu erwähnen, die Formen der Sklavenauslösung zu bezeichnen, und es ein Bischen wahrscheinlich zu machen, daß die gute Parthenia, die nicht viel mehr erfuhr, als daß die Räuber ihren Vater in das Cevennengebirge geschleppt hatten, doch die eine Hälfte ihres Zweckes, nämlich die Auffindung dieser Personen zu realisiren, mit einiger Zuverlässigkeit hoffen konnte. Doch ist dieser Fehler noch kein unverbesserlicher. Es gelingt ihr, den Vater und die wilde Bande, welche ihn gefangen hält, aufzustöbern. Sie tritt vor dem rauhen, bärtigen und mit einem Bärenfelle bekleideten Führer Ingomar, mit einer übernaiven, überjungfräulichen Keckheit hin, und offerirt sich als lebendiges Lösegeld statt des Vaters. Wäre sie ein Kind, das mit dem Leben und seinen Schicksalen verwegen spielt, so könnte man sagen, das einseitige, kindliche Gefühl habe sie zu diesem Schritte hingerissen. Aber sie ist offenbar über die Flügeljahre hinaus und nicht bloß eine mannhafte, sondern noch obendrein eine mann=

bare Jungfrau, welche recht gut weiß, weßhalb sie den Dolch in ihrem Busen verbirgt. Aus diesem Verhältnisse läßt sich nun vielerlei folgern. Ein solcher Schritt eines braven Mädchens setzt unendliche Selbstüberwindung, mithin unendliche Liebe zu der Person, welcher das Opfer gilt, nothwendig voraus. Handelt dieser Vater nicht erbärmlicher, als der erbärmlichste der Menschen? Es bedarf keines feinern und sublimeren Gefühls, um das gränzenlose Opfer eines theuren Kindes als ein unannehmbares zu erkennen. Dieser alte Wicht ist feige, schamlos und niederträchtig genug, die Freiheit zu wählen, statt fest an der Seite seiner Tochter zu verharren. Er geht, allerlei Drohungen murmelnd, allein er geht. Parthenia's überschwengliche Liebe zu einem so charakterlosen Schwachkopfe, erscheint, ungeachtet der physischen Descendenz, nicht gehörig motivirt. Es war blinde Blutliebe, was sie daher trieb, und sie mußte wenigstens einigermaßen erschüttert und betroffen über solches Benehmen scheinen. Es liegt ferner in der Natur der Sache, daß ein junges zartes, wenn noch so waghaftes Mädchen in einer so außerordentlich bedenklichen Situation, preisgegeben der rohen Gewalt zuchtloser Barbaren, wenigstens hat sie kein authentisches Zeugniß über Ingomars gute Sitten in der Tasche — losgerissen von allen bisherigen Banden und Gewohnheiten ihres Daseins, tief bewegt

sei, und die natürliche Angst und Schüchternheit in ihrer Seele Platz greife, sobald die nervöse Spannung, unter deren Einfluß sie bisher thätig war, nachläßt. Von all dem keine Spur! Ich bewundere die Trefflichkeit ihres Magens, in so fern sie nicht bloß Hunger und Durst verwindet, nachdem sie so lange in den Wäldern und Bergen herum gelaufen, sondern mehr noch, weil sie die bärtigen und fürchterlichen Tektosagen so nonchalamment verdaut, als kämen ihr diese derben und markigen Bursche recht gelegen. Sie stampft mit dem Fuße, erklärt, nicht weinen zu wollen, schwenkt die Methkrüge aus, und beginnt nun Kränze zu flechten. Sie nützt eine Wendung des Gespräches, um Ingomarn in Betreff seiner Herzensangelegenheiten auszuforschen, und nun folgt jene berühmte Explikation des Wesens der Liebe, welche in den zwei Zeilen:

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag"

ihren Culminationspunkt erreicht. Soll dieses gesammte Benehmen aus reiner Seele absichtslos hervorgehen, dann ist es eine psychologische Unmöglichkeit, welche uns der Dichter mit allem Aufgebothe seiner zuckernen Redensarten nicht glaublich machen wird. Liegt jedoch demselben nur ein Atom Studirtheit und Absichtlichkeit zum Grunde, dann ist Parthenia ein merkwürdiges Talent in den Künsten

des Heuchelns und Buhlens. Eine Jungfrau, die so mir nichts dir nichts mit den Barbaren fraternisirt, gemahnt etwas zu stark an die fille du regiment mit ihrer von ein paar tausend Schnurrbärten gehüteten Unschuld. Der Hauch, welcher diese seltsame Scene durchweht, ist nichts weniger als frisch und lauter. Hätte die gute Stadt Massilia die raffinirteste Grisette ausgesendet, um den ungebärdigen Tektosagenhäuptling zu kirren, diese hätte gerade so und nicht anders zu Werke gehen müssen. Die höchste Unschuld und die höchste Koketterie mögen zwar ein und dasselbe Resultat bewirken; allein die Formen, worin sie sich äußern, können doch unmöglich dieselben sein. Wie geschraubt ist hier nicht jedes Wort, echtes Komödienwerk! Wie alles auf das genaueste berechnet, um den aufrichtigen, kreuzbraven Ingomar zu fangen! Da glaube der Teufel an zufällige Begegnung der Seelen. Sentimentale Tektosagen mögen so dumm sein, wir Männer des neunzehnten Jahrhunderts sind es nicht. Woher stammt jedoch der unläugbare, mächtige Eindruck dieser Scene? — Etwa aus der Tiefe des Gemüths? — Gott bewahre! Da müßte Halm ein wirklicher Dichter sein. Er entwickelt sich vielmehr aus einem pikanten Kontrast. Die unzüchtige Koketterie, welche in den Boudoirs mancher eleganten Damen eine so hohe Rolle spielt, die Methode, wonach mancher eherne Jünglingsgeist

allmählig abgeschwächt und zum bethörten Liebhaber erniedrigt wird, um dereinst als Wüstling aus diesem saubern Taumel herauszutreten, ist hier treulich wiedergegeben, nur ist sie lackirt mit der Farbe der Unschuld. — Das pikirt und erfreut so wohl die Herren als die Damen. So wie einst die nichtsnutzige Brut der französischen Höflinge in dem Genre der Idyllen sich spiegelte, so bespiegeln sich auch die lüsternen Weiber und die lendenlosen Lions der Gegenwart in dem Stücke Friedrich Halms, welches eben deshalb bei dem Theaterpublikum unserer Tage ein so außerordentliches Glück machte. Diese Annahme ist nichts weniger als gewagt, und gewiß psychologischer begründet, als der zweideutige Charakter der Parthenia. Doch sehen wir weiter! Der gute Ingomar verliebt sich über Hals und Kopf. Als seine Liebe in das Gebiet der Sinnlichkeit abzuschweifen beginnt, flößt ihm Parthenia durch eine obligate Dolchparade den gebührenden Respekt ein. Wäre es nicht angemessener für ein durch und durch unschuldiges Mädchen, es mit Bitten, Blicken und Thränen zu versuchen, statt die unheilvolle Waffe beharrlich zu schwenken, wie ein italienischer Bandit. Wenn Parthenia nur einigermaßen ahnt, daß Ingomar ein fühlendes Herz im Busen trägt — und das geht ja wohl aus ihren eigenen Worten hervor — so müßte sie der feine, weibliche Instinkt veranlassen, die Wallungen seines

Blutes durch sanfte Einwirkung auf sein Herz zu beschwichtigen. Es fügt sich nunmehr, daß Ingomar Gelegenheit nimmt, ihr das höchste Opfer darzubringen; er verläßt seine Kampfgenossen, leistet auf Ruhm, Sieg, Beute und Herrschaft mit Freuden Verzicht, um ihr allein folgen zu können. Ungeachtet ihres eingefleischten Griechenthums mußte sie doch einsehen, daß er aus uneigennützigster Liebe und Hingebung für ihre Person gehandelt habe; sie hingegen weiß ihm bloß mit sechs matten Versen kühlen Dank, und mahnt ihn an das Scheiden und an die Freiheit, die er ihr früherhin in einer raschen Anwandlung geschenkt. Seine Reden athmen das reinste, aufopferndste Gefühl; sie führt nach solchem Vorgange die lieben Eltern, die bekanntlich keinen Pfennig werth sind, im Munde, und weiß ihm nicht das geringste Trostwörtlein zu sagen; ja zum Schlusse nöthigt sie den stolzen Löwen der Wildniß sogar ein Körbchen mit Erdbeeren zu tragen, während sie mit Schild und Speer ausschreitet, zur Symbolisirung der gezähmten und gebrochenen Manneskraft. So handelt eine Egoistin und kein liebefähiges Geschöpf. Der vierte Akt vollendet die Schmach des armen, am Gängelbande herumgeführten Liebhabers. Nachdem er sie mit der treuesten Sorgfalt „Drei Tag' und Nächte, allein, durch Moor und Wald und Dorngeflechte" geleitet und bis in die Nähe Massilias gebracht, bietet

er ihr sein Herz, seine Hand, sein Leben, sein Alles; nur möge sie ihn nicht verlassen, und sein Weib werden wollen. Allein die Griechin nennt das Sirenenlieder. Fühlt sie nicht, daß so nur die höchste, edelste Liebe zu sprechen und zu handeln vermag, dann ist sie ein blödes, egoistisches Weib; fühlt sie es aber, und vermag sie dessen ungeachtet, ihres eignen Busens Regungen verläugnend, den Popanz der konventionellen Formen und der auf so hohlem Grunde beruhenden Elternliebe vorzuziehen, dann ist sie ein pfiffiges egoistisches Weib. Der Egoismus ist in Sachen der Liebe tödtliches Gift. Für eine Shakespearsche Julia schlägt man gern eine Million Parthenien in die Schanze. Sage man nicht, dies sei ein anderes Genre! Die Mannigfaltigkeit liegt in dem Aeußerlichen, im Unwesentlichen. In der Region der edelsten Gefühle waltet eine gewisse unveränderliche Einheit. Die Obstfrüchte sind verschieden an Farbe, Größe, Geschmack und zahllosen anderen äußeren Beschaffenheiten, aber sie laben sämmtlich den Gaumen lebender Geschöpfe, alle dienen zur Erquickung, zum Genusse. — Die Genußbarkeit, das ist ihre Einheit. Also ist auch jene höhere, von sinnlichem Beigeschmack gereinigte Liebefähigkeit, die Grundbestimmung des Weibes. — Die echte, unbedingte Liebe hingegen kalkulirt nicht, macht keine Pläne und Projekte, sondern geht durchaus redlich und hingebend zu Werke. Ingomar,

von Parthenien gar bitter angeregt, beschließt, sie zu fliehen, und geht. Sie meint: „Ich kann es tragen, wenn er gehen kann.“ Allein er kann nicht; von der Leidenschaft bewältigt, kehrt er wieder zurück, und macht ihr dieses demüthige Geständniß, indem er zugleich seinen Entschluß kundgiebt, ihr nach Massilia zu folgen, und sich daselbst zu civilisiren. Unwillkürlich muß dieser Moment an den Triumph so mancher Weltdame mahnen, welche mit einem Gemisch von Zuversicht, Spannung und Bangen einen liebesiechen Jüngling aufstürmen sieht, um sich ihren gefährlichen Schlingen zu entreißen, und mit klugem Takte doch zu ermessen weiß, daß er wider Willen zurückkehren werde! Dieser Wendepunkt der ganzen Handlung enthüllt ihre Schwäche. Ist Parthenia nicht die vollendetste, raffinirteste Kokette, so muß sie tiefer empfundene Worte, als sie in ihrem Monolog bringt, gewissermaßen als sichtbar aufsteigende Seufzer ihres Herzens sagen. Allein, dies Herz ist stumm, weil es eiskalt ist; ganz das Herz einer modernen Männerbezwingerin! Im vierten Akte wird das Werk vollendet. Ingomar läßt sich alle Forderungen, die an ihn gestellt werden, mit Vergnügen gefallen, ohne übrigens von den Wohlthaten und Vortheilen der Cultur vorläufig nur die geringste Kenntniß zu haben. Er entschuldigt sich bei sich selbst mit dem Gemeinplatze, daß nicht das Werk, sondern die Weise, wo-

mit der Mensch es treibe, berücksichtigt werden müsse. Nur sein Schwert will er nicht gutwillig abgeben! Er meint, Schwert und Mann seien Eins; und nach seiner Denkweise ist dies vollkommen richtig. Weil es jedoch verboten ist, die gute und friedliebende Stadt Massilia bewaffnet zu betreten, so macht Parthenia kurzen Prozeß und nimmt ihm die Seitenwaffe, mit den freundschaftlich klingenden Worten ab: „Ei, wer das Ende will, muß den Anfang wollen.“ Die Duldsamkeit des Tektosagenhäuptlings bei dieser Procedur, die ihn polizeimäßig qualificirt, beweist wohl augenscheinlich, daß er bezwungen und eines ernsthaften Widerstandes unfähig gemacht ist. Allein ziemt es sich nicht, daß Parthenia in allen diesen Dingen nicht blos ihren Eigenwillen, sondern auch Gründe mitunter anführt? — Sollte die Civilisation nicht bei Ingomarn ihre Berechtigung geltend machen? Deutet übrigens nur eine Situation hierauf, und sinkt das Gemälde in Folge der Vernachlässigung, wornach der Prozeß zwischen Cultur und Barbarei gänzlich unausgefochten bleibt, nicht zum Range eines Genrebildes herunter? Worauf macht Parthenia den strebenden Ingomar aufmerksam? Auf diverse polizeiliche Einrichtungen. Dessen ungeachtet vermochte sie dieselben aus manchem höhern Gesichtspunkte zu rechtfertigen. Sie könnte z. B. sagen, das Verbot des Waffentragens beruhe auf der allgemein aner-

kannten Macht des Gesetzes, und dessen Wirksamkeit glänzend schildern. Allein sie zieht das argumentum ad hominem, die unsägliche Verblendung Ingomars vor. Das gemeine Wesen der Stadt zeigt sich ihm vollends nur in argem Lichte. Von Timarchen im fünften Akte zum Verrathe seiner Landsleute aufgefordert, muß er sich wohl mit Abscheu von einer politischen Ordnung der Dinge wegkehren, deren gute Seiten er kennen zu lernen wenig Gelegenheit fand.

Der monarchische Wienerdichter versetzt ihn durchaus in keine passende Situation dieser Art. Vielleicht glich Massilia irgend einem Kontinentalstaate der Gegenwart, wo die Bürger bei weitem mehr Pflichten zu erfüllen, als Rechte zu genießen haben. Ei da mag man es ihm kaum verargen, wenn er das Dickicht des Waldes einem so abgeschmackten Zweigsdasein vorzieht. Das Ansinnen des Verrathes erschöpft die unermeßliche Geduld des stämmigen Culturzöglings, und er beschließt, Parthenien im Stiche zu lassen, Massilia zu fliehen und in den Wald heimzukehren. So unbegreiflich es scheinen mag, daß die gute Stadt Massilia keine Vorsorge getroffen haben sollte, eine solche Flucht unmöglich zu machen — wenn nicht zu befürchten, daß er sich wieder zu seinen alten Genossen schlagen und der Stadt wegen seiner genauen Kenntniß ihrer Einrichtungen gefährlich werden könnte? — so scheint doch das geheime Polizeiwesen

nicht so exact, wie in Wien getrieben worden zu sein; denn man hört sowohl Parthenien als ihn sich ganz ungenirt über die Flucht, als ein leichtes Ding besprechen. Ingomars edles Benehmen hat nämlich die Rinde um Partheniens Herz geschmolzen; sie hat erkannt, daß die Vortheile der Civilisation bloß Nebensache seien und es im Grunde auf die Lauterkeit des Herzens ankomme. Sie bittet ihn demnach schönstens um Verzeihung, und verspricht ihm über Meer, Berg und Thal als treues Weib zu folgen! Ueber dieses träge Herz! Konnte ihr nicht die unendliche, bethätigte Liebe Ingomars längst dieselbe Einsicht eingeflößt haben? Schlafende, Wehrlose nicht zu überfallen, das ist ein kleines Stück Sittlichkeit, welches wohl ein jeder Mensch und Halbmensch, sofern er nicht bei der hochlöblichen Polizei angestellt ist, in seiner Herzenskammer herumträgt. Daran ist die sittliche Tiefe einer Seele keineswegs auszumessen. Der zuverläßigste Maasstab des angebornen Adels ist die Größe der Liebe, deren eine bestimmte Natur fähig ist. Seelen, welche wahrhaft und gränzenlos lieben können, sind auch des stärksten Edelmuths fähig. Diesen Grundsatz wissen alle Herzen auswendig; denn er ist ihnen von Gottes Fingern ursprünglich eingeimpft. Es mag darum sein, daß diese Verrathsgeschichte bei Ingomar den Ausschlag ertheilen, und Parthenia sich bei derselben Gelegenheit

hingerissen fühlen mochte, ihm ihr volles Herz zu offenbaren. Allein ihr Schweigen, ihre Passivität bis zu diesem Augenblicke ist poetisch nicht zu rechtfertigen. Es brauchte keine der mithandelnden Personen in ihrer Seele zu lesen; allein das Publikum muß in einem guten Drama allwissend sein. Das Innerste der handelnden Personen soll klar enthüllt vor seinen Blicken daliegen. Ueberraschungen, welche man in dieser Hinsicht einfädelt, taugen nichts; es sind die erbärmlichsten Coups, würdig eines flüchtigen Vaudevilles, jedoch einer dichterischen Feder zur Unehre gereichend. Wenn Hamlet seinen Wahnsinn heuchelt, so werden die Zuhörer zunächst in das Geheimniß gezogen. Shakespeare entwirrt das feinste und verschlungenste Geäder der psychologischen Zustände seiner Helden; in seiner Zeichnung gibt es nicht einen unklaren Punkt, nicht eine Lücke, nicht einen mangelhaften Strich. Das dramatische Interesse entspringt aus der Wechselwirkung und nicht aus einem Versteckspiel der Charaktere. Die Begebenheiten mögen sich bunt verschlingen und mitunter wunderlich, wie Blitze vom Himmel einfallen. Aber die Charaktere dürfen nicht zwischen Edel und Gemein wie Pendel oscilliren. Macht man hievon die Anwendung, so ist einleuchtend, daß der Dichter gewaltig Unrecht hätte, wenn er die erste, echt menschliche Rührung eines starren Herzens als Knalleffekt sich gewisser-

maßen zum Schlusse aufsparte. Der Zuschauer müßte von dieser Katastrophe bei weitem früher imprägnirt werden. Parthenia muß lange bevor eingesehen haben, daß sie dem ergebenen, hingebenden Jüngling ihre Hand, insofern sie ihn ja selbst liebt, unmöglich versagen darf, und wenn sie den legalen Weg, auf welchem man zu dem Ziele einer spießbürgerlichen Verbindung zu gelangen pflegt, vorzieht, so müßte sie sich eine gewisse Grenze gesteckt haben, bis zu welcher sie die Zurückdrängung ihrer Gefühle und Wünsche gestatten mag. Dieses Ringen mit der Konvenienz hätte der Dichter zeichnen sollen; es wäre belehrend geworden. Allein statt dessen läßt er Parthenien von einem Irrthum zurückkommen; sie bittet ihn demüthigst um Verzeihung. Weshalb denn Verzeihung, wenn ein liebreicher Plan ihre Handlungsweise regelt? War sie jedoch zur Fassung desselben wegen ihrer griechisch philisteriösen Verschrumpfung nicht gekommen, so verdient Ingomar unser Bedauern, denn alsdann fehlt ihrer Liebe das unentbehrlichste Element, die Unbedingtheit, die Vergötterung des theuern Gegenstandes, die Hintansetzung aller irdischen Güter und Genüsse. Der nicht tragische Schluß ist ein Bedürfniß der gesammten Handlung. Dennoch berührt es unangenehm, daß gerade im Augenblicke der Entscheidung nicht so wohl der Edelmuth Ingomars, sondern vielmehr dessen Pfiffig

keit den Ausschlag zu geben scheint. Er schweigt auf die treuherzige Aufforderung seiner Landsleute, weil er ein seiner Person zugefügtes Unrecht allerdings zu ignoriren berechtiget ist, hauptsächlich jedoch deshalb, weil er die Gunst des Timarchen zu gewinnen hofft. Mahnt er doch zuvörderst selbst an die 30 Unzen Silber und alle sonstigen Versprechen! Es ist eine solche Kriegslist nicht einmal tadelnswerth, allein wir können unmöglich mit Parthenia am Schlusse: „So führt die Liebe!" ausrufen. So führt der Zufall. Bei weitem poetischer wäre es gewesen, wenn das Stück wirklich mit der Flucht der Beiden geschlossen hätte. Mit dem ausgesprochenen Entschlusse der Geliebten ist ohnedieß die dem Gedichte wesentliche Handlung abgeschnitten. Alles Uebrige ist Zuthat, Nebensache. Es vermag keinerlei Aenderung in den Charakteren zu bewirken; sie bilden eine vollendete, mit sich einige, unzerstörbare Gruppe. Dieser angeschweißte Schluß sieht ungefähr so aus, wie wenn man ein marmornes Standbild zu größerer Zier mit einem Purpurmantel behängt. Ingomar ist nach all dem Gesagten ein très bon garçon, eine wahrhaft liebefähige Natur, aber nichts weniger als ein erleuchteter Kopf, ein tief blickender Geist. Parthenia zerfällt unter den Händen des Kritikers als ein inkonsequentes, unpsychologisch entworfenes Gebilde, wenn man sie nicht als feine Egoistin gelten läßt;

denn nur in diesem Falle athmet ihre Gestalt ein gewisses Leben, eine gewisse Wahrheit; selbst ihre heftige Aufwallung am Schlusse läßt sich unter diesem Gesichtspunkte entwickeln und begründen. Sie will nämlich Ingomar besitzen, zugleich will sie jedoch in den Augen der Welt als vollkommene Sittenheldin erscheinen. Zu spät erkennend, daß man zwei Herrn, der Welt und dem Herzen nicht füglich zugleich Opfer darbringen könne, huldigt sie endlich dem überwiegend gewordenen Wunsche, den Jüngling in ihre Arme zu schließen. Sie bittet ihn ferner flehend um Verzeihung, weil sie wohl fühlt, daß es unstatthaft gewesen sei, um der Bewahrung einer eitlen Scheinheiligkeit willen, das unvergleichlich schöne Gefühl des Geliebten beinahe in jedem Augenblicke mit voller Absicht, ohne alle Reue, zu verletzen. Die Auffassung des Charakters in dem vorhergehenden Theile der Handlung macht es unläugbar, daß der Grundzug ihres Wesens ein tief egoistischer sei. Nun entsteht die Lebensfrage: Welch poetische Wechselwirkung ist zwischen dem weiblichen Egoismus und der männlichen Beschränktheit, sei diese mit dem glutvollsten Liebesdrange verschwistert, zu erzielen? Ist Ingomar etwas Besseres als ein gefügiges Instrument, worauf die massilische Virtuosin ein pikantes Konzert abspielt? Giebt sich in diesem Stücke eine Seele der andern vollkommen, gewisser Maßen auf Gnade

und Ungnade hin, ohne Bedingungen in Petto zu behalten? Sie will, daß er Alles, daß sie selbst hingegen nichts opfere. Wollte der Dichter uns zeigen, daß die Liebe die eingewurzeltsten Standesvorurtheile zu überwinden wisse, so muß der Grad dieser Liebe nicht sonderlich groß sein; denn damit muß die echte Liebe beginnen, nicht endigen. Wollte er uns hingegen versinnbildlichen, daß sie selbst den Egoismus brechen könne, so ist das nicht wahr, weil es unmöglich ist. Liebe und Egoismus sind kontradiktorische Gegensätze. Beide heben sich vollkommen auf. Wenn Tag ist, kann nicht zugleich Nacht sein. Wer sein Leben hindurch edel und rechtschaffen handelt, kann unmöglich ein Bösewicht sein. Ein liebevolles republikanisches Gemüth macht persönliches Wohlbefinden niemals zum Mittelpunkte der gesammten Schöpfung, dem alle sonstigen Rücksichten untergeordnet werden müssen, wie der Egoismus thut. Es fördert das eigene Wohl immerdar auf dem Fuße der Gleichheit mit den Nebenmenschen, ja es ist in gewissen Fällen bereit, das Heil der eigenen Persönlichkeit aufzuopfern. Wenn man von Jemandem behaupten will, er sei solcher Neigungen nicht fähig, so nenne man ihn einen Egoisten. Ist nun Parthenia in der That eine Bekennerin dieses höchst traurigen Glaubens, so ist sie wohl einer Leidenschaft fähig, die sich mit allen Symptomen der Liebe schmücken

mag, jedoch zum größten Theile aus dem Pfützengrunde der Sinnlichkeit emporgestiegen ist. Der Dichter schien selbst zu fühlen, daß es zu gewagt wäre, ihr starke und empfindliche Prüfungen aufzuerlegen. Er läßt es sonach dabei bewenden, daß sie sich entschließt, mit Ingomar zu gehen. Ein ziemlich unbedeutendes Wollen muß hier für eine gewaltige That gelten. Mit kurzen Worten, wir mögen die Sache drehen und wenden, wie wir wollen, — das Stück ist die Schilderung eines trüben und trüglichen Verhältnisses, wobei der eine Theil den andern übersieht, der eine liebt, und der andere weibliche blos — glüht. Wir sehen das Weib den Mann am Gängelbande lenken, seine Kraft langsam aussaugend, sich selbst hingebend, als sie sich nicht mehr zurückzuhalten vermag, mit allen denkbaren Künsten ihn zu ewigem Bleiben umstrickend! Kein edles Bild! Man sieht, Friedrich Halm trägt durchaus kein Bedenken, den schlechten Leidenschaften zu schmeicheln, sie gefällig einzukleiden und auf dem Opferaltar der Bühne einzuräuchern, ja das ist vielmehr seine force, und der außerordentliche Erfolg dieses Produkts dürfte ihn wohl eher verleiten, in diesem tadelnswerthen Geiste fortzuarbeiten, statt seinen Autorbusen davon zu säubern. — Insofern er an die Zustände die Gegenwart anknüpft, ja diese mit sichtlicher Vorliebe in seinen Arbeiten ausprägt, bekennt er sich ganz und gar unfähig, den modernen

Geist zu fassen, und steht in so ferne im direkten Gegensatze mit der jüngern dramatischen Schule. Er ist ferner eben deshalb im höchsten Grade bühnengerecht, weil er den großen, gemischten Haufen des Theaterpublikums angenehm zu kitzeln weiß, statt ihn mit neuen, mühsamen Anschauungen zu belästigen, oder wohl gar mit herber Moral vor den Kopf zu stoßen. Diese Bühnengerechtigkeit ist ein eigenes Ding. Sie liegt nicht allein in dem mechanischen Gefüge der Situationen, und in der Abschattung der psychologischen Zustände der Charaktere. Sie liegt hauptsächlich in dem leichten Vergnügen, welches Idee und Inhalt des Stücks dem Haufen gewähren. Und darum wird es noch lange undankbar, ja eines höheren Genius geradezu unwürdig bleiben, für die Theaterbretter zu schreiben. Der kleine erbärmliche Geist, welcher jetzt noch immer die Massen durchdringt, muß weichen, und den vermögen nur Weltereignisse zu bannen. Wenn dereinst eine ähnliche Luft wie in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts wehen sollte, werden wir vielleicht einen Schiller bekommen. Halm ist zu einem Regenerator der tiefverfallenen deutschen Bühne sicher nicht berufen. Die Blüthen, welche sein Dichterstamm abwirft, werden die Fäulniß eher steigern, als behindern, wenn sie dieselbe auch künstlich verhüllen. Halm ist der süddeutsche Raupach. Beide gebärden sich wie wahre Dichter, und

sind es doch in keinem Falle. Dieser spekulirte auf den klügelnden, abstrakten Verstand der Norddeutschen, und erfand bunte Kombinationen. Jener huldigt der Süddeutschen Sinnlichkeit und Genußliebe, und giebt Pikanterien zum Besten. Beide wären im Stande, Größeres hervorzubringen; allein sie wollen nicht, weil es ihnen aus manchem Grunde nicht vortheilhaft scheint. Beide verdienen deshalb vom Parnaß verbannt und der Vergessenheit überliefert zu werden. Wir haben uns bei Halm ganz besonders lang verweilt, da die eingefleischten Wiener gern mit der Celebrität seines Namens prunken. Deutsche Theaterkassen mögen durch ihn gewonnen haben. In der Wagschale der deutschen Literatur wiegt er so gut wie — Nichts. Ein Dichter, welcher nach dem Muster Ingomars die geistige Kastration des lebenden männlichen Geschlechts zu feiern im Stande ist, verdient an die Spitze desselben als Stellvertreter der männlichen Impotenz zu stehen. Die schöne Welt labt sich vorzüglich an der platten Diktion dieses Autors. Ein murmelnd Bächlein über Kieselsteinchen kindisch hüpfend, ohne alle Tiefe, das ist seine Sprache. Die Superfeinheit des Dialogs artet nicht selten in Nonsens aus. Was bedeutet z. B. folgender Vers:

»O sein Gemüth war grün, wie seine Wälder.«

Sellerie ist eine grüne Pflanze, welche die Wiener lieben und brauchen, allein die Gemüther sind hier

nicht grün, sondern schwarz und gelb angestrichen.

Bauernfeld leistet im heitern und konversationellen Genre ohngefähr dasselbe, was Halm im ernsten pathetischen zuwege bringt. Seine beliebtesten Stücke sind Spiegelbilder des eleganten Treibens in den Wiener Kaufmannssalons. Diese Beschränktheit im Stoffe hat ihrem Succeß im übrigen Deutschland wesentlich geschadet. Was jedoch Bauernfeld zur höchsten Ehre gereicht, ist der Umstand, daß er den Geschmack der Menge, welche ihn zu derlei Produktionen zwang, selbst innerlich verachtet. Leider ist dieser talentvolle Kopf genöthigt, von dem Erträgniß seiner Werke zu leben. Indem er solchergestalt Rücksichten nach allen Seiten zu nehmen gezwungen war, konnte er nie das Bessere, dessen er unstreitig fähig war, hervorbringen. Mehrere Versuche edlerer poetischer Selbstaufrichtung mißglückten, andere Produktionen im früheren Genre hatten gleichfalls kein Glück, nicht als ob der matte und frivole Geschmack des Publikums einer würdigeren Richtung Platz gemacht hätte, sondern weil der Dichter die jugendliche Lust an der Arbeit verloren haben möchte. Übrigens ist Bauernfeld einer von den wenigen österreichischen Autoren, welche nicht fähig sind, das Amt eines Censors anzunehmen. Während nämlich die meisten auf eine erbärmliche Art katzenbuckeln und ohne Scham und Schau den stinkensten Servilismus zur Schau tragen,

zeichnet sich Bauernfeld, der doch bestimmt mehr Ursache, wie irgend ein Anderer hätte, für sein materielles Fortkommen zu sorgen, durch liberale Gesinnungen rühmlich aus. Er ist mindestens 40 Jahre alt und beständig noch k. k. Hoffammerpraktikant mit 400 fl. Aushülfsgeld. Er ist wohl zu gescheit, um die nöthigen Fähigkeiten für den k. k. Staatsdienst zu besitzen. Seine Stücke enthalten manche Stichelei auf die Hegel'sche Philosophie. Ich hoffe und will gerne glauben, daß er darüber schon manchen Gewissensbiß empfunden. Wenn Hegel sonst kein Verdienst hätte, als während eines langen Lebens die deutschen Stabilitätsmenschen mystifizirt und die radikale Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts auf höchst pfiffige Weise in die strenge deutsche Wissenschaft eingeschmuggelt zu haben: so verdient er schon deshalb die Palme der Unsterblichkeit. Die Täuschung ist gar kostbar! Geschah sie planmäßig, so ist sie himmlisch, unvergleichlich! — Die piaderideria eines österreichischen Schriftstellers gereichen Bauernfeld zu hoher Ehre; sie enthalten zwar wenig Neues, Frappantes, und haben in der Lesewelt keine Bewegung hervorgebracht. Aber eine würdige, männliche Gesinnung so unumwunden ausgesprochen zu sehen, wirkt immerhin wohlthuend. In neuester Zeit beschäftigt sich dieser Schriftsteller mit einer Übersetzung der Boz'schen Romane. Das ist sonderbar! Wahrscheinlich ein

literarisch-buchhändlerisches Geschäft, ohne weitere Prätension. — Deinhardstein hat sich in verflossenen Jahren zu unverdientem Renomee aufzuschrauben gewußt. Sein vorzüglichstes Werk ist der Hans Sachs. In neuerer Zeit hat er einen Pigault-Lebrün geliefert, der mit Eclat durchfiel. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer Geschichte des Wiener Burgtheaters. Er selbst stand lange Zeit an der Spitze dieses Instituts, bis er manchen faux pas wegen davon entfernt wurde. Ich glaube nicht, daß er eine chronique scandaleuse zu liefern beabsichtigt; wenn dem so wäre, könnte er manchen pikanten, selbst biographischen Abschnitt einstreuen. Deinhardstein ist Censor. Er genießt seines spitzen, wandelbaren und schalkhaften Geistes wegen nicht sonderlich das Vertrauen der hohen Polizeihofstelle. Man muthet ihm zuweilen sogar literarische Bösartigkeiten, Korrespondenzgelüste u. dgl. zu. Im Ganzen genommen ist er zu Allem entschlossen, was Ordensbändchen und Titelchen einbringt. Er unternimmt jährlich diverse zwecklose Reisen; den Philistern macht er sodann weiß, er sei mit diplomatischen Aufträgen beehrt gewesen. Ein bischen literarische Schnüffelei mag allerdings mit unterlaufen. In neuester Zeit hat er einen Ausflug nach Kopenhagen gemacht; sollte vielleicht eine heilsame Zügelung der Hamburger Presse die rühmliche Aufgabe sein, welche man ihm zur Lösung anvertraut?

— Wir werden sehen. — Deinhardstein ist ein vollendeter Lebemensch. Er ißt und trinkt und liebt gerne, und sieht sich leidenschaftlich gerne geschmeichelt. Bei Weibern glaubt er sich unwiderstehlich und ist sehr lang gewachsen. Sein literarisches und politisches Gewissen ist von Gummielastikum. — Otto Prechtler ist ein neu auftauchender Name. Er hat mehrere Operntexte verfaßt und neuerlich ein Trauerspiel „Isfendiar“ zum Besten gegeben. Er ist sehr schweigsam, läßt sich für sein Leben gern protegiren, macht tönende und schmetternde Verse, deren Gehalt sich jedoch meistens auf Null beschränkt. Bei einiger Formgewandtheit bringt er doch nichts Erkleckliches zu Stande, weil kein innerer, höherer Drang seine Seele bewegt. Er schreibt, um Honorar zu verdienen, und kümmert sich um das Durchfallen wenig; ist in einer österreichischen Kanzlei angestellt, hat ziemlich philisterhafte Maniren und wird allem Anscheine nach in Zukunft noch viel produziren, — wenn der literarische Augiusstall in Oesterreich nicht bald gereinigt werden sollte! Herr Staatskanzleirath Vesque von Püttlingen ist sein Gönner. Bekanntlich komponirt Letzterer unter den Pseudonim Horen. Wenn nun Horen ein Prechtlersches Lied setzt, so heißt das aus Nichts Etwas machen, welches Etwas doch selbst wieder ein Nichts ist.

Wir sind mit der Revue der österreichischen Originaldramatiker beinahe zu Ende. Frau v. Weissenthurn befindet sich zwar noch am Leben, und der gütige Himmel wolle ihr dieses Leben recht sehr prolongiren, und seinen Verfallstag weit hinausschieben! Allein er bewahre sie vor jeder ferneren dramatischen Anwandlung, denn es wäre gar zu schrecklich, im Jahre 1843 matte Reminissenzen der Iffland'schen Weltanschauung verdauen zu müssen. Zedlitz hat sich von der Bühne zurückgezogen, um auf der größern Bühne der politischen Welt eine Intriguantenrolle dritter Gattung zu übernehmen.

Uffo Horn, der unläugbar viel dramatisches Talent besitzt, hat sich durch seine liberalen Quersprünge Schaden gethan, und die Pforten des Burgtheaters sind ihm deshalb vor der Nase zugeschlagen worden.

Nebst dem giebt es noch drei gewaltig verkannte Genies, welche die Aufführung ihrer Werke bei Herrn von Holbein unter keiner Bedingung mehr durchzusetzen im Stande sind, und daher an das Forum der Nachwelt apelliren müssen. Diese Genies heißen: C. W. Koch, Lembert, Herzenskron. Zwar weiß Deutschland nichts von ihnen; aber die Antichambre der Burgtheaterdirektionskanzlei kennt sie gar wohl. Sie opferten ihre Zeit und den Frieden ihrer Seelen, um die deutsche Bühne mit

süßen Uebersetzungen aus dem Französischen zu beschenken. Mit der Feder hinter dem Ohre, und dem Dictionair in der Tasche machten sie sich ans Werk, zerlegten den Scribe und die große Menge der Pariser Vaudevillisten, wühlten in ihren Eingeweiden, und boten uns ihre Erzeugnisse frikassirt dar. Also geschah es, daß die Wiener Hofbühne sich nicht entblödete, leichtfertige Possen, welche das Podium des Théatre français nie hätten entweihen dürfen, dutzendweise aufzutischen, während diese Unsterblichkeitsmänner ein unverantwortlich hohes Honorar bezogen. Das ist auch der Grund, weshalb ich ihren Namen hier erwähne. Es sieht beinahe einem literarischen Verbrechen ähnlich, für eine matte Uebersetzung das Honorar von mehr als hundert Gulden zu beziehen. Die Nemesis walte. Ich schlage vor, die drei gewesenen Uebersetzer nach ihrem Ableben in Weingeist aufzubewahren, um dereinst, wenn die ersehnte deutsche Nationalbühne eine Wahrheit geworden sein wird, zu den Nachkommen sagen zu können: — „Seht, so haben die Uebersetzer aus dem Französischen ausgesehen.“ — Dieses vortreffliche Kleeblatt hatte sich offenbar den alten Castelli zum Muster genommen. Dieser gewann durch das Uebersetzen zahlloser, französischer Originale ein sehr ansehnliches Vermögen, welches er nunmehr in friedlicher Behaglichkeit verzehrt, Landhäuser und Tabacksdosen sammelnd, hübsche

Reisen und garstige Reisebeschreibungen machend. Auch Deinhardsstein verschmähte das lukrative und leichte Geschäft des Bearbeitens nicht, allein für die Reinheit und Lauterkeit seines Namens zitternd, wählte er das Pseudonym, Dr. Römer. Künftige Weltgeschichtsschreiber mögen sich darnach zu benehmen wissen.

Unter den Vorstadttheater-Dichtern steht Nestroy obenan, d, h. die massivste Gemeinheit hat in diesem Genre ihren Gipfelpunkt erklommen, und wird sich wohl nächstens bequemen, herabzusteigen. Die destillirte Grobheit eines Fiackers, Hausmeisters und Schiffknechtes, die Sittsamkeit einer Bordellwirthin und eine angemessene Portion Witz: das sind die Elemente der Nestroy'schen Poesie, welche sich glücklicher Weise ihrem Verfalle nähert. Sollen wir den Unrath, so wie überhaupt die Wiener Localposse mit der Laterne beleuchten? Pfui! — Daß die Wiener sich überhaupt jemals auf ihre Posse etwas zu Gute thun konnten, war ein entsetzlicher Mißgriff. Man hätte dieses abgeschmackte Genre, als Volksbelustigung, durchlaufen lassen sollen. Weil man doch mehr daraus machte, als daran war, weil man die Feuilletons mit kritischen Beleuchtungen dieser Misere vollschmierte, weil man die lokalen Autoren sich behaglich in dem Wahne wiegen ließ, als zählten auch sie zur Literatur, so kam die Sache zu einem höchst unverdienten Rufe.

Eine Dichtungsart, welche sich lediglich mit kleinen und theilweise unsaubern städtischen Interessen beschäftigt, kann unmöglich werthvolles umfassen. Besser wird die Schilderung volksthümlicher Zustände gerathen, wie Raimund sie intentionirte, und will man durchaus eine Posse haben, so sei sie um Himmelswillen! lieber Volksposse, als Lokalposse. Die jetzigen Lokalpossen sollte man in der That geheime Lokalpossen nennen. Sie riechen ganz und gar darnach. Kaiser ist weit weniger zotig als Nestroy; dafür hingegen desto langweiliger. Schikhs Leyer ist mit einem Trauerflor behangen, und trauert über das Erwachen eines bessern Geschmacks, welcher seine aberwitzigen Produkte beharrlich verläugnet und theilweise auszischt oder wenigstens spurlos verschwinden läßt. Das stolze Bewußtsein, mehr als ein halbes Hundert Stücke geliefert zu haben, erhebt sich über die Angriffe der Menge, und namentlich der kritischen Lotterbuben, welchen keine Autorität mehr heilig ist. Told hat Scribe's lac de fées, unter dem Titel: „Der Zauberschleier“ mit ungeheurem Aufwande von Dekorationen und Costümes in die Scene gesetzt; seit diesem Tage bildet er sich ein, der österreichische Lope de Vega zu sein. Uebrigens hat dieser Autor einige Stücke geliefert, bei denen man sowohl um seinen als des Publikums gesunden Menschenverstand besorgt sein möchte. Man nehme einen halbgebildeten Men-

schen, der etwas unorthographisch und ungrammatikalisch schreibt, gebe ihm ein Buch Papier in die Hand, zeche ihm einen derben Weinrausch an, und wenn der Kerl in diesem clairvoyanten Zustande nicht eine Told'sche Posse zu schreiben vermag, so verpflichte ich mich, eine Parallele zwischen Schiller und Told zu entwerfen und in Bäuerle's Theaterzeitung abdrucken zu lassen. Die schlimmen Frauen; Wastel u. dgl. sind Berge von Unsinn und Pöbelhaftigkeit. Haffner ist verschollen, wie wohl er einst sogar ein Preisstück für 50 Dukaten lieferte, wofür ich nach meinem kritischen Dafürhalten kaum 50 bayrische Groschen gegeben haben würde. Bäuerle, der Erzvater der Wiener Lokalpoesie, ist durch sein Originalblatt zu sehr in Anspruch genommen, sonst würde er sich schwerlich enthalten haben, der alten Neigung zu fröhnen. Er schrieb zwar in neuerer Zeit mehrere Piecen; allein der Succeß war im Ganzen matt, und aufrichtiges Lob war darüber höchst wahrscheinlich bloß in seinem eigenen Blatte zu lesen. Ein wahrer Schalk, der Bäuerle! Wenn man einst nach seinem Tode seine Papiere durchmustert, wird man zwei tausend fertige Staberliaden finden. Er hat reizbare Nerven, und scheut das Auspfeifen bei lebendigem Leibe. Der alte Meisl pflegt nur noch Taback zu schnupfen, und hat der bretternen Welt längst Ade gesagt;

wenigstens weisen die Direktionen die Spätlinge seiner Laune entschieden zurück. — Gulden muß in der berüchtigten Bankozettelzeit, wo die Reduktion des österreichischen Papiergeldes statt fand, das Licht der Welt erblickt haben, denn dieser Gulden hat heut zu Tage gar keinen Werth. — Reibersdorffer trägt Brillen; dennoch ist er nicht so glücklich, ein gutes Sujet aufzufinden. Seit langer Zeit ist nichts von ihm zur Aufführung gebracht worden. Er schreibt dermalen jämmerliche Kritiken. So wunderbar sind die Wege der Vorsehung! — Ein gewisser Elmar hat mehrere lokale Dramen im Josephstädtertheater veröffentlicht. Er möchte gern das sentimentale Element des deutschen Schauspiels mit der Bajazzolaune der Lokalmuse verkuppeln. Dieses neugeschaffene Genre hat viel Aehnlichkeit mit einer Mischung von Schmierkäse und Syrup. Uebrigens scheint Elmar einen Begriff von deutscher Grammatik zu haben, eine Seltenheit unter den Lokalpoeten!

Hopp schrieb zu seiner Zeit eine bedeutende Anzahl Lokalpossen, voll von Gemeinheiten und Kalenderspäßen, welche theilweise nur zu sehr gefielen. Jetzt beschäftigt er sich mit der Redaktion des Magazins für Lachlustige, welches von einem durchgegangenen Schauspieler, Namens Würth, gegründet und von ihm fortgeführt wurde. Der Humor und die Witzsorte, welche darin herrschen, mögen unter andern

auch den Geist, welcher in der Lokalposse des Herrn Hopp wehte, bezeichnen. Ein Pröbchen für allemal! Es befindet sich darin ein Gedicht, worin die Sitte der Wiener, vorzügliche und leckere Speisen mit dem Prädikate Kaiserlich zu schmücken, gerechtfertigt wird. Man spreche nemlich von Kaisersemmeln, Kaiserfleisch, Kaiserschnitzeln, Kaiserschmarren, Kaiserbier; und warum sollte der biedere und offenherzige Wiener es nicht thun? Was gut schmecke, sei ihm lieb, und deshalb beehre er treffliche Produkte der göttlichen Kochkunst mit dem unschätzbaren Titel des gütigsten Landesbeherrschers. Ein Redakteur, welcher dergleichen aufzunehmen im Stande ist, spricht das literarische: Schuldig so schreiend über sich selbst aus, daß wohl keine Jury niedergesetzt zu werden braucht, um ihn kritisch zu verdammen.

Bei dieser Revue der dramatischen Autoren ergeben sich folgende nicht eben erfreuliche Resultate. Für das eigentliche deutsche Schauspiel geschieht wenig, und wenn in Deutschland die sogenannten bühnengerechten Stücke noch spärlicher gedeihen, so ist dieser Umstand der Kleinheit der deutschen Residenzen hauptsächlich zuzuschreiben. Wer bühnengerecht schreiben will, muß eine große und wackere Bühne vor Augen haben. Dieser Forderung wird wohl nur in Berlin in höherem Grade entsprochen, und es ist keine müssige Annahme, daß dereinst dort die Blüthe des

deutschen Theaters sich am üppigsten entfalten durfte. Der Wiener Einfluß, der bisher in Theatersachen ein tonangebender war, befindet sich in perpetuirlicher Abnahme. Mit der steigenden Entfremdung der nationellen und politischen Interessen muß sich dieser Abstand nothwendig erweitern, und so verfallen, so unzeitgemäß sich das deutsche Theater im Allgemeinen darstellen mag, so kann es doch nicht umhin, sich gegen die Einwirkungen des Zeitgeistes hermetisch abzusperren. Sagen wir es ganz kurz! Nur dann, wenn dem Theater mindestens ein solcher oder doch proportionaler Grad der Censurfreiheit gegönnt wird, wie er dem Romane gestattet worden, ist eine schönere Entwickelung dieses Kunstzweiges zu hoffen. Die verschrumpften und jämmerlichen Anschauungen längst vergangener Zeiten erhalten sich nirgends in so ungeschwächtem Zustande, wie auf der deutschen Bühne. Die deutsche Philisterhaftigkeit feiert in dem Repertoir derselben einen auffallenden Triumph. Indessen ist Oesterreich von einem freiern Umschwunge noch weiter entfernt, als Deutschland, und eben deshalb sinkt seine Bühne täglich mehr von der Stufe ihrer frühern Bedeutung herunter. Das Burgtheater war unter Deinhardstein's Leitung ein konversationeller Tummelplatz. Man gab nemlich Uebersetzungen aus dem Französischen, und während man sich an den leichten, schlüfrigen Situationen höchlich erfreute,

konnte man über die geniale Manier, womit Demoiselle Caroline Müller ihren Unterrock trug, über jenen koketten Pli, der unendlich verführerischer als die nackte Unanständigkeit wirkt, wahrhaft in Hitze gerathen. Das Burgtheater war unter solchen Umständen eine Schule der feinen Sitten, die Halm'schen Stücke kitzelten nicht weniger den raffinirten, verweichlichten, geilen und doch jesuitisch-heuchlerischen Geschmack des eleganten Haufens. So erbärmlich und total unwahr der Ausgang in seiner Griseldis ist, so sehr mundete es der korrupten schönen Welt. War doch eine Trennung der Gatten im Spiele! Wie pikant berührt diese nicht die blasirten Narren zuchtloser Frauen und Männer! Und vollends diese schamlosen Vaudevilles, wo die wirkliche oder doch muthmaßliche und befürchtete Untreue einer Frau das Hauptthema bildet! Mit welcher Gier drängte man sich nicht zu den Aufführungen derselben! Es war leider so weit gekommen, daß die Kenner beinahe einstimmig der Meinung huldigten, die großen und glänzenden Talente des Burgtheaters würden durch so profanen Musendienst entwürdigt und verdorben, ja es würde im Laufe der Zeit unmöglich werden, ein warmes Interesse für klassische Stücke im Publikum anzuregen. Als Deinhardstein von der Direktion des Instituts enthoben wurde, nahm Herr von Holbein, ehemaliger Direktor des Kön. Han-

noverischen Hoftheaters, seine Stelle ein. Man gab sich alle erdenkliche Mühe, um diesen Mann zur Annahme zu bewegen, man sicherte ihm bedeutende Vortheile. Allein weder ihm noch irgend einem Andern wird es gelingen, das Unmögliche zu leisten. Es ist aber unmöglich, eine imponirende deutsche Bühne auf einer undeutschen Grundlage zu errichten. Herr von Holbein hat allerdins die französische Waare beseitigt, allein was er dafür als Ersatz bietet, ist nicht geeignet, das Publikum zu befriedigen. Das gegenwärtige Repertoir verursacht ihm Langeweile, während es sich vordem mindestens unterhielt. Außerdem macht man ihm den gegründeten Vorwurf, mehr ein administratives, als kunstkritisches Talent zu sein. Armes Oesterreich, insonderheit armes Wien! — Du wirst ja ohnedies so stark, so überschwenglich stark administrirt. Müssen auch Deine Theaterdirektoren die Pflege der schönen Kunst wie eine trockene Amtshandlung treiben? Herr von Holbein soll eine Ordnungsglocke, eine verwickelte Repertoir- und Besetzungsmaschine, welche er ein wenig unlogisch den Theaterorganismus nennt, und ein mächtiges Tabellenwesen eingeführt haben. Alle diese schönen Sächelchen vermögen jedoch kaum das Gähnen hintanzuhalten, so oft jetzt vom k. k. Hofburgtheater in irgend einem Kreise gesprochen wird. Der größte Theil der Schuld

liegt nicht in seiner Geschäftsführung, sondern in den drückenden Censurverhältnissen, welche auch die auswärtigen deutschen Bühnen nicht aufblühen lassen wollen. Dieses negative Verdienst scheint übrigens das wesentlichste unter den noch unentdeckten oder doch unerkannten Verdiensten des neuen Direktors, dessen Engagement sogar auf diplomatischem Wege betrieben wurde, zu sein. Noch einmal sei es wiederholt, nur wenn der unerträgliche, polizeiliche Geistesdruck einigermaßen nachläßt, werden wir gute Bühnendichter bekommen. Wo nicht, so sind alle dramatischen Tendenzeleien unserer Tage verdammt, ewig unfruchtbar zu bleiben. Der dramatische Dichter soll so unbefangen sein dürfen, wie der Geschichtsschreiber; allein der Letztere genießt bei uns eine zwar sehr eingeengte, aber doch verhältnißmäßig größere Freiheit. Die Komödie der Griechen war groß, und ein Aristophanes errang die Ehre der Unsterblichkeit, weil er es wagte, die Blößen der gelehrtesten und mächtigsten Männer zu verspotten. Die Tragödie der Griechen war groß, und noch jetzt leuchten die Namen Aeschylus, Sophokles und Euripides aus dem Nebel entschundener Jahrhunderte strahlend herüber, weil sie den Kampf der Menschheit mit dem Schicksale und den unbarmherzigen Göttern feierten und verherrlichten. Unser öffentliches und

privates Leben ist voll von Thorheiten und grenzenlosen Verkehrtheiten, allein wir dürfen sie häufig aus polizeilichen Gründen nicht einmal aufrichtig nennen, geschweige denn geißeln und tapfer herrunterreißen. Oxenstierna's berühmter Spruch: es sei kaum zu glauben, mit welch geringer Weisheit die Angelegenheiten der Völker geleitet werden, enthält ein ganzes Arsenal komischer Stoffe. Die Mißbräuche der Beamtenwirthschaft, das noch immer so tief wurzelnde Kasten- und Adelswesen, das eingefressene Uebel der geselligen Heuchelei, die Ueberzeugungslosigkeit mancher politischen Autoren, so z. B. der spaßige Ernst, womit Hermes aus Köln die leitenden Artikel der allgemeinen preußischen Zeitung schreibt, oder Zedlitz, gewesener Poet und Verfasser der Todtenkränze, das große Publikum der Augsburger allgemeinen Zeitung glauben machen will, Oesterreich sei das glückseligste Land des europäischen Continents, die ehrwürdige, wächserne Nase des Gesetzes, der leidige Sieg, welchen die Form in zahllosen Fällen über die Sache selbst feiert; gäbe dies Alles zusammengenommen nicht eine Fülle unvergleichlicher Lustspiel-Ideen? Ich erwähne bloß jene Verhältnisse, welche mir so zu sagen von selbst unter die Feder laufen. Wie nun, wenn man sich erst die rechte Mühe nehmen und den schmutzigen Pelz unseres

liegt nicht in seiner Geschäftsführung, sondern in den drückenden Censurverhältnissen, welche auch die auswärtigen deutschen Bühnen nicht aufblühen lassen wollen. Dieses negative Verdienst scheint übrigens das wesentlichste unter den noch unentdeckten oder doch unerkannten Verdiensten des neuen Direktors, dessen Engagement sogar auf diplomatischem Wege betrieben wurde, zu sein. Noch einmal sei es wiederholt, nur wenn der unerträgliche, polizeiliche Geistesdruck einigermaßen nachläßt, werden wir gute Bühnendichter bekommen. Wo nicht, so sind alle dramatischen Tendenzeleien unserer Tage verdammt, ewig unfruchtbar zu bleiben. Der dramatische Dichter soll so unbefangen sein dürfen, wie der Geschichtsschreiber; allein der Letztere genießt bei uns eine zwar sehr eingeengte, aber doch verhältnißmäßig größere Freiheit. Die Komödie der Griechen war groß, und ein Aristophanes errang die Ehre der Unsterblichkeit, weil er es wagte, die Blößen der gelehrtesten und mächtigsten Männer zu verspotten. Die Tragödie der Griechen war groß, und noch jetzt leuchten die Namen Aeschylus, Sophokles und Euripides aus dem Nebel entschwundener Jahrhunderte strahlend herüber, weil sie den Kampf der Menschheit mit dem Schicksale und den unbarmherzigen Göttern feierten und verherrlichten. Unser öffentliches und

privates Leben ist voll von Thorheiten und grenzenlosen Verkehrtheiten, allein wir dürfen sie häufig aus polizeilichen Gründen nicht einmal aufrichtig nennen, geschweige denn geißeln und tapfer herrunterreißen. Oxenstierna's berühmter Spruch: es sei kaum zu glauben, mit welch geringer Weisheit die Angelegenheiten der Völker geleitet werden, enthält ein ganzes Arsenal komischer Stoffe. Die Mißbräuche der Beamtenwirthschaft, das noch immer so tief wurzelnde Kasten- und Adelswesen, das eingefressene Uebel der geselligen Heuchelei, die Ueberzeugungslosigkeit mancher politischen Autoren, so z. B. der spaßige Ernst, womit Hermes aus Köln die leitenden Artikel der allgemeinen preußischen Zeitung schreibt, oder Zedlitz, gewesener Poet und Verfasser der Todtenkränze, das große Publikum der Augsburger allgemeinen Zeitung glauben machen will, Oesterreich sei das glückseligste Land des europäischen Continents, die ehrwürdige, wächserne Nase des Gesetzes, der leidige Sieg, welchen die Form in zahllosen Fällen über die Sache selbst feiert; gäbe dies Alles zusammengenommen nicht eine Fülle unvergleichlicher Lustspiel-Ideen? Ich erwähne bloß jene Verhältnisse, welche mir so zu sagen von selbst unter die Feder laufen. Wie nun, wenn man sich erst die rechte Mühe nehmen und den schmutzigen Pelz unseres

socialen Lebens tüchtig beuteln und ausklopfen wollte? Welche Wolke von Staub und Unrath käme da nicht zum Vorschein! Doch umsonst, so soll's nicht sein, denn so darf es nicht sein. Wenden wir uns zur Tragödie, so stoßen wir auf dasselbe mißliche Verhältniß. Der eiserne Druck der Verhältnisse, welcher so ziemlich auf jedes Menschenherz abstumpfend einwirkt, und meistentheils von der politischen Gewalt ausgeht, lieferte unerschöpfliche Ausbeute; die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist eine Fundgrube tragischer Stoffe, die der Gegenwart unendlich zusagen würden, allein nur mit größter Auswahl benutzt werden dürften. So viel versteht sich übrigens von selbst, eine so blühende Entwickelung der deutschen Bühne wird zuverläßlich nicht in Wien ihren Ausgangspunkt haben. Das Interesse, welches hier an den Leistungen des Burgtheaters genommen wird, ist größtentheils ein schauspielerisches. Man kritisirt das Spiel, man vertieft sich in die Reize der Darstellung. Nachdem sich das Publikum einmal mit einem Stücke so zu sagen zurechtgesetzt, beginnt es, sich an den verschiedenen Darstellungsformen, welche die eine oder andere Rolle gestattet, zu ergötzen. Deshalb ist auch Wien das Mekka der Gastrollengeber. Die Wiener Posse möchte bloß dann, wenn sie in eine feine, ungezwungene Satyre umschlagen dürfte, edlere Bedeu-

tung und höheren Kunstwerth gewinnen. So lange sie sich darauf beschränken muß, die verkrüppelten, jämmerlichen Zustände der Wiener Gesellschaft als einen Stoff der Laune, die Korruption der Sitten als einen Anlaß zum Lachen zu benutzen, und nur blutwenig oder ganz Unbedeutendes geißeln darf, wird sie sich aus dem Kothe ihrer hanswurstischen Erbärmlichkeit nicht erheben, ja dem guten Geschmacke, der reinen Sitte weit eher schaden als nützen. —

Vierter Brief.

Freundschaftlich-kritische Herzensergießung an den Verfasser der bei Hoffman und Campe erschienenen „Deutschen Worte eines Oesterreichers.“

Der Verfasser dieses rühmlich bekannten Werkes eifert wohl allzustark gegen die Gallomanie der Oesterreicher und insbesondere der Wiener. Auch ich bin der Meinung, daß es einer Nation nicht geziemt, die Affenrolle zu spielen, und sich in fremden Formen zu gefallen. Dessenungeachtet bin ich nicht im Stande, die unbedingte Schädlichkeit aller französischen Einflüsse einzusehen. Ja, ich huldige sogar den Glauben an ein Gesetz der Wechselwirkung, welches die Natur zwischen der deutschen und französischen Nation vorgezeichnet hat, und will daher die Grenze zwischen berechtigter und unberechtigter Nachahmung ein für allemal abstecken.

Zwei Charakterzüge sind es, welche die deutsche Nation bisher hinderten, eine höhere politische Bedeutung als diejenige, welche ihr die bloße Widerstandskraft gegen fremde usurpatorische Nationen zu gewähren vermochte, dem Osten und Westen gegenüber zu erringen. Der eine Zug ist die Neigung, sich zu partikularisiren, in einem holländischen Stillleben den höchsten Genuß des Daseins zu finden, das mystische Sichinsichselbstversenken, die nüchterne Genügsamkeit, welche das Erbärmlichste idealisirt, und sich leicht mit allen Ansprüchen eines wirklichen, vergeistigten Lebens abfindet, wenn ihr blos Gewissens- und Gedankenfreiheit gelassen wird. Der zweite Zug ist die Neigung, den ausgemachten Mangel an öffentlicher Thatkraft, an öffentlichem Sinn vor sich selbst und vor andern Nationen zu beschönigen. Der Deutsche thut nicht halb soviel, als er könnte; ja, sagen wir es offen, von seiner Energie hat es mehr als einmal abgehangen, vollkommen emanzipirt dazustehen, er hat die günstigen Momente gar nicht oder doch sehr unvollkommen benutzt. Allein diese Halbheit gilt ihm nicht als ein Fehler, er hat eine klangvolle Bezeichnung dafür erfunden, er nennt sie besonnenen, gründlichen Fortschritt. Das höhere Leben der politischen Leidenschaften, die Verklärung des Blutes durch den Geist, des Geistes durch das Blut ist ihm fremd, ja es widersteht ihm, denn es entreißt ihn seiner Apathie,

vermöge welcher es ihm vorzüglicher scheint, spekulative Käfer und poetische Grillen zu fangen. Und doch ist es grundwahr und unumstößlich gültig, daß keine entscheidende Fortbildung im Leben der Menschheit stattfinden könne, wenn nicht der Egoismus der Reaktion rasch und kraftvoll gebrochen wird. Glaubt man, die Macht der Intelligenz werde solches allein bewirken? Scheinbar allerdings, aber nicht wesentlich noch dauernd! Die Reaktion wird momentan, schrittweise zurückweichen; reicht die Gewalt des politischen Bannstrahles nicht hin, so wird sie die jesuitische Maske der Scheinheiligkeit vorbinden und sich dem Volke als ein verjüngtes, gebessertes, vermittelndes Element aufdringen. Der apathische Deutsche wird sich dies abermal gefallen lassen, ja seine Schriftgelehrten und Pharisäer sind jetzt schon beflissen, die Formel dieser Tendenz auszuklügeln. Sie strengen sich gewaltig an und zerwühlen ihr abstrahirendes Gehirn, um die perpetuirliche Nothwendigkeit der Aristokratien und Absolutismen herauszuklügeln. Deshalb verdammen sie den sogenannten französischen Liberalismus. Deshalb enthusiasmiren sich Manche für eine Konstitution nach Kasten, d. h. Ständen. Deshalb gehen sie wie die Katzen um den Brei herum, und bedenken nicht, daß es eine niederträchtige Freiheit geben könne, jene nämlich, wo alte Bande blos gelockert werden. Eine Nation muß sich in einem

großartigen Akkord vernehmen lassen. Gleich wie der hebräische Gott sprach: Es werde Licht, und das Licht wirklich ward, so rufe sie: Es werde Licht im Staate, und es wird hereinbrechen mit göttlicher Macht. Sofort wird das politische Schöpfungswerk beginnen, und in dem früheren Chaos die organisirende Kraft des Lichtes sich geltend machen. Daß ohne den Willen jede noch so hohe Wissenschaftlichkeit und Einsicht lahm, unzureichend und beinahe komisch erscheint, beweis't ja eben das in Streitfragen zerfallene Deutschland auf das Augenscheinlichste. Legen wir die Hand auf das Herz und bekennen wir: Ein Drittheil unseres Aufwandes von Gelehrsamkeit und Forscherthum hätte vollkommen hingereicht, um dem gegenwärtigen politischen Zustande Deutschlands zu entsprechen.

Es ist das Entwürdigendste und Nachtheiligste für den Nimbus der deutschen Wissenschaft, daß sie so gern und häufig sich zur Buhlin der positiven Mächte hergiebt. Allein es ist das Traurigste, was sich in der Geistesgeschichte eines Volkes ereignen kann, daß dies so häufig unbewußt, ja sogar im besten Glauben geschieht. In der Selbstirreführung, in der Selbstbeschwichtigung seines innersten Seelendranges ist der Deutsche klassisch. —

Alle diese Mißstände lassen sich mit einem einzigen aber allumfassenden Worte bezeichnen. Es mangelt dem Deutschen am genial-praktischen Blick.

Er ist viel zu wenig Clairvoyant des Zukünftigen. Er klammert sich deshalb an das Gegebene an, und sucht es auszubeuten, so lang und so wie es eben geht. Der Amerikaner, der Franzose, der Engländer, ja selbst der Spanier verstehen sich nicht so gut auf das kaleidoskopische Spiel der Begriffe. Aber weil ihre Seelen lebhafter aufwallen, so träufen auch die Gedanken, welche sie ausschleudern, nachdrücklich ins Leben, und prägen ihre Spur unverwischbar ab. Können wir läugnen, daß die bewegenden Ideen des Jahrtausends meistentheils von romanischen Elementen getragen waren? Wir verdanken den Stolz unserer Geschichte die Reformation, einerseits dem wiederbelebten Studium der antiken Literatur, andererseits aber den großartigen Antecedenzien der Albigneser, Wiklefiten und Hussiter. Die Reformation ist kein deutscher Originalgedanke, sondern bloß die vollendetere Dialektik einer fremden Idee. Die französische Revolution ist nicht fruchtlos an uns vorübergegangen. Sie hat eine bis in die neueste Zeit fortgepflanzte Entwickelung unserer Idee bewirkt; je nachdem es uns gelingen wird, dieses weltwichtige Problem durchzuarbeiten, wird sich auch die Frage über unsern welthistorischen Beruf entscheiden. Allein jetzt schon deuten alle Symtome dahin, daß sich das Resultat dieser Kämpfe in einer sonnenklaren und jedem echten Menschenherzen einleuchtenden Theorie lösen werde.

Diese Theorie wird Manchem chimärisch und abgeschmackt erscheinen, aber nur im gleichen Sinne, wie die Chinesen einen natürlich proportionirten Fuß abscheulich finden. Und dennoch wird und muß diese Theorie den Sieg davon tragen, weil sie die Wahrheit und das Leben selbst ist. Man sieht die Natur, welche niemals ungerecht ist, hat dem Deutschen eine Correctiv für seine Apathie in seiner Vorliebe für die Speculation mitgegeben. Wenn sich der Franzose zu Allem durchschlägt, so denkt sich der Deutsche zu Allem hindurch. Jenes gelingt zwar schneller, aber dieses wirkt nachhaltiger. Die Franzosen haben in der Revolution den Sieg des Geistes improvisirt; allein weil sie sein Wesen und seine Folgen nicht klar begriffen hatten, ging er ihnen beinahe unter den Händen verloren. Sie gelangten zwar wieder auf die richtige Fährte, und sind jedenfalls praktisch weiter gekommen als der Deutsche. Allein der Abstand beider Nationen ist bei weitem nicht so groß, wie im Jahre 1792. Der Gang, welchen die Operationen des Weltgeistes seit damals nahmen, liegt nun gerechtfertiget vor uns. Es sollte und mußte der Welt eine ungeheure, ihren Widerschein über die gesammte Erdkugel verbreitende Leuchte angezündet werden, was die Vorkämpfer und Vorfechter der neu gewonnenen Menschenrechte redlich thaten. Allein das wirbelte die Partei der Stabilität, die Egoisten und Philister

mächtig auf; sie rotteten sich zusammen, bekämpften auf Leben und Tod das neue Prinzip, welches sich konzentriren, in eine Individualität zurückziehen mußte, um sich militärisch zu behaupten. Die Form einer von Feinden bedrohten Republik ist allerdings die Diktatur, und Napoleon war nie mehr als ein durch den Willen des souverainen Volks ernannter Diktator; ja er war unbesiegbar, wenn er nicht über die Schranken seiner Mission hinaus getreten und durch den thörichten Versuch, seinem Kaiserstuhl eine legitime Basis zu geben, mit seiner ursprünglichen Bestimmung zerfallen wäre — und als endlich der beiderseitige Haß im Blute gelöscht war, da erkannten sich die Sieger bald als besiegt. Die Heere der Verbündeten waren wohl in Frankreich einmarschiert, aber der Genius Frankreichs unterlag nicht. Die Leuchte der Revolution war nicht vergebens angezündet worden. Als die Bourbons sich im Exile als Frankreichs legitime Herrscher betrachteten und gegen Alles, was dort vorging, Protest einlegten, waren sie nicht überwunden. Allein durch Ludwigs XVIII. Charte bekannten sie sich als überwunden. Daß sie dessen ungeachtet wieder von der nothwendig eingeschlagenen Bahn abzugehen versuchten, bewirkte ihren Sturz. Allein mit dem letzten Schlußpunkt, welcher durch den Protokollführer Gentz bei der Wiener Kongreßakte hinzugefügt wurde, war auch die Macht der

Gegensätze zwischen Frankreich und Deutschland erloschen. Von damals an begannen sie sich in einer höheren Einheit aufzulösen, und seien wir nur fest davon überzeugt, die Tendenz dieser Einigung, welche durch die Julirevolution um einen Riesenschritt gefördert wurde, war die Ursache, daß sie nicht durch royalistische Coalitionen bekämpft wurde, wie vormals. Nicht der Milde und Friedensliebe des preußischen und österreichischen Kabinets hatten wir zu danken, daß gegen die revolutionairen Stürmer nicht unverweilt zu Felde gezogen wurde, sondern dem deutschen Geiste, welcher sich durch schwerfällige und mühsame Philosophie, jedoch für immer zu der Ueberzeugung durchgearbeitet hatte, daß er als Ausbeute immer doch nur Stücke jener revolutionären Offenbarung, welche am Ende des vergangenen Jahrhunderts so zu sagen von Himmel herabgefallen war, gewonnen und somit das Recht erlangt hatte, das, was er einst materiell bekämpfen half, für wahr zu halten. In dem Maße, als die Regierungen sich passiv verhielten, wurden die Deutschen aktiv. Sie eroberten sich positive, politische Vortheile, und hätten bei weitem mehr erreichen können, wenn sie nur wollten. Aber sie wollten, vermöge ihrer angeerbten Apathie nicht, und deshalb wurde ihnen genommen. Nun trat die bekannte Reaktion des Jahres 1840 ein. Schon im Jahre 1813 fühlte Deutschland die

Nothwendigkeit, das despotische Joch der Franzosen abzuschütteln, die revolutionäre Idee zu reinigen und in ihrer Reinheit wieder herzustellen. Allein dieses Joch war selbst eine nicht ungerechte Buße für die Pillnitzer Convention und alle daraus hervorgegangenen Consequenzen gewesen. Vom Jahre 1830 bis 1840 hatte Frankreich eine schwierige Aufgabe zu lösen, und ist auch jetzt noch nicht damit zu Ende gekommen. Es hatte die Fehde mit der starren Legitimität glücklich und mannhaft bestanden. Nun hatte es einen weit subtileren Kampf auszufechten, den Kampf mit der trügenden und verwirrenden Politik des Justemilieu. Dieser neue, mit guten dialektischen Schlagwörtern ausgerüstete Gegner verwirrte es lange; Thiers vermaß sich, dem reinen, allgemein menschlichen Prinzip der Revolution neuerdings den Egoismus zu substituiren. Da hatte die rechte Stunde geschlagen; Deutschland erhob sich zwar abstract träumerisch und gothisch schwerfällig, wie gewöhnlich; aber es schlug den kecken Premier, der die höchste Ehre seines Landes beinahe kompromittirt hatte, auf die Finger, als er eben die verfängliche Volte schlug. Frankreich besann sich; es fühlte beschämt, daß es eine große und wichtige Pflicht im Innern zu lösen habe, nemlich das Justemilieu zu überwinden und sich mit Deutschland in friedlichen geistigen Rapport zu setzen, und diese An-

sicht findet in **Lamartine** ihren neuesten und prägnantesten Ausdruck. Deutschland aber hat den kleinen und kurzen Haß, wie er im Sommer 1840 aufloderte, wieder beiseite geworfen — ja es hat ihn den Herren **Cotta, Menzel** und **Leo** zum Trotze weggeworfen — und fühlte lebhafter als je das Bedürfniß der Regeneration nach französischen Prinzipien, die auf ihre Ursprugsstätte wahrscheinlich bald einen glänzenden Sieg zu feiern bestimmt sind. —

Mit diesen Andeutungen glaube ich das wahre, lebendige Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland, wenn auch nicht erschöpfend, so doch bezeichnend ausgesprochen zu haben. Vielleicht dürfte es eine höchst dankbare Aufgabe sein, nachzuweisen, daß tausend und abermals tausend Irrthümer durch die bisher immer noch fortwuchernde Ansicht vom politischen Gleichgewichte Europas ausgeheckt wurden, und daß, wie in allen andern lebendigen Verhältnissen, auch in der auswärtigen Politik die organische Grundidee durchzuführen sei. —

Frankreich repräsentirt das männliche, Deutschland das weibliche Princip. Frankreich lieferte die befruchtenden Ideen für den politischen Umbau der neuen Zeit; es arbeitet sie noch fortwährend aus seinem Innern heraus, und überliefert sie dem keuschen, deutschen Denkergeiste zur weitern Entwickelung. Frankreich ist warmblütig und

egoistisch, wie das die männliche Natur mit sich bringt, umsichgreifend, und wenn es vom Rausche des Sieges übermannt wird, leicht geneigt, seinen Nachbar zu mißbrauchen.

Deutschland fühlte sich vor dem Ausbruch der Revolution so ziemlich glücklich in seiner politischen Unschuld, es liebte seine Zöpfe, seine Perücken und seine zahmen Dichter. Es bebte zurück vor der gewaltsamen Umhalsung durch Frankreichs Arme, und doch war bereits in seinem Innern ein mächtiger Glutquell der Liebe aufgesprüht, als es den Haß am unzweitdeutigsten zur Schau trug. Es wagte sich die verbotene Liebe nicht zu gestehen. Der gesättigte, übermüthige Nachbar stieß die im tiefsten Herzen blutende Germania mit dem Fuße. Da erhob sie sich voll gerechten Grimmes, trat ihm gegenüber und besiegte ihn durch die Gerechtigkeit ihrer Sache. Er zog sich bitter grollend zurück. Aber sie hatte bereits empfangen, und trägt nun ein Kind unter dem Herzen, welches himmlisch schön zu werden verspricht. Es ist die Freiheit des künftigen Jahrhunderts, die Vorzüge des Vaters und der Mutter in sich vereinend. Alle gewaltthätig wirkenden Abortirmittel, welche die gestrengen Herrn Vormünder Germanien der gefallenen, und doch so herrlichen Jungfrau beibrachten, fruchteten nichts. Ihre Natur war stärker und leistete dem diplomatischen Gebräu hartnäckigen

Widerstand. Sie jedoch wußte nicht, ob sie ihn hassen sollte oder lieben, und unterlag in den heißen Julitagen noch einmal seiner Lockung zur Umarmung. Von diesem Augenblick, der ihr Schicksal für ewige Zeiten entschied — überwältigt kann die Unschuld werden; jedoch nur einmal; erneuertes Hingeben bedingt oder gebiert die Liebe — hielt sie den Blick unendlicher Sehnsucht nach ihm gerichtet. Er antwortete wohl durch manches Zeichen, manchen Seitenblick und manches Blättchen. Allein verdrießliche Gedanken stiegen ihm zu Kopfe. Er befürchtete böse Kollisionen mit ihren Wächtern und Vormündern, und hatte selbst mit den Einflüsterungen eines sonderbaren Asmodi zu ringen, der ihm die Herrlichkeit politischer Ascetik rühmte, und ihn bisher geschickt genug am Gängelband herumzuführen wußte. Diese Kopfhängerperiode trieb ihm viele Grillen, Gewissensbisse, Aufwallungen, Projekte und Allotria durch das Hirn; aber im Ganzen genommen schadet sie nichts, denn sie läßt sein Herz reifen und als gereinigten Liebestempel sich entfalten. Die Geliebte ging seither mit Kälte, ja mit sichtbarer Demuth an ihm vorüber. Das ärgerte ihn, und als er kürzlich mit ihren Vormündern in einen verdrießlichen Prozeß, wobei er Schaden litt, verwickelt wurde, stieß er drohende Worte gegen sie aus, weil er sie einer falschen Theilnahme bezüchtigte. Sie antwortete ihm mit dem

Gefühl edlen Stolzes und männlicher Verachtung. Die hohe Würde, welche jetzt aus ihr sprach, der Genius, welcher sie umschwebte, ergriffen und rührten ihn; denn es waren, dies erkannte er tief, Elemente eines gleichartigen Wesens. Sie wandte sich ab von ihm, er neigte sich zu ihr, zum erstenmale in reiner Liebe. Er glaubte nun fest an ihre Treue, so wie, daß jenes Geschöpf, welches unter ihrem Herzen schlummerte, wirklich von ihm gezeugt worden war. Und sie hätte nicht verzeihen, mit dem liebenden Bekehrten, Neugewonnenen hadern sollen? Das Bündniß der Herzen ist nun einmal geschlossen; die sichtbare Einigung der Hände und Wechselung der Ringe wird nachfolgen.

Frankreich und Deutschland waren stets in Liebe und Haß, Streit und Friede, geistiger Zeugung und Empfängniß zu unaufhörlicher Wechselwirkung und Läuterung ihrer Volksgeister verbunden, und die sittliche Nothwendigkeit eines liebevollen Einverständnisses blitzte durch alle ihre leidenschaftlichen, aber echt menschlichen Konflikte hindurch. Das ist der wahre Sinn einer künftigen unauflöslichen Allianz beider Mächte.

Sei's, daß manchem besternten Mitglied des hohen diplomatischen Raths diese Ansicht ein vornehm verächtliches Lächeln abzwingt.

„Was nicht der Verstand der Verständigen sieht,
Das sieht oft in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Nur zu gelächelt! — Je pfiffiger, mitleidiger gelächelt wird, desto besser! Die Geschicke des Welttheils werden ungehindert ihren Gang gehen, und die gefalteten Mundwinkel der privilegirten Allwisser, die nur in dem Einen, was mehr gilt als Alles, unwissend sind, ihr furchtbares Brausen nicht hinwegschmunzeln. — Ja, ich halte fest an einer innigen, unzerstörbaren Wechselbeziehung Frankreichs zu Deutschland, die sich in ihren sämmtlichen Sphären, Kunst Literatur, Sitte und Politik eher erweitert als verringert, und die in einen wahrhaften Geistesbedürfniß beider Völker gegründet ist. Ich bin überzeugt, daß die Natur diese Verbindung nicht zusammen gekuppelt habe, um den Leipziger Uebersetzern und den deutschen Theaterdirektionen Nahrung zu verschaffen, aber nicht minder durchdrungen bin ich von der Gewißheit, daß es den lächerlichen Griesgrams in unserer noch beständig mehr apathisch befangenen, als energisch strebenden Literatur nun und nimmer gelingen werde, den Franzosenhaß warm zu erhalten. Mögen sie Zetter und Mordio schreien, das Volk wird sie beschämen, das vorurtheilsfrei gewordene, von den Inspirationen seiner Zeitungen emanzipirte Volk. Das Volk wird instinktmäßig empfinden, daß eine Zeit und eine Generation im Werden begriffen sei, denen an der

so leidenschaftlich behandelten Frage wegen der Rheingränze nichts mehr gelegen sein wird, noch gelegen sein kann. Das große wechselseitige Geschäft der Bildung des einen Volks durch das andere wird sich dagegen im großartigsten Maßstabe entwickeln, und der Romanismus mit dem Germanismus zusammenfließen. Dieses Gesetz ist bisher zu wenig begriffen worden, man hat es wie einen Zufall betrachtet, wie eine leidige Schickung ertragen, dagegen protestirt, auch reprotestirt, im Ganzen genommen aber nichts ausgerichtet, weil man eben nicht wußte, mit welch mächtigem Elemente man zu thun hatte. — Fragt man, welchen Theil Oesterreich, das noch nicht aufgehört hat, sich zu den Staaten Deutschlands zu zählen, an dieser Vermittelungsoperation nehme, so läßt sich nicht läugnen, daß Frankreich einen gewaltigen direkten Einfluß auch auf dieses Land übt. Die Thatsachen liegen vor. Kein anderes europäisches Land wurde seit dem Ausbruche der Revolution so häufig von französischen Heeren besetzt. Die Hauptstadt befand sich zwei Mal in ihren Händen. In keiner Stadt Deutschlands wird vielleicht so viel Französisches gelesen, freilich sind Leraux, Tocqueville, Lammenais und dergl. dem Wiener unbekannte Größen, allein desto geläufiger sind ihm die Produkte Balzacs, Sués, der Georges Sand, ja selbst Victor Hugo's und insbesondere Paul de Kock's. Dieser

Autor genießt hier eine wahre Illustrität. Ich habe Gustave, ou le mauvais sujet auf dem Lesetisch einer Dame, die nicht mit Unrecht auf Ton und feine Bildung Anspruch machte, liegen sehen. Die fremden Typen scheinen bestimmt, das unzüchtige Element in derlei Werken zu maskiren. Man glaubt wohl, es sei keine Ursache, vor einer Darstellung des Obscönen zu erröthen, wenn ihm nur der Schleier der glatten Vokabeln vorgebunden wird. In Wien selbst, mithin auf dem sterilsten Boden der Welt für das Gedeihen kräftiger Journalistik, erscheinen zwei Zeitschriften in französischer Sprache. Die Erlernung derselben ist eine wahre sociale Nothwendigkeit. Wer nur den geringsten Anspruch auf Bildung und Manierlichkeit erheben will, der muß französisch sprechen. In Meidingers Grammatik liegt der Schlüssel, welcher die Pforte des Wiener Geselligkeitsparadieses aufschließt. Die Wienerinnen sind besonders darauf versessen, eine Gelegenheit zu erwischen, wobei sie den Kram ihrer Gouvernanten-Bildung hervorziehen mögen. Man komme auf einer Reise, an öffentlichen Orten, oder überhaupt dort, wo der Anstand erlaubt, sich fremden Familien ohne vorhergängige Empfehlung zu nähern, mit höher gestellten Wienerfamilien zusammen, und man darf Hundert gegen Eins wetten, daß der gebildetste Deutsche, wenn ihm das geliebte Französisch fremd ist, einen starken Zweifel an seiner

so leidenschaftlich behandelten Frage wegen der Rheingränze nichts mehr gelegen sein wird, noch gelegen sein kann. Das große wechselseitige Geschäft der Bildung des einen Volks durch das andere wird sich dagegen im großartigsten Maßstabe entwickeln, und der Romanismus mit dem Germanismus zusammenfließen. Dieses Gesetz ist bisher zu wenig begriffen worden, man hat es wie einen Zufall betrachtet, wie eine leidige Schickung ertragen, dagegen protestirt, auch reprotestirt, im Ganzen genommen aber nichts ausgerichtet, weil man eben nicht wußte, mit welch mächtigem Elemente man zu thun hatte. — Fragt man, welchen Theil Oesterreich, das noch nicht aufgehört hat, sich zu den Staaten Deutschlands zu zählen, an dieser Vermittelungsoperation nehme, so läßt sich nicht läugnen, daß Frankreich einen gewaltigen direkten Einfluß auch auf dieses Land übt. Die Thatsachen liegen vor. Kein anderes europäisches Land wurde seit dem Ausbruche der Revolution so häufig von französischen Heeren besetzt. Die Hauptstadt befand sich zwei Mal in ihren Händen. In keiner Stadt Deutschlands wird vielleicht so viel Französisches gelesen, freilich sind Leraux, Tocqueville, Lammenais und dergl. dem Wiener unbekannte Größen, allein desto geläufiger sind ihm die Produkte Balzacs, Sués, der Georges Sand, ja selbst Victor Hugo's und insbesondere Paul de Kock's. Dieser

Autor genießt hier eine wahre Illustrität. Ich habe Gustave, ou le mauvais sujet auf dem Lesetisch einer Dame, die nicht mit Unrecht auf Ton und feine Bildung Anspruch machte, liegen sehen. Die fremden Typen scheinen bestimmt, das unzüchtige Element in derlei Werken zu maskiren. Man glaubt wohl, es sei keine Ursache, vor einer Darstellung des Obscönen zu erröthen, wenn ihm nur der Schleier der glatten Vokabeln vorgebunden wird. In Wien selbst, mithin auf dem sterilsten Boden der Welt für das Gedeihen kräftiger Journalistik, erscheinen zwei Zeitschriften in französischer Sprache. Die Erlernung derselben ist eine wahre sociale Nothwendigkeit. Wer nur den geringsten Anspruch auf Bildung und Manierlichkeit erheben will, der muß französisch sprechen. In Meidingers Grammatik liegt der Schlüssel, welcher die Pforte des Wiener Geselligkeitsparadieses aufschließt. Die Wienerinnen sind besonders darauf versessen, eine Gelegenheit zu erwischen, wobei sie den Kram ihrer Gouvernanten-Bildung hervorziehen mögen. Man komme auf einer Reise, an öffentlichen Orten, oder überhaupt dort, wo der Anstand erlaubt, sich fremden Familien ohne vorhergängige Empfehlung zu nähern, mit höher gestellten Wienerfamilien zusammen, und man darf Hundert gegen Eins wetten, daß der gebildetste Deutsche, wenn ihm das geliebte Französisch fremd ist, einen starken Zweifel an seiner

Qualification für höhern Umgang erregen wird. Die Wienerinnen sind nicht ohne penetranten Scharfblick; sie lesen Stand und Character so ziemlich geläufig aus dem Benehmen fremder Personen heraus. Allein die französische Sprache übt auf ihr Urtheil einen betäubenden Einfluß. Zum Theil ist dies auch wohl verzeihlich und begreiflich, es ist eine unläugbare Genialität der französischen Sprache, alles Gemeine zu verhüllen, ja wo möglich idealistisch zu parfümiren. Der Geist des Kammerdieners gewinnt durch ihre glücklichen Formen eine erweiterte Dimension; und Stimmung und Ton eines pariser Fischweibes sind bei weitem idyllischer und zarter, als man dies von dem grimmigen Hallenser Löwen, Herrn Professor Leo, rühmen darf, besonders wenn er einen Anlauf nimmt, die Revolution aufzufressen, d. h. ihre Geschichte zu schreiben. — Die höchsten Stände in Wien sind von der französischen Tendenz noch bei weitem durchdrungener, als die immerhin doch nach einer universaleren Bildung strebenden Mittelklassen. Bei ihnen tritt das reelle Bedürfniß ein, mit den vornehmen Reisenden des Auslandes zu konversiren, was auch in den Salons der Noblesse financiere stattfindet, obwohl in geringerem Grade. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die jungen Mylords, welche sich dermalen in sämmtlichen Continental-Hauptstädten herumtreiben, fast immer recht gut französisch

sprechen, des Deutschen hingegen meistens ganz unkundig sind. Auch setzt die deutsche Aussprache dem Engländer bei weitem mehr Schwierigkeiten in den Weg, er gesteht dies selbst unumwunden, und mithin ist dieses Phänomen nicht allein dem Mehr oder Weniger der gehörigen Uebung beizumessen. Schon der Bau der englischen Sprache, wonach die meisten abstrakten Ausdrücke französischer, die konkreten hingegen germanischer Abkunft sind, scheint auf die Vorherrschaft des normännischen Superstötationselements hinzudeuten. Der Vortheil liegt vielleicht für England in dem glücklichen Umstande, daß die deutsche Eigenthümlichkeit sich mit dem romanischen Elemente neutralisirte, während im südlichen Europa das Germanenthum fast spurlos in der Sprache und Nationalität der bezwungenen Römervölker sich auflös'te. Vielleicht ließe sich aus diesem Verhältnisse manchen Grund für die gegenwärtige Größe und Stätigkeit der großbritanischen Herrschaft ableiten. Dies im Vorbeigehen.

Was die Mode betrifft, so herrscht in Wien beinahe exklusiv die französische Richtung. Einige Modehändlerinnen machen enorme Geschäfte, indem sie den Damen der hohen und höchsten Aristokratie Hüte, Roben, Chemisetten, Mantilles u. s. w. um den doppelten Preis dessen, was der Tand in Paris kostet, verschaffen. Das Bemerkenswerthe dabei ist,

daß die Einfuhr fast sämmtlicher, derartiger Stoffe und Waaren verboten, und der Luxus der Aristokraten auf die Einschmuggelung angewiesen ist. Bei Hüten z. B. ist bloß die Einfuhr weniger Musterhüte gestattet; dennoch prunken zahllose Köpfe des weiblichen Theils der haute volée mit dem verpönten Schmucke. Das Bewußtsein, daß es echte französische Waare und keine miserable Contrefactur sei, spiegelt sich in allen Gesichtern. Zur Zahl der noblen Trägerinnen gehören die Gattinnen fast aller hohen und höchsten Staatsbeamten, die mitunter — ironisch genug! — das Ansehen der durch die Eitelkeit ihrer Hälften umgangenen Gesetze zu wahren berufen sind.

Die Bemittelten, welche im Stande sind, Reisen zu unternehmen, betrachten Paris als das Mekka der Civilisation. Freilich hat die Regierung dieser Wanderlust eine Schranke zu setzen für nöthig erachtet, und deshalb wird blos Geschäftsleuten und Aristokraten die erforderliche Bewilligung ohne Schwierigkeiten ertheilt.

Was die Vorliebe für französische Kunst in das hellste und unzweideutigste Licht setzt, ist der Umstand, daß die Notabilitäten, welche von Paris hieher kommen, z. B. Fanny Elsler, Lißt, Ernst u. s. w. erst sodann den rechten Fanatismus erregen, wiewohl sie geborne Oesterreicher sind, und vor Jahren ihre

Kunst in der Hauptstadt mit ziemlich gleicher Virtuosität trieben.

Als Fanny Elsler die letzten Stunden des kindisch gewordenen Gentz durch den Contrast ihres blendend weißen Körperteints auf schwarzem Sopha lieblich erheiterte: war sie bereits am Kärnthnerthortheater engagirt, und sehr beliebt. Aber sie galt als Virtuosin erst, nachdem sie Paris dazu gestempelt hatte. Wenn ich nicht irre, so war es im Jahre 1837, da sie alle Männerherzen durch das sanfte Wiegen und Schleudern ihrer Gliedmaßen, besonders durch die verführerische Cachucka elektrisirte. Zurückgekehrt aus Amerika wurde sie zwar stürmisch empfangen, applaudirt, und von einem Rudel unsinniger Enthusiasten nach Hause geleitet, im Ganzen genommen mangelte es aber an jenem unermeßlichen und zugleich aufrichtigen Furore, welches die unmittelbare Nachwirkung ihrer Pariser Triumphe war. Der Enthusiasmus von Nord- und Südamerika wiegt in den Augen des Wieners ein Bravo des Publikums der großen Oper nicht auf. Die Wiener übersehen nicht, daß fünfjährige artistische Strapazen über das Antlitz der guten Fanny hinweggezogen waren. Wäre sie direkt von Paris gekommen, wer weiß, ob sie gewagt hätten, es zu bemerken. Nichts wäre leichter, als noch zahlreiche, weitere Momente des französischen Einflusses im Wiener Leben nachzuweisen. Doch so

viel ergiebt sich jetzt schon, daß derselbe gerade von der unvortheilhafteren Seite des Franzosenthums ausgeht. — Während nämlich die strenge Regression, welche die Regierung gegen jede Regung des liberalen Geistes, ganz insbesondere aber des von Frankreich ausströmenden übt, eine offenkundige Thatsache ist, während alle erdenklichen Mittel aufgeboten werden, um den Glauben, die Franzosen seien eine liebenswürdige, jedoch politisch verdorbene, eine geistreiche, jedoch muthwillig unruhige, eine geschmackvolle, jedoch extravagante, verirrte Nation, allgemein und unerschütterlich zu machen: läßt man die Einwirkung der französischen Frivolität unbehindert stattfinden. Welch schreiend unnatürliches Verhältniß!

Die Frivolität des Franzosen ist eine momentane Verirrung seiner Natur. Er lebt in stetem Kampfe für die bewegenden Ideen und geberdet sich wie ein guter Krieger. Er legt für einen Augenblick das Schwert zur Seite, trinkt Wein, küßt hübsche Mädchen, spielt und belustigt sich mit leichtfertigen Künsten. Doch eben dieser Thor verwandelt sich in einen Achilles, so bald die rechte Stunde schlägt. Hauptsächlich aber ist es der Mißmuth über die von ihm so tief gefühlte Unzulänglichkeit aller socialen Einrichtungen, über das Grundlose des Bestehenden, über die Verlängerung dieser nüchternen widerwärtigen Zustände, welche ihn umgeben und bedrücken, und

dieser Mißmuth ist ein böser, unheimlicher Gast. Vergen wir es irgend einem Unglücklichen, wenn er sein Herzleid durch eine Flasche Champagner oder ein Opiat für etliche Augenblicke zu beseitigen sucht? — Nimmermehr! Wir hätten bloß in dem Falle, wenn das Laster der Trunksucht sich unausrottbar bei ihm einnistelte, ein gegründetes Recht ihn zu tadeln. Wohlan! Bei dem französischen Volke ist die sogenannte Frivolität nichts Wesentliches, nichts Unausscheidbares. Sie ist eine Folge seiner Warmblütigkeit. Pflanzet vor seinen Augen das Banner einer beseligenden, seine gesammte Natur umfassenden und durchdringenden Lehre auf, und ihr dürft fest überüberzeugt sein, der Uebergang von der Frivolität zur Sittlichkeit wird schnell gefunden und bewerkstelligt sein. Das warme Blut, welches das Volk jetzt zu mancher sinnlichen Verirrung treibt, war bereits die Quelle der herrlichsten Thaten und wird es sein, allen abstrakten Franzosenfresser und Pedanten zum Trotze!

Bei der Beurtheilung der Völker ist es allemal Hauptsache, daß man sie in ihrer innersten Eigenthümlichkeit auffasse. Der Branntwein und die Knute sind der sittlichen Kraft des Russen nicht verderblich; denn er hat nicht gezaudert, die größte Herrlichkeit seines Reiches, sein Moskau, dem Untergange zu weihen, und bereitet seinen Einfluß über Asien und Europa in täglich wachsenden Kreisen aus. Doch

Branntwein und Knute reichten vollkommen hin, um Deutschland zu demoralisiren. Ebenso ist der Magen Frankreichs stark genug, seine Frivolität zu verdauen, allein ist wohl Oesterreich berechtiget, dasselbe von sich zu rühmen? —

Zuverläßig nicht, und das ist der entscheidende Punkt der bisherigen Betrachtung. Jeder Schriftsteller, der gegen die hiesige Korruption und die schlechten französischen Einflüsse zu Felde zieht, erwirbt sich ein Recht auf dankbare Anerkennung, denn er bemüht sich, den Quell des Bösen zu verstopfen, und wenn vorläufig unter tausend Lesern nur Einer von ihm gewonnen und bekehrt wird, so ist dies ein Gewinn, der sich im Laufe der Jahre vertausendfacht. Allein er schadet der guten Sache, wenn er die Korruption als das Wesen des französischen Genius, die Franzosen selbst als geborene und geschworene Feinde der Deutschen, alles Französische als unbedingt schlecht, verwerflich, antideutsch erklärt; denn er beleidigt durch solchen unüberlegten Ausspruch die Wahrheit, er verletzt ein tief wurzelndes Naturverhältniß, und eben deshalb wird und muß sein Wort, ungeachtet der reinen Absicht, womit es gesprochen wurde, unwirksam bleiben.

Der französische Geist hat gewisse Vorzüge, welche zu augenfällig sind, um geläugnet werden zu können, und diese zu würdigen, zu studiren und nach-

zuahmen, kann dem Deutschen sicherlich nicht zur Unehre gereichen. Die Raschheit und außerordentliche Energie, womit derselbe einmal beschlossene Maßregeln durchführt, die philosophische Organisation seines Kopfes, die Klarheit seines Gedankenganges, welche ihn vor jeder Ueberschwänglichkeit beschirmt, und im Vereine mit der Feinheit seiner Sprache eine vollkommen durchsichtige und demnach unendlich nüançirte Ausdrucksweise gestattet, sein tiefer prophetischer Blick in die fern verhüllte Zukunft, sein behendes beinahe instinktmäßiges Erfassen und Begreifen der wichtigsten Interessen der modernen Welt, sein flammendes Gefühl für sociale Gleichheit, während alle übrigen europäischen Mächte den armen Bürger lediglich mit der sogenannten Gleichheit vor dem Gesetze abspeisen; seine Vorliebe für öffentliches Leben, öffentliche Mittheilsamkeit, öffentliche Rechtspflege, seine hohe Achtung vor dem Talente, welche sich nicht bloß durch glänzende materielle Belohnungen, sondern ganz vorzüglich in dem Umstande offenbart, daß der Vornehmste und Mächtigste in diesem Lande sich nicht weigert, dessen Ebenbürtigkeit anzuerkennen, sein glühender Patriotismus, der nicht bloß den Angriff abwartet, um sich zu Wundern der Tapferkeit zu begeistern, sondern bei zahllosen Gelegenheiten, ja selbst in Emeuten und Straßengefechten, so wie in der Besiegung Algiers sich kund giebt; mit einem

Worte, seine Neigung und sein Geschick, die Resultate seines Fühlens und Denkens nicht nutzlos in den Schacht des Innern zu versenken, sondern als Fäden in das große Netz des menschheitlichen Lebens zu verweben, das ist's, was der Deutsche ihm abmerken, und weshalb er die merkwürdige Nation zu studiren und zu ergründen niemals ermüden sollte. Wenn aber die gerühmten Vorzüge sich bei den deutschen Stämmen sehr selten und sehr verdünnt vorfinden, wie viel weniger ist dies bei den Oesterreichern der Fall, und wie stark ist gerade bei ihnen das Bedürfniß, sich das französische Volk recht ernsthaft zum Muster zu nehmen. Aengstliche Geister, welche das Beispiel Frankreichs prohorresciren, dafür jedoch England substituiren, mögen auch Recht behalten. Wohlan denn, gebt nur den Deutschen all die köstlichen Freiheiten, deren die Engländer sich erfreuen in ihrem vollen Umfange, und ich glaube, wir werden in beiden Fällen, ob wir England oder Frankreich nachahmen, so ziemlich auf derselben Fährte uns finden. Die Freiheit ist gleich unter allen Zonen, auch führt sie in ihrer konsequenten Ausbildung nothwendig zur Gleichheit.

Unsterblich bleibt das Verdienst des französischen Geistes für die Entwicklungen des Gleichheitsprinzipes, die bisher in den Schafsaugen mancher gelehrten Dorinte für unbedingt destruktiv gehalten wurden,

den positiven Endpunkt gefunden zu haben. Auf der Basis der Gleichheit, die heutzutage freilich nicht viel eleganter und wohnlicher, wie eine Trümmerstätte aussehen kann, ist die Blüthe des Socialismus emporgewachsen. Ihr Keim fiel offenbar von Himmelshöhen; ihre Riesenblätter werden einst den gesammten Erdball, deren Geschichte bis zum gegenwärtigen Augenblicke eine Fülle des politischen Scandals darbietet, überschatten. Die Aussicht auf den Socialismus hat den matt gewordenen Schwung der liberalen Ideen verstärkt. Die Liberalen wissen nunmehr, daß sie nicht für den Magen des Saturnus arbeiten, sondern sie sehen ein goldenes Ziel vor ihren Augen aufgepflanzt. Diese Theorie der Zukunft, theils ins Leben gerufen, theils weltbedeutsam gemacht zu haben, ist ein Verdienst des französischen Genius. Vielleicht kommt der Tag, da die deutsche Philosophie sich desselben Gegenstandes bemächtigen wird. Sie wird das Erz dieser Lehre strecken, hämmern, stählen, in allen ordentlichen Formen verarbeiten; allein wie gesagt, der Ruhm und mehr noch das göttliche Messiasverdienst der Ideen bleibt dem schönen, lichten, freien, geistreichen Frankreich. Darum keinen unlautern Haß, keine thörichte Feindseligkeit! So lautet das echte deutsche Wort eines Oesterreichers. —

Fünfter Brief.

Das Caroussel.

Da der dritte Stand durch industrielle und kommerzielle Unternehmungen sich in Wien so bedeutend zu machen sucht; da im Schooße desselben sich eine Frucht, welche des liberalen Fortschritts Physiognomie tragen dürfte, zu entwickeln begonnen hat: so war es ganz natürlich, daß die Aristokratie, die hohe Vollblutsaristokratie nämlich, die kleine geweihte Schaar der Exquisiten ihrerseits eine Anstrengung machte, um sich als eine lebendige und regsame Macht zu bethätigen.

Die Bourgoisie baut Eisenbahnen, Dampfschiffe, Maschinen aller Art, gründet mannigfache Etablissements. Wie? die Aristokratie sollte zurückbleiben, sich von dem Schwunge der materiellen Intressen überholen lassen? Nimmermehr! Sie veranstaltete ein

Paradefest, wobei sie all ihren Pfauenstolz, all ihre Tulpenherrlichkeit entfaltet. Sie gab ein Carousel zum besten.

Freilich war das Erträgniß zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt. Das erschwert nun allerdings die Kritik. Soll man Herren, welche sich im Schweiße ihres Angesichtes abmühten, um einigen hülfsbedürftigen Instituten ansehnliche Unterstützungen zuzuwenden, obendrein noch mit der Lauge des Tadels überschütten? Ich will ganz kurz sein. Ich müßte der Wahrheit zu nahe treten, wollte ich zugeben, daß die Produktion befriedigend ausgefallen sei.

Die politischen Blätter Deutschlands ermangelten nicht, das Spektakel mit einer wahren Fluth von Lobsalm zu überschütten. Dennoch werden die unbefangenen Leser mir auf das Wort glauben, daß die Herren Chevaliers sich mit weit geringerer Kunstfertigkeit und Gelenkigkeit als ordinäre Kunstreiter bewegten. Das ist ganz natürlich. Man kann eine enorme Virtuosität in tausend Dingen besitzen; man kann durch die Jägerzeile nach dem Prater mit rasender Geschwindigkeit zu kutschiren und dabei das plebejische Leben der Gassenjungen, welche von den Rädern zermalmt werden könnten, zu verachten wissen; und dennoch kann der chevaleresken Leistung, wie sie hier geboten wurde, jene Grazie mangeln, welche ihr mindestens einen künstlerischen Anstrich verleiht und

sie dem Auge des feinen Beobachters einigermaßen erträglich macht. Sehr charakteristisch waren die Türkenschädel, welche aufgestellt waren, um darnach zu spießen. Man spießte ganz unbändig. Der Schwiegersohn eines unserer vorzüglichsten Diplomaten warf einen solchen Schädel sogar in die Luft und fing ihn mit der Spitze seines Degens wieder auf. In jenem Augenblicke war die kitzliche Dampfschifffahrtsfrage noch nicht gelöst. „Du lieber Himmel," dachte ich still bei mir: „Möchte es doch unsern Diplomaten bald gelingen, diesen Türken die harten Köpfe bald eben so tüchtig zurecht zu setzen. Es ist doch Jammerschade, daß unsere schönen Vapeurs so ganz unbeschäftigt und passagierlos zwischen Konstantinopel und Trapezunt hin und wieder spazieren fahren." Der Himmel hat nun diesen unbefangenen und wohlmeinenden Wunsch bisher ganz gnädig erhört. Die Dampfschiffe fahren wieder mit voller Ladung an Menschen und Waaren, wie vordem. Aber daß es uns gelungen sei, die hartnäckigen Türken für alle Zeit und für alle Fälle zu Paaren zu treiben, will mir noch immer nicht einleuchten. Wie? Wenn diese Erleichterung nichts weiter als eine russische Konzession wäre? Wenn die allzugefällige Nachgiebigkeit unsers Kabinets in der serbischen Angelegenheit uns den prekären Vortheil verschafft hätte, die Donau noch etliche Jahre beschiffen zu dürfen, bis die Kraft und das Andenken

unserer unaussprechlich großen Gefälligkeit so weit erloschen sein werden, daß wir die Verlängerung des Vortheils nur durch erneuerte Opfer zu gewinnen im Stande sein möchten? Diese Betrachtungen sind gar sonderbarer Art. Sie machen noch zur Stunde in mir den patriotischen Wunsch rege: „Möchte es unseren Diplomaten wahrhaft glücken, die vermaledeiten Türkenköpfe weich zu machen.“ Denn es scheint dies eine Nothmendigkeit aller Nothwendigkeiten zu sein, und wenn die Dinge, wie bis zum gegenwärtigen Augenblicke fortgehen, so ist es den beschnittenen Tomassen von Omantis nicht sonderlich zu verargen, wenn sie bei jeder Gelegenheit uns zu verstehen geben, daß sie auf den deutschen Schutz nur in so weit zählen, als sich Deutschland und Österreich selbst zu schützen vermögen.

Gesetzt, ich wäre im Besitze zauberischer Gewalt, ich hätte mich unmöglich enthalten können, diesen Schädeln einen Torso unterzuschieben und das Ganze mit dem Hauche des Lebens zu erfüllen. Wenn diese türkischen Schemen sodann losgefahren wären mit vernichtenden, wüthenden Säbelstreichen auf die gestrengen, hohen Ritter und Herren! Welche Sensation, welches Entsetzen hätte das bewirkt! Ob jene wohl eben so tapfer, so unermüdet auf die lebendigen Häupter der Ungläubigen losgestochen hätten, wie auf die pappendeckelnen und lediglich schreckhaft

bemalten? Es giebt keine schärfere und schonungslosere Kritik, als die, welche die hohe hiesige Aristokratie gegen sich selbst durch das Arrangement dieses Carousfels richtete. Nachdem sie Decennienlang kein rechtes Lebenszeichen von sich gegeben, thut sie sich endlich zusammen, und bietet den — matten Wiederschein ihrer vergangenen Herrlichkeit. Weil sie glänzende Thaten verrichtete und das Waffenhandwerk mit besonderer Virtuosität trieb, producirt sie sich gegenwärtig im komödienhaften Spiel, ohne den vernünftigen Zweck der Uebung, welcher dem ritterlichen Turnieren zum Grunde lag. Ließ sie nicht merken, daß sie dermal nur noch eine eigenthümliche Illustration des Staatsgebäudes und ihr gesammtes Wesen auf äußerlichen Flimmer, ohne innerlichen Kern beschränkt sei?

Der Equipagenzug, welcher am Ostermontage und am ersten Mai eines jeden Jahres die Straßen der Stadt und des Praters durchrollt, wiegt mehr auf der Schale des socialen Gehalts, als dieses hochgeborne und durchlauchtige Reiten. Glänzende Kaleschen, prachtvoll kostümirte Dienerschaft, herrliche Pferde — dies zusammengenommen übt einen gewissen modernen Reiz. Es ist in jeder Beziehung unendlich sinniger. Man erinnert sich dabei an den unermeßlichen Reichthum der Herren, welche durch die Obhut der liebenswürdigsten Institution der Welt, der Ma-

jorate und Fideikomisse, halb und halb unverwüstlich gemacht wird. Wenn uns aber die erhabenen Reiter und Türkenschädelaufspießer an ihre Tapferkeit, ihre physische und moralische Kraft im Wagen, im Siegen und Fallen machen wollen, dann können wir nicht umhin, plebejisch zu lächeln und still bei uns zu denken: Tempi passati!

Es gab bisher bloß einen Machiavell und dieser schrieb für — oder wenn man will, wider die Fürsten. Aber es ließe sich ein eben so treffliches Machiavellsbuch in Betreff des Adels schreiben. Und da wäre nach meiner unmaßgeblichen Ansicht die Grundregel für die Mitglieder des glückseligen Standes: „Macht euch vor Allem beneidet! Kümmert euch nicht darum, wenn ihr auch ein wenig gehaßt werdet! Aber nur lächerlich macht euch nicht, um Gotteswillen nicht! Wer ernsthaft ausgelacht wird, der erregt fürder nicht Furcht und Respekt mehr!“

Es dürfte unstreitig angemessener und selbst zweckdienlicher gewesen sein, wenn der hohe österreichische Adel, falls er nun einmal durchaus ein Gelüst fühlte, durch ein grandiöses Schauwerk auf den Säckel des großen Publikums zu wirken und dessen Beihülfe für wohlthätige Zwecke in Anspruch zu nehmen, beschlossen hätte, irgend ein kolossales Augen- und Ohrenspektakel zu veranstalten, ohne sich selbst bei der Ausführung zu betheiligen.

Was hätte man im Mittelalter gesagt, wenn die Ritter, gleichviel zu welchem Zwecke, Kampfspiele mit Eintrittspreisen veranstaltet hätten?

Ist in einer Sache ein halber Ernst enthalten, so möge man sie nie zum bloßen Spiele gebrauchen. Die Wirkung würde in das Gegentheil des beabsichtigten Zwecks überschlagen. Einen solchen halben Ernst schienen die Veranstalter des Carousseis allerdings vorausgesetzt zu haben. Sie glaubten, dieses Spiel sei mindestens ein würdiges und ihnen zusagendes. Denn wäre das nicht, dann hätten sie ja mit eben so gutem Fuge eine Nestroysche Posse auf öffentlicher Bühne darstellen mögen.

Der Ernst eines Waffenspieles ist die Schaustellung männlicher Kraft, kriegerischer Entschlossenheit und ausgezeichneter Gewandtheit, mit geschichtlicher Folie. Aber ein Waffenspiel, wo diese Attribute gar zu sehr in den Hintergrund treten, und lediglich Diamanten, gold- und silbergestickte Costüms, Pferde, Brillanten und freigebig gespendete Minneblicke die Aufmerksamkeit der Beschauer fesseln können: da ist das Spiel eine Parodie dessen, was es dereinst war und bedeutete. Und in der Selbstdarstellung der Parodie liegt die Selbstkritik der Darstellenden. Anfänglich meldete das Gerücht, der Ertrag des Spektakels werde den armen Nothleidenden im Erzgebirge zugewendet werden. Diese Erwartung hat sich nicht

realisirt. Ohne dies Mehr oder Minder eines wohlthätigen Abts zu berechnen, glaube ich doch, daß der Hunger und die daraus hervorgehende Seuche einen Nothstand bilden, welcher vor Allem die schleunigste Abhülfe fodert. Diese unmaßgebliche Bemerkung gewinnt übrigens einen grelleren Anstrich durch die außerordentliche Theilnahmslosigkeit, welche gerade die hohen und höchsten Stände bei den für die armen, hinsiechenden Böhmen veranstalteten öffentlichen Sammlungen entwickelten.

Nun noch eine Lebensfrage! Wenn Jemand an einem wohlthätigen Reiten theil nimmt, ist er deshalb berechtiget, einen armen Reitknecht, der sich vielleicht ein einziges Vergehen zu Schulden kommen ließ, bei einer Generalprobe halb zu Tode zu prügeln? Diese Heldenthat hat einer der hochgebornen Artisten verübt. Der lumpige Kerl, hieß es, war ja nichts weiter als dessen Unterthan. Nun ja, wir wissen recht gut, die süße Reminiscenz, die nichtswürdigen Unterthanen brauchten nicht viel besser als das Vieh behandelt zu werden, ist in dem Herzen der Aristokraten noch keineswegs erloschen. Holde freundliche Tage der Peitschen, Handschellen, des vortrefflichen jus primae noctis, der Leibeigenschaft u. s. w. u. s. w., seid ihr denn für immer entschwunden? Sollte es dem dummen Eifer der konservativen Politiker, deren jetzt Deutschland eine ganze, große Heerde zählt, nicht gelingen,

den Lauf der Dinge so weit zu zügeln, als dem junkerlich-unsterblichen Eifer frommt? Was aber den armen, gemißhandelten Reitknecht betrifft, so möchte man sich beinahe versucht fühlen, an seiner Stelle gewesen zu sein. Da bekanntlich zum Durchprügeln zwei Individuen gehören, eines, welches die Prügel giebt und eines, welches sie erhält, so hätte man vielleicht Gelegenheit gefunden, die streitige Frage, was in diesen höchst kitzlichem Falle Rechtens sei, praktisch und insbesondere handgreiflich zu erledigen!

Sechster Brief.

Liberale Perspective.

Konstitutionalismus? Freiheit? Sind denn das auch mögliche Dinge in Oesterreich? —

Thut die Regierung nicht besser, auf dem bisher betretenen Pfade zu verharren, alle Stände in ihren ursprünglichen Rechten zu schützen, Friede nach Außen, Ordnung im Innern zu erhalten, und sich durch die Nebelgebilde einer unbewährten Theorie nicht beirren zu lassen. —

So raisonniren die Nachtmützen, die Fledermauspolitiker — Die Menschheit ist nun einmal bestimmt, an dem großen unabsehbaren Entwickelungsprozesse, welcher lange blos die Ahnung der Herzgläubigen und der Philosophen zu erfassen vermochte, mit Bewußtsein fortzuarbeiten. Oesterreich allein wollte sich von dem Gesetze der Menschheit lossagen? —

Man sagt uns freilich, Oesterreich sei nichts weniger als stationär. Es baue Eisenbahnen, es befördere den Commerz, die Industrie, es wünsche mit einem Worte die Hebung der materiellen Interessen. Je nun, der Eisenbahnbau ist ein sehr schön und gut Ding — Aber in jener Isolirung, worin sich diese Unternehmung zur Stunde befindet, ohne ein gründliches Reform-, Reduktions- und Emanzipationssystem im Innern, wird sie kaum erhebliche Früchte tragen. Die Eisenbahn ist und bleibt ein Mittel des Verkehrs. — Es kann wohl zu seiner Steigerung beitragen, wird ihn jedoch in keinem Falle vervielfältigen.

Man schiebt der guten Dame Austria die Eisenbahnen in die Tasche, sie wird dessen ungeachtet schwerlich so reich und gesegnet blühend werden, wie ihre Cousine, die hochmüthige Grandebretagne. Wer den Talmud unter dem Arme trägt, ist deshalb noch kein gelehrter Rabbi!

Das Hauptbedürfniß der österreichischen Monarchie ist die Purifikation ihrer Grundlage und die Restauration des freien Geistes. Die Zugeständnisse, welche man hier den materiellen Interessen machte, werden, vielleicht selbst wider Willen der jzet herrschenden Staatsmänner, in nothwendiger Konsequenz dazu führen.

Der Schatten Philipps V., der gerüstet mit allen Schreckmitteln seiner inquisitorischen Politik seit jeher die österreichischen Staatskonferenzen umschwebte, muß gebannt werden. —

Hat die österreichische Regierung die Entfesselung der materiellen Interessen ernsthaft beschlossen, so möge sie sich gefaßt halten, in einigen Decennien die Entfesselung der politischen Interessen zu gestatten. Jede einzelne Freiheit ist das Glied einer sich selbst ergänzenden Kette. Ein Ring knüpft sich von selbst an den andern. Man kann dem Volksgeiste nicht gebieten: bis hieher und nicht weiter! — Hat man ihm nur einigermaßen Luft gegönt, sich zu regen, so macht er seine ungeheure Expansivkraft geltend, und nichts vermag ihn dann zu hemmen und zu bändigen.

Bei allen solchen Gelegenheiten wird der Denker an das hübsche Mährchen von dem Topfe mit König Salomons Siegel erinnert, welchen ein armer Fischer aus der Meeresfluth zog, und aus dessen Bauche eine wehmüthig flehende Stimme scholl, er möchte sich des gefangenen Geistes erbarmen, und das gefeite Siegel lösen. Der Fischer that's, und wäre beinahe das Opfer seines Vorwitzes geworden; denn eine furchtbare Rauchsäule, die bis zum Himmel emporstieg, quoll aus dem Topfe und verdichtete sich zu einem bewaffneten Riesengeiste, welcher dem Armen mit Tod und Verderben bedrohte. Durch einen listigen

Einfall gelang es ihm, den Geist wieder unschädlich zu machen und in sein enges Behältniß zurück zu bannen. Aber wird die Nutzanwendung des Mährchens auf österreichische Verhältnisse sich wohl jemals so weit erstrecken? Wird es nicht vielmehr beim geöffneten Topfe sein Bewenden haben müssen? — Die materiellen Interessen stumpfen den Sinn des Menschen ab, und machen sie unempfindlich für politische Reformen. Scheinbar während der Dauer einiger Jahre mag dies wohl stattfinden, aber nicht so im Ganzen und Hauptsächlichsten. Nicht umsonst stellte Montesquieu, dieser allerdings mehr an Impromptus als durchgeführten Ideen fruchtbare, dennoch aber bewundernswerth scharfsinnige Schriftsteller die Lehre auf: Der Handel mildere die Sitten, und bewirke zugleich Freiheit der Verfassungen. Die Milderung der Sitten bedingt naturnothwendig das Gefühl der gesetzlichen Gleichheit, welches, konsequent ausgebildet, vielleicht sogar eine Schmälerung der im barbarischen Zustande meist schwankenlosen persönlichen Freiheit nach sich ziehen kann, eben dadurch aber dem Ideale aller politischen Satzungen, der Souverainetät der allgemeinen Vernunft, selbst bei enggeschnürten polizeilichen Schranken, weit näher und verwandter ist, als jene wilde Willkür, fälschlich Freiheit genannt. Der Reiz der Schrankenlosigkeit, die Annehmlichkeit des Gedankens, keiner Bevormun-

dung zu unterliegen, wird durch die Vortheile der Civilisation hundertfach aufgewogen. Es liegt in den Gesetzen der Natur, daß der Mensch, sobald er in irgend ein gesellschaftliches Verhältniß eintritt, sich bindenden Rücksichten unterziehe; aber es drängt ihn, diese einer traurigen Isolirung allemal vorzuziehen. Das System der gesetzlichen Gleichheit auf das Staatsleben und dessen Formen angewendet, erzeugt den Begriff der Verfassungsmäßigkeit.

Die Adam Smith'sche Theorie ist strenge genommen eine höchst radikale. Auf die Arbeit wird aller Reichthum, alle Wohlfahrt, alles Fortschreiten des Landes bezogen, welchem Urtheile fallen darnach die müßigen aristokratischen Genießer anheim? Als der beste Hebel des Nationalreichthums wird die unbeschränkte Freiheit des Kaufens und Verkaufens anerkannt. Das heißt die Freiheitslehre mit goldenen Buchstaben in das Herz der Menschen graben. Dieser Gegenstand bedarf kaum einer weitern Ausführung, denn er spricht wohl zu deutlich für sich. Der entwickelte Handelsgeist Europas wird nach einigen Decennien zu einem demokratisch-repräsentativen System führen. — Diese Perspektive liegt zwar für Oesterreich noch in ziemlich weitem Felde; aber es ist gut, daß man endlich einmal aus dem Kreise herausgehe, worin jedes Tasten an das Bestehende geradezu verpönt war.

Der sanfte Trost, auf welchem sich die reaktionäre Partei in Oesterreich bisher gebettet hatte, war die Idee der patriarchalischen Herrschaft. Wenn man jedoch glaubt, dieselbe werde sich wie eine Kautschukmütze auch über die Köpfe der nächsten Generation ziehen lassen, so ist man sehr im Irrthum. Es giebt keine abgeschmacktere politische Fiktion, als den Vergleich des Absolutismus mit dem Elternverhältniß. Ist der Staat aus den Lenden des Fürsten hervorgegangen? Vielmehr scheint der Fürst aus den Lenden des Volkes hervorgegangen zu sein, weil diesem die Atzungspflichten der Civilliste obliegen. Und dann die Majorennität? Wer bestimmt ihren Eintritt? Auch hat jeder Vater seinen unmündigen Kindern gegenüber die Prämissen der höheren Einsicht für sich. Gilt wohl dieser Grundsatz in der absoluten Monarchie? Wir brauchen nicht in die Ferne zu blicken, um Nein zu sagen. Man hielt in Oesterreich sehr lange den Absolutismus für eine Nothwendigkeit. Man hatte berechnet, daß jede Entfesselung der verschiedenen Nationalitäten zahlreiche Reibungen, und bei konstitutionellen Formen dauernde Zerwürfnisse veranlassen dürfte, daß zwei konstitutionelle Hauptmaschinen, wie die der deutschen und nicht deutschen Erbländer, von einem Ministerium unmöglich übersehen und einträchtig gelenkt werden könnten, daß sogleich Alles gethan werden müsse, um dahin führende Tendenzen im

Keime zu ersticken. Damit Oesterreich sich eine Zeitlang in dem Traume wiegen konnte, sein gegenwärtiges System sei das non plus ultra seiner politischen Bestimmung, und bedürfe höchstens modifikativer Umstaltungen, mußte viel Blut in Europa fließen, und viel Geld in die Taschen der Reaktionäre wandern. Zugegeben, daß die Einführung eines modern repräsentativen Systems in der Monarchie mit einigen Schwierigkeiten verbunden sei, so entsteht die Frage, ist es erlaubt, ist es räthlich und vernünftig, deshalb die Fortschritte der Gegenwart zu hemmen. Die Nationen haben das Recht, zu verlangen, daß sie gerade so beherrscht werden, wie es das Maß ihrer Entwickelungsfähigkeit bedingt. Man soll ihnen die Bahn des Fortschrittes ebnen, gleichviel, wohin sie führe. Dieses W o h i n hat kein Politiker zu beurtheilen. Nur das W i e muß ihn bekümmern. Die Zukunft ruht in Gottes Händen, der unendlich erfinderischer und gerechter in den Katastrophen ist, als die Staatskünstler aller Welttheile zusammengenommen. Eine Nation darf nicht wie Kaspar Hauser behandelt werden, sonst wird leicht ein Ungeheuer daraus.

Wenn die Reaktionäre ein lächerliches, abgeschmackt kindisches System zu Tage fördern; wenn die S c h l e g e l s ultrakatholisch, die G e n t z ungeachtet der genialen Beweglichkeit ihres Geistes stabil werden, wenn H a l l e r aufsteht und das Recht des Stärkern predigt,

mit einem Worte, wenn Dummheiten auf der rechten Seite geschehen, Widersprüche auftauchen, Charaktere wanken, so darf das Keinem befremden.

Es giebt eine Menschenklasse, welche vom Widerspruch gegen die Wahrheit lebt, und zwar nicht bei Brod und Fleisch, sondern bei Haselhühnern, Torten und Champagner. Die Kunst geht nach Brod, sagt Lessing, insonderheit wohl die Staatskunst. Das Brod ist aber kein eigentliches Brod, sondern vielmehr Pasteteteig, oder etwas Ähnliches. Vor einigen Jahren erschien bei Rohrmann & Schweiger in Wien ein Buch, betitelt: „Das Princip der Staatswissenschaft" von einem wirklichen Staatsmanne Oesterreichs. Was glauben wohl die Leser? Worin besteht dieses angebliche Prinzip! Ei, in der christlichen Liebe! Alle politischen Lehrsätze des Buches werden mit Bibelstellen belegt, und man glaubt während des Lesens beinahe in einer Berliner Vorlesung des Herrn Geheimraths von Schelling über die Philosophie der Offenbarung sich zu befinden. Was soll man dazu sagen? Es giebt wissenschaftliche Lakaien des Absolutismus in Menge, die jeder Zeit mit fertigen Systemen zur Hand sind; für jede Maßnahme desselben Rechtfertigungsgründe und Beleuchtungen bereit halten. Eine der geläufigsten und beliebtesten Ideen bei den Absolutisten aller Zonen, vorzugsweise aber bei den österreichischen, ist die Hoffnung,

daß die geistige Bewegung des Liberalismus gerade wie der Protestantismus erstarren, und die Welt sich dadurch auf ähnliche Weise in zwei geographisch abgeschnittene Hälften spalten werde, in eine östliche, welche dem Absolutismus, und eine westliche, welche dem liberalen Prinzip zugewandt bleiben dürfte. Es ist nicht zu verkennen, daß auf dieses Ziel, man könnte sagen, diese Territorialbegränzung des liberalen Geistes vielseitig stark hingearbeitet wird, und da der See der heiligen Fluth, wenn er sich einmal gebildet, nicht so leicht wieder ins Innere der Erde zurückgetrieben werden dürfte, so bemüht man sich, rings an seinen Ufern Böschungen, Dämme u. dgl. aufzuführen. Dadurch glaubt man, seinen brandenden Wogen mit Erfolg zu begegnen.

Es ist indeß nicht zu verkennen, daß sowohl in der Natur des Protestantismus als des Liberalismus, so wie in ihrer zeitlichen Stellung und den sie begleitenden Verhältnissen eine radikale Verschiedenheit herrscht. Wenn die Reaktionäre in Oesterreich auf diese Analogie ihre Hoffnung, ihre Zuversicht setzen, dann sind sie wahrhaft zu beklagen. Der Protestantismus ist das Kind einer rationalistischen Spekulation; man kann ihm bei aller Anerkennung doch nicht jenes Moment hehrer, die Phantasie der Völker unwiderstehlich entzündender Gewalt einräumen, wie den liberalen Ideen. Die Entstehung des Christenthums

würde hierzu wohl eine tauglichere Parallele geliefert haben. Was aber die Hauptsache ist, die Bestimmung des Protestantismus war, erst die Civilisation ins Leben zu rufen; die Freiheit dagegen bedient sich der Civilisation bereits als einer starken Waffe. Das wichtigste Organ der Öffentlichkeit und Mittheilung, die Presse, lag damals noch in den Windeln, das helle vollkommene, gründliche und unbefangene Denken war blos das Monopol einzelner außerordentlicher Köpfe, und diesen möchte selbst Luther, ungeachtet seiner hohen Gaben, nicht beigezählt werden dürfen. Indem die Reformation erst das Prinzip der freien Glaubensforschung aufstellte, öffnete sie dem freien Denken überhaupt die Thüre, und von diesem Augenblicke an begann sich das Gebäude der modernen Cultur zu erheben. Nun ist es aber ein wesentlich bezeichnendes Attribut der letztern, daß sie all ihre Resultate zur größtmöglichen Allgemeinheit zu bringen sucht. Der Geist des Fortschritts ist nothwendig zugleich ein propagirender. Es wird kein vernünftiger, erhebend freier Gedanke in Island gedacht, der nicht in Cadix seinen Widerhall fände. — Das knappe Mittel der Censuren und Rezensuren, Bücherverbote und Confiskationen reicht wohl kaum hin, die gefürchtete Freizügigkeit der Ideen zu hindern. Alle Reaktionsversuche, welche gegen diesen allwaltenden Geist in Anwendung gebracht werden mögen, sind entweder

geradezu unmöglich oder blos palliativ und haben einen temporisirenden Charakter. Eine unmögliche Reaktion besteht in einem mit Feuer und Schwert geführten Kampfe. Die Bartholomäusnacht in Frankreich, die Inquisition in Spanien und die gewaltsame Katholisirung Böhmens unter Ferdinand, waren möglich, weil die Macht des Herrscherrechtes, der Glaube an dieselbe noch starke Wurzeln im Herzen der Nationen hatten. Eine ähnliche gewaltsame Ausrottungsmethode der liberalen Ideen ist heutzutage ein Unding; denn wo ist die Autorität, in deren Namen ein solcher Coup beschlossen und gewagt werden könnte? Die Vernunft, diese höchste herrschende Autorität, müßte nicht nur ein solches Beginnen mit einem Verdammungsurtheil belegen, sondern sie würde geradezu jeden Wohlmeinenden verpflichten, gewaltsamen Widerstand dagegen zu leisten. Gefährlicher für die Menschheit sind die sophistischen Mittel, wodurch auf indirekten Wegen dasselbe Ziel zu erreichen gesucht wird. Man rechnet dabei auf sittliche oder auch intellektuelle Schwächen der Generation. Vergißt man denn aber, daß die Civilisation für jeden Mangel, jeden Schaden, jede Wunde der Menschheit eine vollkommen ausheilende Kraft besitzt? Wo auf einer Seite die Vernunft oder der gute Wille der Einzelnen irre geführt wird, da erhebt sich auf der andern Seite eben dieser Wille desto heftiger, desto

flammender, und das Zerwürfniß gestaltet sich darnach desto entschiedener. —

Zudem war das Interesse der Reformation immer nur ein spirituelles; die Debatten, welche darüber stattfanden, griffen weit weniger in das Fleisch des Lebens als die politischen Debatten der Gegenwart. Es steht ja einem Jeden frei, sich in seinem Innern zu beliebiger Lehre zu bekennen, und ist er gezwungen, die Ceremonien seiner Kirche mitzumachen, so thut er es mit verstecktem Lächeln, und kümmert sich meistens wenig um den Widerspruch seiner Gesinnung und der mechanischen Bewegung seiner Lippen im einstudirten Gebete. Das ist ein wesentlicher Grund, weshalb die Reformation, die einen Theil des Kontinents fast im Schlafe überrascht hatte, plötzlich stillstand, und nachdem innerhalb gewisser Grenzen exorbitante Unterdrückungsmaßregeln gegen dieselbe ergriffen worden waren, diese Grenzen nicht zu überschreiten vermochte. — Um die Massen zu erregen, die ja selbst des Lesens nicht kundig waren, mangelte es an Vehikeln der Mittheilung.

Die denkenden Köpfe hielten sich geduckt verborgen, bis sie es wagten, sich beim Strahle der allgemeinen Bildung muthiger emporzurichten.

War aber diese gewaltsame Unterdrückung des reformatorischen Keimes in jener Zeit nicht etwas höchst Unheilvolles, und brach nicht diese Krankheit

gewaltiger denn je in den Revolutionsstürmen her=vor? — Die Reformation war gewissermaßen eine wohlthätige Schutzpockenimpfung gegen das Gift der ansteckenden Revolutionsblattern. Die katholischen Machthaber haben eine unermeßliche Verantwortlich=keit auf sich geladen, da sie sich vermaßen, den Geist der Zeit, den so unzweideutig und erhaben aus=gesprochenen, diesen Hauch aus dem Munde Gottes zu bannen und zu annihiliren. Während in den protestantischen Staaten den Culturelementen die nöthige Freiheit gegönnt wurde, um sich nach orga=nischen Entwickelungsgesetzen fort zu bilden, wurden dieselben in den katholischen Ländern immer mehr komprimirt und zugleich mit so viel unsittlichen Ele=menten vermengt, daß es Verwunderung hätte erregen müssen, wenn der ungeheure Ausbruch, der ganz Eu=ropa mit Lavaströmen bedeckte, nicht erfolgt wäre. Die Scheidung Europas in reformirte und nicht reformirte Staatengruppen beruht daher so ziemlich auf einer Illusion, die zu nähren wohl noch vor dem Jahre 1789 erlaubt sein konnte, doch jetzt nicht mehr, jetzt, wo jede volksthümliche Verfassung, ihrem innersten Wesen gemäß, den Geist der freien Forschung jeglicher Art, mithin auch der Glaubensforschung in sich enthält. Die Welt weiß, daß Belgiens Abfall von den Niederlanden hauptsächlich durch die Allianz der katholischen und liberalen Opposition bewerkstelligt

wurde, und jetzt, zwölf Jahre nach diesem Ereignisse, streiten sich die Parteien bereits um die vorzüglichste Beute des damals erfochtenen Sieges, um den Volksunterricht. Der Athem der Freiheit besitzt eine wunderbar regenerirende Kraft. Das bigotte, ehemals vor einem Zwickern der päpstlichen Augenwimpern zusammenbebende Spanien steht auf dem verhängnißvollen Punkte, sich von dieser lästigen Obervormundschaft gänzlich zu emancipiren. Ja, die Thatsache, daß die Wirksamkeit der liberalen Ideen sich gerade in katholischen Staaten korrosivischer äußere, als in protestantischen, und daß dadurch ein fortwährendes, theils öffentliches, theils heimliches Nagen an der Wurzel des kindlich einfältigen Urglaubens bewirkt werde, steht unläugbar fest. Die geographische Abgränzung der Confessionen war folglich mehr ein Palliativmittel, als eine unwandelbare Festhaltung, und jetzt, nach dem Verlaufe einiger Jahrhunderte, zeigt sich ein fast eben so heftiger Zersetzungsproceß der Glaubensideen.

Nach all dem Vorhergegangenen möchte es so ziemlich einleuchtend dargethan sein, daß jeder Versuch, die Staaten des Festlandes in constitutionelle und nicht constitutionelle zu spalten, auf einer unstatthaften und zugleich ungeschickten Illusion beruhe. Wo die Fühlfäden der europäischen Civilisation noch nicht hinreichen, wie z. B. Asien, Afrika u. s. w.,

da mag sich der Despotismus erhalten. Wo sie hinreichen, und das ist wohl zunächst selbst in Europa, ungeachtet aller geistigen und nationellen Zollschranken, am meisten der Fall, da ist der Sieg der Freiheitsprincipien unvermeidlich. Das ist die große Angelegenheit, welche die Welt noch immer bewegt und noch lange Jahre bewegen wird. Wundert man sich, wenn sie von ungeheurem, ausschlaggebendem Einflusse in sämmtlichen Weltfragen erscheint? Ist es nicht augenscheinlich, daß jede politische Erschütterung, jede noch so leichte Kriegswolke, welche am europäischen Himmel dahinfliegt, auch auf eine lebhaftere Erregung der radikalen Wünsche und Kräfte nach sich zieht? Ist es nicht vielmehr ganz natürlich, daß die gesammte europäische Politik seit dem Jahre 1815 ein perpetuirlicher Ausdruck dieses Ideenkampfes geworden ist? Es haben sich zahlreiche Fälle ergeben, wo die besondern Nationalinteressen sich beinahe gegen einander aufgelehnt hätten, wenn nicht zur Zeit noch die Rücksicht auf die Principien eingetreten wäre. Wenn hingegen die Principien zum Kampfe drängten, so traten die besondern Nationalinteressen hindernd dazwischen. Man könnte sagen, die Geschichte Europas seit dem Jahre 1815 sei eine fortwährende Neutralisirung dieser Interessen gewesen. Das hat denn auch die Diplomatie in diesem Jahrhundert unendlich schwierig und zu einer wahrhaften Sisyphus-

Arbeit gemacht. Ein Richelieu, ein Mazarin konnten leicht den Ruf außerordentlicher Staatskünstler gewinnen. Sie saßen brütend vor der aufgeschlagenen Karte, machten diverse Arrondirungsprojekte, und so wenig fand damals eine Rückwirkung geistiger Interessen statt, daß Richelieu ganz getrost den Protestantismus in Deutschland unterstützte, ja sogar die Türken zu ihren verheerenden Kriegszügen ermunterte. Ein solches Verfahren wäre heut zu Tage, wo jede politische Potenz sich gewissermaßen in galvanischer Thätigkeit äußert, nicht bloß zweckwidrig, sondern sogar ein Unding. —

Die feinsten Sophismen und Fictionen können und werden den Lauf des Schicksals nicht hemmen. Die Civilisation des westlichen Europa wird ihren Umzug auch durch Oesterreich halten, und die Schaar der Gegner, welche sich ihr kämpfend entgegenstellt, wird von den Rädern ihres Triumphwagens zermalmt werden. —

Siebenter Brief.

Die Staatsmänner Oesterreichs.

Fürst Metternich — ein klangvoller Name, innig verflochten mit der gesammten europäischen Schicksals-Tragödie, welche seit mehr als dreißig Jahren auf der Bühne des Kontinents zum Besten gegeben wird, und wobei England soufflirt. Unvergleichlich kennt dieser Diplomat seine Menschen und seine Zeit. Denn er war bisher in fast sämmtlichen Unternehmungen glücklich. Nur in neuester Zeit regte sich ein leiser Zweifel, ob denn das trügerische Glück nicht auch ihm abhold geworden sei. Als einem denkenden und wohlwollenden österreichischen Staatsmanne mußte ihm sonder Zweifel die Wahrung des deutschen Einflusses in der Türkei und namentlich in den Donauprovinzen sehr am Herzen gelegen sein. Allein wir finden nicht, daß es ihm gelungen sei,

diesen Einfluß ungeschwächt zu erhalten, geschweige denn zu mehren. Nach den Meldungen unparteiischer Berichterstatter ist die nordische Macht in jenen Gegenden angesehener und gefürchteter denn je. Wenn übrigens Fürst Metternich Nichts thut, um ihre Einflüsse abzuwehren, so hat das vielleicht seine ganz guten wohlerwogenen Gründe. Eine solche, antirussische Kraftentwicklung könnte vielleicht nach doppelter Seite hin unheilvoll ausschlagen. Sie dürfte im Falle des materiellen Gelingens dem Prinzip des Absolutismus gefährlich werden, sie könnte jedoch obendrein materiell mißlingen. Deshalb übt Oesterreich wahrhaft christliche Geduld in den orientalischen Angelegenheiten. All dies hat Fürst Metternich gar wohl berechnet und es ist immerhin eine Art des Glückes, Unglück zu verhüten. Wenn dieser Mann einst sein scharfes Auge für immer schließt, dann dürfte wohl die Masse der vertagten Fragen sich übermächtig geltend machen. Um die nicht minder schwere als hohe Rolle des Fürsten v. Metternich zu begreifen, muß man niemals den Umstand aus den Augen verlieren, daß er nicht der Schöpfer, sondern bloß der Diener eines festgewurzelten Systems ist. Er ist Virtuose in der Politik, er darf kein schöpferisches Komponistengenie sein, selbst wenn er wollte. Er mag nach Belieben präludiren, diplomatische Koloraturen und Fiorituren, so viel er will

in sein Spiel einstreuen. Allein er kann nicht wagen, von dem Thema des altspanischen Grandezzastücks, welches in Oesterreich seit undenklichen Zeiten, mit einziger Ausnahme der Josephinischen Epoche, wo man einen deutschen Gemüthlichkeitswalzer anstimmte, aufgeführt wird, ohne bedeutendes Risiko abzuweichen. Napoleon nannte bekanntlich Oesterreich ein Land, welches von zweihundert Familien beherrscht werde. Zweihundert Majoratsherren und Primaten haben vierhundert Arme, rechnet man dazu noch ein paar hundert Jesuitenklauen, so giebt das eine sehr respektable Macht, der mit Erfolg zu widerstehen selbst dem mächtigsten Premier der Welt unmöglich sein dürfte. Metternich bethätiget übrigens zu viel genialen Geist, als daß es möglich wäre, der albernen Annahme zu huldigen, er begreife weder das Recht noch die Forderung, noch endlich den unvermeidlichen Sieg des Geistes der Zeit. Auch Gentz wußte das gar wohl. Dieser Briefsteller für Könige formte sich deshalb ein gewisses Widerstandssystem aus den Reliquien seiner Ueberzeugung und verherrlichte damit den Rest seines Lebens, welchen er zwischen kalten Pasteten, warmen Tänzerinnen und lauen Herzen in unerfreulicher Oede verbrachte. Mit den Fundamentalsätzen eines solchen Widerstandssystems mag wohl auch der Fürst v. Metternich den seeligen Rotteck, herrlichen Andenkens, amüsirt haben, als sich dieser

bei ihm zur Audienz eingefunden hatte. „Man muß die Bewegung zügeln, damit sie nicht allzuschleunig vor sich gehe;“ das ist der unendliche Refrain der milden und süßlichen Konservation. Hat jedoch diese Floskel irgend einen haltbaren Sinn? Die Bewegung gehört der Mechanik an. Sie selbst bewirkt keine Veränderung im Wesen der Dinge. Es ist eine ausgemachte Theorie, die jeder auswendig weiß, daß der Komplex der politischen Ereignisse einen organischen Charakter trägt. Wenn die Ansicht, der Staat sei ein Organismus, selbst wieder nur ein Bild wäre: so ist es doch bei weitem triftiger, schlagender und einleuchtender, als wenn man selber, wie eine Lokomotive auffaßt. Was die Konservativen politische Bewegung nennen, das ist lebendiges Wachsthum, natürliches Gedeihen. Es zu schirmen, aber im Ganzen frei gewähren zu lassen, ist die Aufgabe des echten Staatsmannes. Das Bild eines Gärtners ist hiefür zum Vergleiche am entsprechendsten. Das starre Prinzip der Legitimität hat eigentlich weit mehr psychologischen Sinn, als die Chimäre der gemäßigten Bewegung. Jede Revolution durchschneidet eine Anzahl positiver Interessen, diese trachten sich natürlich wieder zu ergänzen, und eine Politik, welche diesen Prozeß befördert, hat jedenfalls auf die Allianz bedeutender Kräfte zu zählen. Im Grunde genommen ist der moderne Konservatis-

mus auch nichts anderes, als das bemäntelte Legitimitätsprinzip. Mag übrigens der Fürst von Metternich seine leitende Grundsätze wie immer formuliren, so viel ist gewiß, daß er mehr Partei- als Staatsmann genannt zu werden verdient. Er hat den Fürsten und Aristokraten außerordentliche Dienste erwiesen, allein es geschah so ziemlich auf Kosten der freien und schönen Staatenentwicklung im Allgemeinen, Oesterreichs gar nicht zu gedenken. Und doch, wie bewundernswerth erscheint nicht der Geist eines Mannes, der eine so abgeurtheilte Sache mit solchem Geschicke bis auf den heutigen Tag zu trainiren wußte. Man sagt, die psychischen Kräfte dieses Mannes hätten seit einiger Zeit abgenommen. Das wäre wohl bei seinem hohen Alter leicht erklärlich. Nichts desto weniger schreibt er die wichtigsten Depeschen mit fester Hand, im elegantesten diplomatischen Style noch immer selbst, zeigt in jeder Beziehung wahrhaft unermüdliche Thätigkeit, ist so glücklich, seine persönlichen Feinde, deren es sehr viele unter den hohen Aristokraten gibt, weil sie die Allmacht dieses im Auslande geborenen Ministers ärgert, ignoriren zu können. Das Urtheil der Nachwelt scheint ihm übrigens nicht gleichgültig zu sein; denn der Staatseisenbahnbau, die Hinneigung zu Deutschland und dergl. sind Symptome, welche anscheinend beweisen, daß er einen rühmlichen Schluß seiner weltwichtigen Biographie beabsichtiget.

Graf Kollowrat genießt im Volke einer bedeutenden Popularität, man betrachtet sein Prinzip einerseits als temporirend in Bezug auf die Rückschrittsneigungen der starren Absolutisten, andererseits als den Fortschritt begünstigend. — Soll man jedoch aufrichtig sein, so läßt sich kaum läugnen, daß positive Thatsachen, welche die günstige Meinung im Volke rechtfertigen, zu Gunsten des Grafen nicht vorliegen. Sein Rath mochte in einzelnen Fällen milder und volksfreundlicher, als der des Staatskanzlers lauten, so z. B. bei Gelegenheit der italienischen Amnestie, wo man hauptsächlich ihm das Verdienst, die Versöhnungsmaßregel bewerkstelliget zu haben, zuschreibt. Allein großartiges Organisationstalent hat er im Laufe seiner langjährigen Dienstzeit nicht entwickelt, obwohl gerade seine Sphäre, die Oberleitung der inneren Angelegenheiten der Monarchie, solches im vollsten Maße erheischt. Die Administrationsmaschine bewegt sich unaufhörlich in dem gewohnten schläfrigen Gange. Der Bauer hat seit den Tagen Kaiser Joseph des II. nur unbedeutende Fortschritte auf dem Emanicipationspfade gethan; das Munizipalrecht des Bürgers ist wo möglich noch mehr geschmälert, und der Adel in seiner sybaritischen Unthätigkeit beharrlich erhalten worden. Die wucherische Schlingpflanze der Beamtenherrschaft hält die Monarchie allenthalben fest umrankt. Dennoch waren keine frische, versitt-

lichende Einflüsse thätig, um den Beamtengeist zu läutern und zu veredeln. So erhielt sich im Beamtenstande auch unter der Leitung des Grafen der alte widerliche Geschäftspedantismus und die unpatriotische Apathie, welche den Staat wie ein Drittes, Fremdes, Gleichgültiges, und den Kaiser als Herrn des Staats, als Brodspender betrachtet. Für die öffentliche Erziehung, die religiöse und politische Aufklärung des Volkes, die Presse, geschah so gut wie nichts, ja sogar mancher geistige Hebel, dessen sich die Regierung in dem Befreiungskriege mit Erfolg bedient hatte, wurde später als unnütz bei Seite geworfen. Der Jesuitismus wird noch zur Stunde offen begünstigt, die Polizeigewalt überragt an Stärke und Einfluß die meisten gerichtlichen und administrativen Staatsgewalten. Weder die ernst belehrende Wissenschaft noch die schöne bildende Kunst werden nach Verdienst gewürdigt und belohnt. Darf man wohl bei einem solchen Zustand der Dinge behaupten, das Departement der inneren Angelegenheiten sei in Oesterreich wohl bestellt und der Name des Grafen von Kollowrat eine genügende Bürgschaft des Fortschrittes? — Wir wollen immerhin einräumen, daß seinem besseren Willen die Flügel gelähmt seien, und er sich nicht als thätiger Reformator bewähren könne, wie er vielleicht in seinem Herzen wünscht. Allein wir kommen nimmermehr von der Alternative los, entweder an seiner

Macht oder seinem Genie irre zu werden. Worin sich seine Politik bisher positiv bewährte, das war eine gewisse Gunst und Freundlichkeit, welche er dem Slaventhume, diesem in seiner Bewußtlosigkeit gefesselten, jedoch bei einstens wiederkehrendem Bewußtsein unwiderstehlichen allmächtigen Elemente, seit jeher seiner böhmischen Abkunft gedenkend, erwies. Die Ultramagyaren betrachten in dieser Hinsicht den Grafen als ein mächtigeres Hinderniß ihrer Pläne, als den Fürsten von Metternich selbst; und letzterer erfreut sich gegenwärtig im Lande Ungarn, bei der herrschenden maygarisch-aristokratischen Kaste eines weit geringeren Grades von Unpopularität als der erstere. Man glaubt, Graf Kallowrath sei dem aufgeklärten, westslavischen und antirussischen Panslavismus, wie ihn Kollar, dieser geweihte Held der böhmischen Muse, auffaßt, nicht fremd, und fördere namentlich im gegenwärtigen Augenblicke die antimagyarischen Strebungen der Kroaten und Slavonier. Wenn diese Unterstellungen nicht alles Grundes entbehren, so gereichen sie dem Grafen wahrhaft zur Ehre. Es kann dem deutschen Genius Oesterreichs nicht frommen, die Slaven als Sklaven niederzuhalten, seine Macht wird doppelt dreifach wachsen, wenn diese sich geistig und politisch entwickeln. Unterdrücken, suspendiren, abschneiden läßt sich dieser Entwickelungsprozeß nun einmal nicht. Die Monarchie wird daher

wohlthun, ihn zum Vortheile zu benutzen. Ihre Basis wird sich unendlich erweitern, wenn sie allen Nationalitäten gleiche Berechtigung und gleiche Freiheit gestattet. Sollte dieser erhabene Gedanke die lichte Wolke sein, welche den Grafen v. Kollowrath in der österreichischen Administrationswüste voranschwebt? — Man irrt außerdem schwerlich, wenn man dem Grafen das Verdienst zuschreibt, den Aufschwung der materiellen Interessen in Oesterreich zunächst angeregt und aufrichtigst gefördert zu haben. Seinen Bemühungen ist es wohl am meisten zu verdanken, daß Baron Kübeck an die Spitze der finanziellen Administration gestellt wurde. Dieser Mann ist unter den österreichischen Staatsmännern jedenfalls eine sehr beachtenswerthe Erscheinung. Er ist der Sohn eines ehrsamen Schneiders, mithin Parvenü im strengsten Sinne des Wortes. Jedenfalls ein hohes Talent; denn von der untersten Stufe der Gesellschaft bis zu dem wichtigen Posten des obersten finanziellen Geschäftsführers in Oesterreich aufzusteigen, setzt merkwürdige Präcedention voraus. Die früheren Finanzminister hatten die Maxime: Borgen bringt Geld. Kübeck sagt hingegen: Borgen bringt Schulden. Das ist der Unterschied zwischen beiden Theilen. Freilich vermag sich auch Kübeck der Anleihen nicht zu entschlagen, ja die von ihm kontrahirten Summen übersteigen sogar die Ziffer der früheren Anleihen bei

weitem. Allein er verwendet sie zu produktiven Zwecken. Er baut die Staatseisenbahnen. Er fühlt jedoch gar wohl, daß bloße Handelswege, seien sie noch so hübsch gebahnt, die Kaufleute nicht locken, die Industrie nicht empor treiben, wenn eine engherzige und fehlervolle Handelspolitik den Staat mit einer chinesischen Mauer von Prohibitionen, unmäßigen Zöllen u. dgl. umgiebt. Er hatte deshalb eine wichtige Zollreform projectirt. Flugs erhoben sich die Fabrikanten in Böhmen, Mähren, Niederösterreich massenweise dagegen, strömten nach Wien, organisirten Deputationen, bestürmten alle hohen und höchsten Staatsbeamten. Die Folge war, daß die Zollreform suspendirt wurde. Als Kübeck sich gegen den Führer einer Deputation verwundernd aussprach, er könne nicht begreifen, wie man bei dem Grundsatze des Dienstgeheimnisses der Beamten zur angeblichen Kenntniß der beabsichtigten Reform im Publikum gelangt sei, erwiderte der Angeredete: „Wohl ist es traurig Euer, Excelenz, daß wir, die unmittelbar Betheiligten, Lebensfragen von so außerordentlicher Richtigkeit erst auf Schleichwegen vernehmen müssen.“ Die Unbefangenen sind so ziemlich einig, daß die Fabrikanten diesmal bloß zu Gunsten ihres Seckels operirt haben. Allein Unrecht hat man in Oesterreich, schweres unverantwortliches Unrecht, wenn Gesetzentwürfe, welche das Wohl und Weh von Millionen betreffen, mit so schwankender

Haltung durchführt. Entweder muß die Regierung von der Heilsamkeit des Entwurfes fest überzeugt sein; dann bedarf sie der öffentlichen Meinung allerdings nicht, muß ihn jedoch konsequent verwirklichen; — oder sie ist über das Resultat nicht vollkommen mit sich im Klaren, dann muß die Offenbarung des Volksgeistes die öffentliche Meinung befreien. Allein es ziemt einer Regierung nicht, sich überraschen, überrumpeln zu lassen. Sei übrigens Kubeck ein noch so gewandter Finanzmann, so lange es ihm lediglich vergönnt ist, an den Einnahmen herum zu mäkeln und nicht vielmehr durchgreifende Reductionen in den Staatsausgaben zu machen, wird dem argen Uebel trotz Allem, was geschieht, trotz Eisenbahnen und Zollreform, nicht abgeholfen werden. Mit dem Beginn der Reduktion wird aber auch das gesammte Verfassungswesen des Staats auf eine veränderte Grundlage gestellt werden, und dann wird vielleicht die Regulirung der Finanzen nicht mehr bloße Sisyphusarbeit sein.

Graf Sedlnitzky, Chef der Polizei und Censurhofstelle, ist nicht sonderlich populär, wie dies wohl die Beschaffenheit seines Amtes nothwendig mit sich bringt. In physischer Beziehung etwas kurzsichtig, hat er doch bereits einen tiefeindringenden Spürblick gezeigt. Seine Macht und sein Einfluß hatten in der letzten Regierungsperiode des Kaisers Franz den Culminationspunkt erreicht. Dieser wißbegierige Mo-

narch ließ sich nämlich über Jedes und Alles polizeiliche Relationen verfassen. Dieses übertriebene Polizeibevormundungs-System hat allerdings nachgelassen, dagegen bedient man sich jetzt noch der Polizei als einer willkommenen Waffe, wenn man irgend eine mißliebige Erscheinung auf kurzem Wege unterdrücken will. Die geheime Polizei ist noch immer sehr ansehnlich organisirt. Auf jedem einigermaßen wichtigen Punkte der Monarchie werden besoldete Berichterstatter unterhalten. Allein die Besoldungen sind ziemlich knapp ausgemessen. In welchen unsaubern Händen liegt nicht selten die Ehre, das Lebensglück eines Menschen! Freilich haben sich die Beamten der Polizeihofstelle die richtige Maxime gebildet, den Angaben ihrer Agenten nicht unbedingten Glauben zu schenken, sondern sorgfältig zu prüfen und zu sichten. Allein auch diese Maxime schützt den Betheiligten nicht immer vor Unbilden und den bösen Folgen der Verläumdung. Fast noch gefährlicher als die besoldeten Agenten sind die zahllosen Schmeichler, Kriecher, Aspiranten, die Protektionssüchtigen, die vermöge ihres Geschäftes von der Polizei mehr oder minder abhängen, Kreaturen, welche nicht selten um Auskünfte angegangen werden. Diese haben bestimmte Zwecke vor Augen, wollen sich Verdienste erwerben, und nehmen nicht den geringsten Anstand, der Wahrheit nöthigenfalls zwei blaue Augen zu schlagen.

Die geheimen Polizeirechnungen laufen nicht durch die Hände der gewöhnlichen Buchhaltungs-Beamten, sondern werden bloß von einem vertrauten Rechnungsrathe, Herrn W. . ., revidirt. Ein Staat, der keine freie Presse duldet, muß eine geheime Polizei unterhalten. Denn woher soll er seine Kenntniß der Fluktuationen der öffentlichen Meinung schöpfen? Aus den Berichten der öffentlich angestellten Beamten? Da wäre ihm schwerlich geholfen. Denn in dem Complex der Volkszustände unfreier Staaten gibt es zahllose Elemente, welche sich dem Lichte der Oeffentlichkeit zu entziehen streben, diese wollen heimlich beobachtet werden. Man gestatte jedoch Freiheit, vollkommene, echte Preßfreiheit, und die verschlossenen Wünsche des Volks werden ans Tageslicht hervorbrechen und es wird ein freudenvolles, rühriges Durcheinanderwogen sein, womit die jetzige schweigsame Verstocktheit merkwürdig kontrastirt. Wir besitzen in dem Grafen von Sedlnitzky das betreffende Surrogat der Freiheit, nämlich das Haupt der geheimen Polizei, die wir — Gott sei es geklagt — bei unsern Zuständen nicht entbehren können. Uebrigens ist dieser Mann ein Gönner der schönen Künste. Tänzern, Sängern, Virtuosen, Schauspielern steht seine Antichambre weit offen. Nichtkünstler, die doch auch recht brave, verdienstvolle Männer sein können,

beklagen sich nicht selten über die Schwierigkeit, bei Sr. Excellenz vorzukommen.

Auffallend ist die amtliche Prozedur, welche bei der k. k. Polizei- und Censurhofstelle stattfindet. Während bei allen übrigen Behörden eine kollegialische Verfassung besteht, entscheidet bei der obgenannten der Präsident ad libitum. Die zugewiesenen Räthe haben bloß die ihnen aufgetragenen Arbeiten zu verrichten, weiter erstreckt sich ihre Machtvollkommenheit nicht. Daß bei solcher Verfassung der Willkühr und höheren Einflüsterungen vollkommener Einlaß gewährt wird, ist begreiflich; traurig ist es, daß in einem gesitteten Lande der Wink des Polizeiministers hinreicht, um Unglückliche zu machen. Die Stadt Wien hat kürzlich den Grafen zu ihrem Ehrenbürger ernannt; dieselbe Ehre ist dem Herrn Baron v. Rothschild erwiesen.

Das sind die wichtigsten Lenker der österreichischen Staatsmaschine, mit Ausnahme derjenigen höchsten Personen, welche zwar theilweise nicht ohne Selbstständigkeit handeln, allein der kritischen Beleuchtung, aus Gründen, unzugänglich sind.

Achter Brief.

Jesuitismus und Jesuiten.

Der Jesuitismus ist kein leerer Wahn in Oesterreich, sondern eine nur allzutraurige Wirklichkeit. Man blicke um sich, man horche auf und die schwirrenden Fittige des fledermausartigen Ungethüms werden unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen. Es hat sich bereits auf alle Dächer gesetzt, und ist in das Heiligthum zahlreicher Familien eingedrungen.

In der ultrakatholischen Provinz Tirol, wo der Wirth seine Gäste mit Hunden hinaushetzen lassen würde, falls sie sich's beikommen ließen, Freitags oder Sonnabends Fleischspeisen zu begehren, wo die Hauseigenthümer gehalten sind, zur österlichen Zeit die Beichtzettel von ihren Wirthparteien abzusammeln und den Behörden auszuliefern, wo der Fanatismus des kurzsichtigen Volks so außerordentlich gestiegen ist,

daß der geringste Verstoß gegen die Glaubensformen und Ceremonien der katholischen Kirche furchtbare Ausschweifungen nach sich ziehen könnte, haben die Jesuiten bereits festen Fuß gefaßt, es sind ihnen Collegien eingeräumt, das Amortisationsgesetz ist zu ihren Gunsten aufgehoben worden, und sie befinden sich nunmehr in der glücklichen Lage, die Reichthümer, welche stupide Frömmigkeit ihnen zuwendet, schrankenlos aufhäufen zu dürfen. In Wien sind sie zwar noch nicht offen aufgetreten; allein die schmachvolle Brut ihrer Vorläufer, der berüchtigten Liguorianer, treibt so auffallend ihr Unwesen, daß man dem Debüt der modernen Tartüffe nächstens entgegensehen mag.

Die österreichische Regierung schien bisher die Uebergriffe des Pabstthums nicht sonderlich gerne zu sehen; die Herrschenden sind fromm, sehr fromm, allein die absolute Herrschaft scheint ihnen im Ganzen noch besser zu schmecken, als die Ergebenheit für den römischen Stuhl. Wenigstens bestand allemal zwischen dem Pabstthume und der österreichischen Regierung ein stillschweigendes Konkordat; die Rechte der absoluten Religion und der absoluten Hauspolitik Oesterreichs waren gleichgewogen. Diese zwei Mächte hatten sich gewissermaßen neutralisirt. Um des lieben, süßen, chinesischen Hausfriedens willen mußte sich der Katholicismus seiner beliebten, aufregenden Einflüsse entäußern; um des katholischen Glaubens willen mußte

jeder aufklärende Strahl vom Lande ferngehalten werden. Ueber diesem Processe eines liebenswürdigen Zusammenwirkens verwandelte sich die Monarchie in jenen Kirchhof, welchen sie auch gegenwärtig noch darstellt. Aber in neuester Zeit scheint man durch die Loslassung des jesuitischen Höllenhundes dem katholischen Princip ein großes Uebergewicht einzuräumen. Wie erklärt sich das?

Die österreichische Regierung fühlt wohl, daß die gegenwärtige Stagnation aller Lebenskräfte im Staate nicht länger fortdauern wird noch kann. Sie begreift, daß der politische und religiöse Indifferentismus, der freilich zur Beherrschung von Millionen am bequemsten und geeignetsten erscheint, nicht fürder nachhalten mag. Sie befürchtet, daß er wohl gar in das leidige Gegentheil umschlagen könnte, wie das in Frankreich der Fall war, welches auch die Schule der Indifferenz und der materialistischen Genußsucht durchmachte, ehe es in den Wirbel einer schrankenlosen Demokratie hineingerieth. Das österreichische System ist aber Eines, muß Eines sein und die zusammengestückelte Monarchie könnte nicht umhin, sich aufzulösen, wenn die verbindende Einheit des Systems im Geringsten nachließe. Der Indifferentismus führt übrigens nothwendig zur Freigeisterei und zum politischen Unglauben, der sich bis zur republikanischen Schwärmerei verklären kann. Denn er macht ja Tabula rasa im

Geiste und Gemüthe; da es jedoch ein unausrottbares Bedürfniß des Menschen ist, sich höchste Ueberzeugungen zu bilden, so kann der Zustand eines vollkommenen Bankerotts in dieser Beziehung nicht lange währen, und die modernen Ansichten werden am leichtesten Eingang gewinnen, weil sie die verständigsten und einleuchtendsten sind. Allein wie bereits angedeutet worden, das jetzige Verhältniß zwischen Staat und Kirche kann nicht umhin, den Indifferentismus zu gebären. Der Katholicismus muß sich durch fortwährende, künstliche Erregung der Gemüther selbst erhalten; hört er auf, lebendig, wirksam, zeugkräftig zu sein, wird ihm nicht verstattet große und kleine Mirakel auf das Tapet zu bringen, die Einbildungskraft der Menge durch groteske Schilderungen zu beschäftigen, die Beichte als eine besonders nützliche Quetschzange der Herzen zu benutzen, den Haß gegen die Andersglaubenden zu schürren, ja selbst eine gewisse Gleichheit vor dem Richterstuhle seines zornigen, leidenschaftlichen Gottes zu predigen und dadurch die klaffenden Gegensätze im irdischen Leben zu verdecken, mit kurzem Worte, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen: so muß er nothwendig zu einem todten, erbärmlichen Formalismus zusammenschrumpfen, der im Laufe der Zeit höchstens ein paar alte Weiber zu beschäftigen vermöchte. Den politischen Absolutismus pflegen und die religiöse Indifferenz beibehalten, scheint

auch nicht thunlich. Denn wer einmal des Himmels spottet, wird nicht lange vor den Schrecken der irdischen Gewalt zittern. Der katholische Gott sitzt in der Meinung des gläubigen Pöbels höher als der mächtigste Fürst. Ist er einmal entthront, so möchte das Uebrige nachfolgen. Die verhaßten Lichteinflüsse von Außen mögen ebenfalls nicht aufhören. Aus diesen Gründen hat sich die herrschlustige Regierung entschlossen, lieber einen Schritt zurückzuweichen und dem Jesuitismus seinen Spielraum zu gestatten, selbst auf die Gefahr hin, einen kleinen Geistertumult zu veranlassen. Wird der Katholicismus lebendig, so mag er wahrhafte Widerstandskraft gegen die umwälzenden Ideen bilden. Man bereitet sich eine energische, rechte Seite, welche in dem bevorstehenden Kampfe von hohem Nutzen zu werden verspricht. Man baut vor. Man bemerkt überdies in der Masse des Volks einen außerordentlichen Hang zur Sinnenust; die nächste Folge derselben ist die Zunahme der Verbrechen. Der Jesuitismus, welcher die feurige, katholische Zuchtruthe weit aushängt, ist hiefür ein glückliches, wenn auch mehr betäubendes, einhüllendes und bloß palliatives Heilmittel.

Hiezu gesellen sich hohe, höchste, allerhöchste Passionen. Die Beziehungen, worin sich die Monarchie zu dem Herde des deutschen Obscurantismus, zu Baiern, befindet, bewirken eine offenbare Con-

currenz. Die klösterliche Zucht soll der weltlichen Unzucht abhelfen. Die klösterliche Erziehung ist deshalb bereits Mode geworden. Jeder Wink von Oben wird von gewissen hündischen Koterien der Hoch- und Hochwohlgeborenen heilig geachtet. So kommt's, daß sich der Jesuitismus, im weitesten Sinne des Worts, in Oesterreich gegenwärtig in floribus befindet.

Wir wollen nunmehr zur näheren Schilderung dieses bedauerlichen Zustandes übergehen.

Die Liguorianerkirche ist sehr charakteristisch dekorirt. Man kann mit Recht sagen, daß hier das Aeußere dem Innern vollkommen entspreche. Es ist ein vollkommenes Grau in Grau. Die Fenster sind sehr sparsam angebracht. Das liebe Licht hat demnach viel Mühe, in diesen Raum einzudringen. Die farbigen Glasscheiben kontrastiren mit der grauen, gräulichen Stätte, wie der helle Himmel oder das rothe Fegefeuer mit der schmutzigen, schattenbedeckten Erde. Das Schiff der Kiche ist sehr lang; das Bild eines Schiffs drängt sich unwillkürlich auf und die Gläubigen wähnen zwischen dessen steinern Wänden vor den Stürmen und Tücken des Lebensmeeres geborgen zu sein. Vorne am Hochaltare befindet sich ein großmächtiges Kreuz; der pfiffige Jesuit denkt sich wohl dabei: in hoc signo vinca, und schmunzelt befriedigt, wenn die eintretenden Gäste sich in plumper

Andacht davor niederwerfen. Die Kanzel ist einfach, ohne Zierrathen. Auffallend geputzt werden die Altäre bloß bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, z. B. zur Weihnachts- und Osterepoche. Dann giebt es zu schauen in Hülle und Fülle; der Pöbel strömt herbei und ist verzückt ob all den Herrlichkeiten, welche man im Elysium Dauen's nicht hübscher zu schauen kriegt.

O wie jämmerlich warst du deutscher romantischer Genius! du gefühlvoller Pudel! dessen Künste den grundlangweiligen Michel vom Jahre 1806 bis 1831 belustigen halfen! Daß Schiller, ein freier, lichter, republikanischer Geist, sich des katholischen Ceremoniells erfreuen mochte, kann wohl eine paradoxe Laune genannt werden. Allein das Beginnen der Novalis, Tiecks, Schlegels, Werners, Adam Müllers u. s. w. ist zu ultraabsurd, und theilweise eine zu vollendete Heuchelei, um nicht die gerechte Indignation des jetzt lebenden Geschlechts hervorzurufen.

Die Manövres, welche die Mitglieder dieser liguorianischen Genossenschaft in Bewegung setzen, um sich Anhang zu verschaffen, sind überaus mannigfaltig. Ihr Streben ist fortwährende Ausbreitung ihres Einflusses; sie sind deshalb unablässig bemüht, ihre Reichthümer zu vermehren, und mit großem Bedauern muß man schon jetzt melden, daß diese in unaufhörlicher Steigerung sich befinden. Ihre intimsten Anhänger

glauben das gottgefälligste Opfer darzubringen, wenn sie ihre paar ersparten Pfennige den frommen Vätern zustecken. Mit thränenden Augen beklagte sich einst ein Weib aus niederem Stande über die grenzenlose Verblendung ihres Mannes, welcher, so oft er aus dem Hause geht, um seinen Gottesdienst in der Liguorianerkirche zu verrichten, allemal ein paar Zwanziger mitnimmt. Der Arme hungert übrigens und kasteit sich, läßt seine gesammte Familie brav fasten und ist von dem Gedanken, ein Wirthshaus oder eine öffentliche Unterhaltungsanstalt zu besuchen, weit entfernt. In welche Tasche rollen denn seine Groschen? Allein es begreift sich, daß die ehrwürdigen Väter auf diesem Wege nicht viel zusammen bekommen würden; ihre ausgiebigeren Spekulationen sind auf die Überrumpelung der Gewissen, hauptsächlich in der verhängnißvollen Todesstunde, gerichtet. Sehr oft sind hülfsbedürftige Anverwandte durch Testamente, welche das Kloster zum Universalerben einsetzten, vor den Kopf gestoßen worden. Man erzählt sich einen charakteristischen Vorfall, der sich vor einigen Monaten ereignet. Ein Grenadier, welcher ein kleines Vermögen daheim besaß, war durch pfäffische Einflüsterungen dergestalt fanatisirt worden, daß er sich, angeblich um Buße für seine früher begangenen Sünden zu thun, selbst gewaltsam an den Zeugungstheilen verstümmelte. Die Verwundung war so schrecklich, daß

ihm der Arzt das Leben absprach. Der Unglückliche machte sein Testament, und siehe da! die ehrwürdigen Väter wurden von ihm als Erben bezeichnet. Glücklicherweise hintertrieb die Dazwischenkunft eines aufgeklärten Hauptmannes diesen unvergleichlichen Skandal. Eine alte Witwe, die sich einige Sparpfennige für ihr Alter zurecht gelegt hatte, bewohnte ein Haus, welches an die hintere Mauer des Liguorianerklosters stieß. Man verdrehte ihr den Kopf und redete ihr ein, daß ihre längst verstorbenen Eltern im Fegefeuer schmachteten, woraus sie blos durch die Ablesung zahlreicher Seelenmessen errettet werden könnten. Die Messen kosten Geld, und die arme Alte ward nicht müde, es herzugeben; denn beinahe allnächtlich ließ sich von der Höhe der Klostermauer eine schauerliche Stimme vernehmen, die angeblich von ihren Eltern kam und ihr meldete, daß sie noch mehr anwenden müsse, um sie von der entsetzlichen Feuerqual zu befreien. Übrigens macht die Sache viel Aufsehen. Es wurde selbst polizeilich darüber verhandelt, worauf die Stimme für gut fand, zu verstummen. Die Frau eines ehrsamen Gewerbsmannes wurde wiederholt von den ehrwürdigen Vätern angegangen, ob sie denn auf keine Weise einen Theil der Habe ihres Gatten zur größeren Ehre Gottes dem Kloster zuzuwenden wisse. Sie zögerte lange, denn er war dem pfäffischen Unwesen durchaus abhold. Endlich erinnerte sie sich,

daß ein kostbares Perlenhalsband seit Jahren unbenutzt in ihrer Lade ruhe, und machte den Vätern den schüchternen Antrag, es ihnen einzuhändigen. Diese besannen sich nicht lange, sondern ergriffen ihn mit beiden Händen und gelobten, irgend ein Muttergottesbild damit zu schmücken. Es fügte sich jedoch, daß der Mann kurze Zeit darauf von der Laune angewandelt wurde, seine Frau bei Gelegenheit eines Spazierganges mit dem geopferten Halsbande geschmückt zu sehen. Sie zögert, bricht in Thränen aus, und gesteht endlich. Der Mann tobt und wüthet, rennt zur Polizei, und bewirkt ungeachtet des Widerwillens der Behörde, sich in einen so delikaten Handel einzulassen, die Auslieferung seines rechtmäßigen Eigenthums. Die ehrwürdigen Väter schienen bei diesem Anlaß vergessen zu haben, daß es zwischen dem sechsten und achten göttlichen Gebote auch noch ein siebentes gebe! Es lautet ganz einfach: Du sollst nicht stehlen! Oder sind die ehrwürdigen Väter Redemtoristen davon befreit, wie von dem k. k. Immortisationsgesetze? Diese Fälle sind zufällig notorisch geworden, wenigstens sind sie dem Schreiber dieser Zeilen zu Ohren gekommen. Will man hiernach einen kleinen Combinationskalkül machen, so läßt sich wohl an den Fingern abzählen, daß die Zahl jener Schelmereien, welche vom Dunkel des Geheimnisses umhüllt bleiben, die verlautbarten mindestens hundertfach übersteigt.

Eine besonders glückliche und vortheilbringende Anstalt ist das Filialkloster der Büßerinnen, welches die ehrwürdigen Väter auf dem sogenannten Rennwege gegründet haben. Der Beitritt zu dieser heiligen und keuschen Genossenschaft ist lediglich solchen Jungfrauen und Vätern gestattet, welche ein ansehnliches Capital von einigen tausend Gulden mitbringen können. Der Frömmigkeit werden begreiflicher Weise keine Schranken gesetzt; auch pflegt ein Frauenzimmer, welches sich zu solchem Schritte entschließt, durch äußerst geringe und schwache Bande mit den Interessen der Welt zusammenzuhängen, so daß manchmal ein Vermögen von paarmal hunderttausend Gulden dem Institute zufällt. Dessenungeachtet werden die Schwestern gleich verpflegt, und erfreuen sich unter einander gar keiner Auszeichnung. Wenn man nun bedenkt, wie unkostspielig der Unterhalt einer Gemeinde, welche all ihre Einkäufe im Großen besorgt, sich darstellt, wie eingeschränkt und engbemessen die irdischen Bedürfnisse der frommen Schwestern zu sein pflegen, und wie jeder Todesfall das Stammkapital der Anstalt nothwendig vermehrt: so kann wohl kein Zweifel darüber obwalten, daß der trostlose Aberglaube dieser irregeführten Frauenzimmer dem wuchernden Jesuitenthume eine unversiegbare Quelle des Reichthums eröffnete.

Die Beschäftigung der Schwestern besteht lediglich im Beten. Die Abtödtung jeder fleischlichen Begierde ist ihnen auf das Schärfste vorgeschrieben. Sie halten es für ein Verbrechen, einen Mann zu betrachten. Kommt ihnen zufällig einer zu Gesichte, so bedecken sie sich, oder schließen die Augen, oder bergen sich, wie erschreckte Mäuse, in einem Winkel. Durch Beichten und Predigten wird ihr ascetischer Entsagungstaumel bis zu unnatürlicher Höhe gesteigert. Die Rückwirkungen des ungestümen Fleisches halten die Armen für Versuchungen des leibhaftigen Teufels, welche zu bekämpfen die heiligste, unerläßlichste Pflicht einer katholischen Nonne sei. Man erzählt, daß die frommen Väter bei der Erbauung des Klosters eine kleine Veränderung am Bauplane eigenmächtig vornehmen wollten; sie beabsichtigten nämlich, in einem unterirdischen Raume Nischen anzubringen, worin steinerne Betschemel zur harten Buße einladen sollten. Gleichzeitig stellten sie das Ansuchen, die todten Schwestern im klösterlichen Raume begraben zu dürfen. Welch furchtbare, markerschütternde Kombination! Wahrscheinlich sollten die Särge in der Nähe der Bußnischen placirt werden. Nervenschwache Mädchen und verwelkte Frauen voll erhitzter Einbildungskraft, brünstige Gebete zum Himmel sendend — nächtliche Todtenstille — vollkommenes Dunkel — dazu wahrhafter Modergeruch — welch grauenvolles Potpourri!

Indessen wurde den ehrwürdigen Vätern ihr schönes und humanes Vorhaben vereitelt, und sie müssen sich's vor der Hand gefallen lassen, ihre todten Schwestern auf dem gewöhnlichen Wege zu bestatten.

Man sollte kaum glauben, daß es bei so bewandten Umständen noch denkbar wäre, auf die angestammte Neigung aller Evatöchter, die Eitelkeit, zu wirken. Und doch haben die ehrwürdigen Väter, welche sich in jeder Beziehung als außerordentliche Menschenkenner bewähren, auch dies zu treffen gewußt. Die Kleidung der Büßerinnen ist recht anziehend gewählt; sie ist dunkelroth, mit blauem Ueberwurfe und schwarzer Gurte. Der Schnitt ist beinahe elegant, und selbst der cul de Paris, wenigstens eine täuschende Analogie desselben, ist nicht vernachlässigt. Die ganze äußere Erscheinung der Schwestern hat einen graziösen, ja reizenden Ausdruck und sie freuen sich, wenigstens ihren geistlichen Vormündern zu gefallen.

Man hat bisher keine Abnahme im Zudrange der fanatisirten Frauenzimmer zu der Anstalt verspürt. Die Frauenwelt ist überhaupt jener Kreis, in welchem die ehrwürdigen Väter die meisten und glücklichsten Eroberungen machen. Man sollte kaum glauben, welchen Grad die religiöse Verdummung eines Weibes mitunter erreichen kann. Zwei Schwestern, welche in einer abgelegenen Vorstadt Wiens ein sehr abgeschiedenes und frommes Leben führten, erhielten

eines Tages durch die Stadtpost ein Billet, worin Gott Vater ihnen einen Allerhöchst persönlichen Besuch zusagte, jedoch, des allgemeinen Aufsehens wegen, um Verschwiegenheit ersuchte. In der That kam bald darauf ein Wagen vor dem Hause, wo die Schwestern wohnten, angefahren und zwei bärtige Herren in weiten Mänteln stiegen aus. Sie traten bei den Frömmlerinnen ein; der Eine gab sich als den angemeldeten Gott Vater zu erkennen, und präsentirte seinen Begleiter als den Erzengel Michael. Ueber die unermeßliche Ehre des seltnen Besuchs hoch entzückt, trauten die Schwestern den Fremden doch so viel menschliche Neigungen zu, daß sie durch die Magd einige Flaschen Wein nebst anderen Erfrischungen holen ließen. Diese konnte das drückende Geheimniß nicht bei sich behalten, sondern vertraute es dem Kellner des Wirthshauses, der natürlich Verdacht schöpfte, als er den seltsamen Charakter der Fremden erfuhr. Sogleich schickte er nach der Polizei; sowohl der Vater als sein Engel wurden arretirt, und siehe da! als man sie näher untersuchte, fand sich's, daß es abgefeimte, mit Mordinstrumenten versehene Diebe waren, welche die Bornirtheit der guten Schwestern benutzen wollten, um sich ihrer Sparpfennige, welche sie zufällig ausgewittert hatten, zu bemächtigen. Man dürfte diese Begebenheit für einen Wiener Puff nehmen; aber dem allgemeinen Vernehmen nach hat sie

sich wirklich ereignet, und wenn man bedenkt, bis zu welchem Grade grotesker Ausmalung und plumper Materialisirung der religiösen Begriffe die verkappten Jesuiten vom Orden des heiligen Liguori sich verirren, so ist es durchaus nicht zu verwundern, wenn ein paar blöde Frauenzimmer endlich das Lächerlichste und Unglaublichste für baare Münze nehmen.

Man besuche die Wiener Irrenanstalt. — Bei mancher Zelle hält der Führer still und flüstert dem Fremden in's Ohr, daß der Bewohner derselben durch das dunkle Treiben der Liguorianer um den Verstand gebracht worden sei. Der Brand der Einbildungskraft endet bei diesen armen Leuten mit Wahnsinn, und dennoch läßt man die Thätigkeit dieser Fledermausritter fort und fort gewähren!

Ein bei ihnen sehr beliebtes Mittel ist die Geißelung. Sie empfehlen es als vortrefflich zur Abtödtung aller sinnlichen und bösartigen Gelüste. Mit Entsetzen bemerken oft die Nachbaren, wie die thörichten, bedauernswerthen Verblendeten sich selbst auf die gräßlichste Weise zerfleischen, und dem Gott der Liebe und des milden Christenthums damit ein wohlgefälliges Opfer darzubringen beflissen sind. So erhielt ich Kunde von einer armen, alten Frau, die bereits das sechzigste Lebensjahr erreicht hatte, und sich doch wöchentlich drei- bis viermal die scheußliche Züchtigung

auferlegte, so daß die blutigen Striemen ihres Rückens niemals vernarben konnten.

Den mächtigsten Einfluß wissen sich die ehrwürdigen Väter durch die Beichte zu sichern. Dieses Institut wird von ihnen auf die merkwürdigste Weise ausgebeutet. Sie nehmen die bangenden und zagenden Gewissen förmlich in die Presse und berauben sie der letzten Selbstständigkeit. Ihr gewöhnliches Manöver besteht darin, die Beichtenden vorläufig nicht zu absolviren, sondern ihnen im strengsten Sinne des Worts die Hölle recht heiß zu machen. Sie erklären nicht bloß die That, sondern die Begierde für sündhaft, und die Pflicht des echten Katholiken sei, durch Fasten, Gebete und Entsagungen aller Art sich in so neutralem Zustande zu versetzen, daß die bösen Gelüste nicht einmal auftauchen können.

Am heftigsten wird der Geschlechtstrieb von ihnen angefeindet. Sie ächten und verdammen ihn, als ob er lediglich eine Folge des ursprünglichen Sündenfalls und solchergestalt ein Angebinde des geschwänzten Belzebubs wäre. Die Untersuchung der Gewissen in geschlechtlicher Beziehung ist allemal Hauptsache einer jeden Beichte. Sie vermessen sich sogar, Eheleute über das Maaß ihrer Genüsse zu befragen, und lehren, es sei gottgefällig und seelenverdienstlich, auch im verheiratheten Zustande die größtmöglichste Enthaltsamkeit zu üben. Nicht die sittliche Beherrschung

des Triebes, sondern die negative Unterdrückung desselben ist ihr Lieblingsgrundsatz.

Gesetzt nun, irgend ein Beichtkind bekenne eine Geschlechtsübertretung, so gehen sie wahrhaft inquisitorisch zu Werke. Ort, Zeit, Umstände, Veranlassung werden sorgfältig ausgeforscht, ja sogar die obscönsten Details werden nicht übergangen und müssen im Namen Gottes gebeichtet werden. Ob die Zeit, welche bis zu dem Moment der eigentlichen Uebertretung vom anfänglichen Begegnen verfloß, lange währte, und womit sie ausgefüllt war, wird haarklein zu wissen verlangt. Säße irgend ein gewöhnliches, aus Fleisch und Bein zusammengesetztes Menschenkind im Beichtstuhle, so könnte man glauben, eine in so hohem Grade Paul de Kocksche Auseinandersetzung könnte nicht umhin, einen gewissen Nervenreiz in demselben zu veranlassen. Allein wir wollen gerne annehmen, daß die ehrwürdigen Väter im strengsten Sinne des Worts als Seelenärzte zu Werke gehen, und solchen Anwandlungen durchaus nicht unterliegen, obwohl Gerüchte über manche Bußprozedur umlaufen, welche dem Junggesellenruf der ehrwürdigen Väter nicht sonderlich günstig sind. Weshalb nun diese Strenge gerade in diesem Punkt, da doch Neid und Geiz und Gehässigkeit die Quellen bei weitem zahlreicherer und gefährlicherer Verbrechen

sind, ohne von ihnen mit einem so furchtbaren Bannfluche belegt zu sein?

Es ist einleuchtend, daß bei Geständnissen solcher Art ein gewisses unausrottbares Schamgefühl sich eindrängt. Das gefallene Frauenzimmer wird Anstand nehmen, die Details ihres Falls einem Uneingeweihten zu erzählen. Ist dies hemmende Gefühl einmal überwunden, dann gibt es in der Seele des Beichtenden überhaupt kein Geheimniß für den Beichtiger mehr. Sie liegt vor ihm, wie eine aufgerollte Landkarte. Er mag darauf rechnen, Alles zu erfahren, was sonst noch zu erfahren ist.

Die ehrwürdigen Väter pflegen außerdem noch einen ganz vortrefflichen Kniff anzuwenden, um hinter Familiengeheimnisse zu kommen. Sie erklären nämlich dem Beichtkinde, Nichts sei zur Bewahrung des Selenheils wichtiger, als schlechte Umgebung so viel wie möglich zu meiden, die unvermeidliche hingegen auf das Genaueste zu kennen, um sich vor ihr gehörig in Acht zu nehmen. Aus diesem Grunde forschen sie nun alle Verhältnisse des Hauses, worin sich das Beichtkind aufhält, mit polizeilicher Scrupelhaftigkeit aus, angeblich um ihm guten Rath ertheilen zu können, in der That jedoch, um ihre außerordentliche Kenntniß des Terrains noch mehr zu erweitern. Wenn man bedenkt, daß ein bedeutender Theil ihres Anhangs aus Dienstpersonen besteht, und diese sich

meistens in der geeignetsten Lage befinden, um über das Thun und Lassen ihrer „Herrenleute“ Auskunft zu geben, so ist nicht zu verwundern, wenn man den Liguorianern eine bei weitem profundere Kenntniß geheimer Privatverhältnisse, als selbst der Polizei zuschreibt.

Ist die Beichte vollendet, dann folgt, wie bereits erwähnt, namentlich bei Anfängern, deren Seelen noch nicht vollkommen jesuitisch dressirt wurden, die Verweigerung der Absolution. Natürlich kann diese, den Glaubenslehren der katholischen Kirche zufolge, niemals ganz unbedingt sein, sondern es muß den Sündern allemal ein Hinterpförtlein zur Seligkeit offen gelassen werden. Mit pfiffig devoter Miene versichert nunmehr der Liguorianer, er habe durch die besondere Gnade Gottes den Schlüssel zu diesem Pförtlein in der Tasche; allein der Sünder müsse bevor einen Beweis seiner gründlichen Reue ablegen, und zu diesem Behufe wird hier eine Reihe von Bußübungen diktirt, die sammt und sonders keinen andern Zweck haben, als ihn für immer in das Netz des Jesuitismus zu verstricken.

Das zweite öffentliche Mittel, wodurch der letztere im Großen wirkt, ist die Predigt. Es ist nicht zu läugnen, daß die ehrwürdigen Väter ihre Vorträge für die grobe und mit fantastischen Stimmungen erfüllte Fassungskraft ihres Haufens recht interessant

zu machen wissen. Sie behelligen ihn weder mit Schrifttexten noch mit trockener Moral. Sie meiden vielmehr aller Anmahnungen an die Bibel und jede Erinnerung an die gefeierten Helden des Katholicismus, an den heiligen Aloysius, Ignatius von Loyola, Johannes von Nepomuk 2c., dünkt ihnen weit kostbarer. Die Schrift schildern sie als einen gefährlichen Zaubersee, dessen Tiefe nur erprobte Taucher, gestärkte Geister zu erforschen wagen dürfen. Die wunderthätige Gottesgebärerin Maria erscheint ihnen als allerhöchstes Idol. Die Idee der unbefleckten Jungfrau ist allerdings die Spitze und die Blüthe des Katholicismus. Das Wunder, wodurch sich die Gottheit selbst wunderbar erzeugt, ist der Brennpunkt aller mystischen Anschauungen. Wir wollen dies nicht näher erörtern, da wir keine Lust fühlen, die Abgeschmacktheiten der Mystiker in einem Buche, welches die Devise der Freiheit und des Lichtes aufgestellt hat, zu Tage zu fördern. Allein die Sache hat ihre Richtigkeit und die ungemeine Anhänglichkeit der frommen Väter an die reine und allerheiligste Jungfrau ist sehr psychologisch begründet.

Die Hauptsache derselben besteht ferner darin, die Reformatoren sammt und sonders auf das Aergste und Schamloseste zu beschimpfen. Luther, Kalvin, Huß 2c. werden bei jeder Gelegenheit als verworfene Bundesgenossen des Satans, als erbärmliche Wollüst-

linge, welche der geistlichen Zucht sich zum Theile aus schnöder Weltlüsternheit, um jeden Preis entwinden wollten, dargestellt. Luther habe nicht die Ehe, sondern die Geilheit, die vollkommene Entfesselung des sündigen Fleisches gepredigt. In einer dieser Predigten wurde eine Parallele zwischen dem heiligen Franciscus de Paula und dem Wittenberger Heiland gezogen. Sie lautete ziemlich drollig. Jener habe so viel Beute wie möglich in die Klöster hineingebracht; dieser sie aus den Klöstern herausgezogen. Jener habe die tiefste Ergebenheit gegen den römischen Pabst gezeigt; dieser habe sich freventlich gegen dessen Befehle aufgelehnt u. s. w. Beide Männer hätten jedoch zu gleicher Zeit gelebt. Beiden sei die Quelle des christkatholischen Heils zugänglich gewesen; der Eine habe sie fleißig benützt und sich dadurch gottgefällig gemacht; der Andere habe das Gegentheil gethan und sei deshalb ein Canditat des Teufels gewesen.

Die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft wird in diesen Predigten bei jeder Gelegenheit auf das Tapet gebracht. Alle Philosophen und Religionsstifter, außer Christus dem Herrn, hätten sich der Vernunft als ihrer Hauptquelle berühmt; und doch ständen ihre Systeme und Religionen im krassesten Widerspruche. Es sei daher augenscheinlich, daß die leidige, stolze, gefallene Menschenvernunft in religiösen Angelegenheiten keineswegs ausreiche, sondern daß der

Glaube sie bei weitem übertreffe und zweifellos zu glauben das höchste Glück und die erhabenste Bestimmung des Menschen sei.

Diese Grundsätze sind zwar streng katholisch; allein die übrige katholische Geistlichkeit legt wenigstens keinen so scharfen Accent darauf, duldet eine größere Freiheit der Meinung, wenn sie dieselbe auch nicht billigt, und gibt sich den Anschein, nicht alle Mittel der Jesuiten gutzuheißen. Uebrigens würde man gewaltig irren, wenn man glauben wollte, der Katholicismus werde und könne sich jemals aus sich selbst heraus, durch einen organischen Proceß reinigen. So lange die barbarische Lehre von der alleinseligmachenden Kraft des römischen Glaubens und die unsinnige von der Infallibilität des Pabstes an der Spitze des Systems stehen, werden Unmenschlichkeit und Unverstand die Brandmahle desselben zu sein nicht aufhören. Die römische Curie braut betäubendes Getränke von allen Sorten. Sie hat milden Katholicismus à la Belgique, republikanischen à la Lucerne, strengmonarchischen à la Liguorie, demagogischen à l'Irlande und antirussischen à la Pologne. Die Jesuiten machen sich überall heimisch, und es ist ein ungemein charakteristisches Faktum, welches ein bekannter Reisender mir mittheilte, daß ein Mönch, welchen er auf einer deutschen Klosterkanzel über das Thema: „Alle Obrigkeit kommt von Gott," salbungsvoll predigen hörte,

von ihm in einem Freistaate wieder getroffen wurde, wo derselbe den Text: „Und Gott gab ihnen im Zorne einen König,“ gewählt hatte, und in den ungemessensten Ausdrücken gegen alle monarchischen Einrichtungen zu Felde zog.

Die Jesuiten sind Ultrakatholiken. Die Solidarität zwischen ihnen und den sogenannten Gemäßigten ist nicht zu verkennen. Man hüte sich deshalb vor Beiden. Der Katholicismus lastet noch immer wie ein böser Fluch auf dem gekrümmten Rücken der Menschheit, und nicht eher als bis sie ihn abgeschüttelt haben wird, mag von freudigem und lichtvollem Leben auf Erden die Rede sein.

Eines der beliebtesten, heimlichen Mittel, wodurch die Jesuiten hier außerordentliche Erfolge hervorbringen, ist die Stiftung von Vereinen. Ungeachtet das k. k. österreichische Strafgesetzbuch jede, selbst die unschuldigste Zusammentretung, ja nur die unpersönliche Vereinigung zu heimlichen Zwecken geradezu verbietet und verpönt: haben die ehrwürdigen Väter vom Orden des heiligen Liguori, eingedenk der wächsernen Nase des Gesetzes, wie die Maulwürfe rüstig gearbeitet und geistliche Gesellschaften organisirt, deren Mitgliederzahl in die Tausende geht. Sie heißen Brüderschaften vom Herzen Jesu, Mariä, vom heiligen Rosenkranz und dergl. Das eintretende Mitglied entrichtet eine Einschreibgebühr von 5 Kreuzer C.-M.

und kauft zugleich ein Medaillon mit irgend einem wunderthätigen Bildniß. Jesuitische, meist aus dem Französischen übersetzte, vom eckelhaftesten Fanatismus stinkende Brochüren werden um billige Preise abgelassen. Diese Verbindungen haben förmliche Grade; durch den Eintritt erlangt man den ersten Grad. Weil dieser zu nichts als zum Gebete verpflichtet und keine weitere Bestimmung hat, als die echten, dressurfähigen Jesuitenseelen aus der Masse herauszufinden, so knüpfen sich keine Geheimnisse daran. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß dem beständig sich erneuerten Gerüchte, wornach eigentliche Konventikel der Eingeweihten gehalten werden, mehr als gewöhnliches Vertrauen zu schenken ist.

Der Jesuitismus wird trotz alledem in Oesterreich nimmermehr siegen. Wir sagen es mit Freude und nicht ohne gerechten Stolz. Die wahrhaft Gebildeten haben mit sich in religiöser Beziehung so ziemlich abgeschlossen und bekennen sich zu einem aufgeklärten Naturglauben, welcher die schöne Frucht der rastlos von Außen hereinströmenden Geisteselemente ist. Traurige Verheerungen mag der Unhold noch anrichten, Tausende, Hunderttausende, ja Millionen mag er fürderhin in die Fesseln seines Systems, welche auf dem dem Ambos der Hölle geschmiedet wurden, schadenfroh schlagen. Aber sein Treiben hat jetzt schon eine mächtige Reaktion bewirkt. In zahlreichen

Familien beginnt die religiöse und politische Gleichgültigkeit, die Ausgeburt der bisherigen sinnlichen Versumpfung, einem ernsten und reiflichen Nachdenken zu weichen. Das Liguorianerthum war der Stoff, welcher der öffentlichen Meinung vorgeworfen wurde, um sich daran zu üben und damit zu messen. Sie hat sich ihrer Aufgabe glänzend entledigt und ein solennes Verdammungsurtheil gegen die geistlichen Kröten gesprochen. Die Spekulation der ehrwürdigen Väter ist im Ganzen mißlungen; sie rechneten auf die Majorität der Bewohner. Allein blos die Minderzahl ist ihnen, zum Theil selbst aus einem dunklen, ungeläuterten Triebe, sich geistig zu erquicken, zugefallen, und das Gefährliche ihres Experiments ist die Thatsache, daß sie die Mehrzahl nicht blos antipathisch berührten, sondern die Lust einer durchgreifenden Agitation in ihr anregten, welche bei dem Zusammenwirken mannigfacher, unausbleiblicher Anläße sich thatkräftig enwickeln wird.

leicht entzündbare Phantasie könnte in das ständische Benehmen manches Wunderbare hineindichten. Es liegt so viel Erhebendes in dem bloßen Aufathmen der ständischen Korporation, alle Sympathien liberaler Gemüther werden dadurch so wonniglich berührt. Eine andere Luft scheint durch die Straßen der Stadt zu wehen. Das politische Selbstbewußtsein ist seit diesem höchst denkwürdigen Tage mindestens um 50 Procent gestiegen, und der apathischeste Wiener, dessen Hirngeist unaufhörlich mit Bierdämpfen geschwängert ist, denkt sich im Stillen: „Schau, schau! Die Landständ' sein halt do no auf der Welt!"

Es pflegt hier ein Sprichwort zu circuliren, wornach man Demjenigen, der einen Wunsch in Bezug auf dritte Personen ausdrückt, zu antworten pflegt: „Je nun, wenn's den Landständen recht ist." Bis zu diesem Augenblicke hatte es einen gewissen, ironischen Anklang. Das ist nun anders geworden. Wer weiß, ob nicht die Epoche im Nahen begriffen ist, wo diese Phrase von den politischen Machthabern mit vieler Salbung ausgesprochen werden wird!

Niemanden wird es beifallen, unter den Sprechern der niederösterreichischen Landschaft einen Mirabeau und Barnave zu suchen; eben so wenig ist zu erwarten, daß die Entwickelung des konstitutionellen Gedankens hier mit jener Rapidität stattfinden werde, wie dies in Frankreich der Fall war. Es mag ferner

darum sein, daß ein guter Theil der jetzt erregten Opposition aus egoistischer Quelle stamme, wie man denn wirklich behauptet, eine von der Regierung diktirte Norm für die Ablösung des Zehntens habe zahlreiche Mitglieder dazu veranlaßt. Thatsächlich bleibt doch, daß liberale Elemente sich in das Spiel gemengt haben, weil jetzt schon ein paar Motionen im Schooße der Versammlung angeregt wurden, welche unstreitig von den Ideen des Fortschritts ausgegangen sind. Man wünschte nämlich, daß die Landesregierung über die von ihr bezogenen Summen Rechnung ablegen, — daß ein festes Normale über die unverweigerliche Ablösung des Zehntens und der hin und wieder noch üblichen Roboten aufgestellt werden, — und die Unabhängigkeit der Landschaft durch die möglichste Fernhaltung besoldeter Staatsdiener gewahrt werden möchte. Zur geeigneten Aufhellung all der schwebenden, vom Dunkel vergangener Jahrhunderte bedeckten ständischen Verhältnisse wurden bereits Ausschüsse niedergesetzt. Mit einem Wort: das Symptom erwachtens Lebens ist da. Der ständische Organismus war lediglich scheintodt. Man frottire, man kitzle ihn unter der Nase, und er wird die ehrlichen, altdeutsch blauen Augen wieder aufschlagen. Der Absolutismus aber wird tief bekümmert sein, denn er glaubte, die Souverainetät des ständisch gegliederten Volkes sei längst dahin und betrachtete sich als deren nächsten Erben.

Die Geschichte der niederösterreichischen Stände ist ein noch gar wenig bearbeitetes Feld. Dennoch weiß man, daß ihnen die wichtigsten Rechte zukamen, und fest steht der Umstand, daß sie sich die bisherige Weise der Postulatenlandtage blos vorbehaltlich bis auf weiteres gefallen ließen. Es existirt hingegen kein Dokument, ja nicht einmal das Andenken irgend eines politischen Akts, wodurch sie auf dieselbe unbedingt Verzicht geleistet hätten. Im Jahre 1790 wurde ein gewisses, jedoch wie gesagt, nicht verbindendes Uebereinkommen zwischen der Regierung und den Ständen getroffen, wodurch die bisher übliche Methode, die ständischen Geschäfte abzuhandeln, sowie die Sphäre derselben festgesetzt wurde. Daß die Stände dadurch keineswegs vollkommen zufriedengestellt wurden, beweis't der Umstand, daß sie am 28. April, 8. Juni und 6. August im Jahre 1791 förmliche Beschwerdepunkte überreichten, worüber eine unter dem Vorsitze des Erzherzogs Franz (nachmaligen Kaisers) zusammengetretene Ministerkonferenz die Allerhöchste Entschließung vom 22. August 1781 veranlaßte. Wir wollen die wesentlichsten Punkte des betreffenden Protokolls hervorheben.

Erstens: Die erbetene Unterordnung der Kreisämter unter die Stände wurde nicht bewilliget, sondern blos die Mittheilung der kreisämtlichen Proto-

kolle in Provinz- und Contributionsangelegenheiten durch die Landesstelle verfügt.

Zweitens: So oft es sich um neue, allgemeine Gesetze handelt, sollen die Stände darüber allemal vorläufig um ihre Erinnerungen vernommen werden; bei Rechtsgesetzen soll der diesfällige Entwurf von der Justizstelle der Appellation herabgegeben und in einer Sitzung, zu welcher sowohl die Landrechte als ein ständischer Deputirter und ein Magistratualis beizuziehen, kommen, verhandelt werden.

Fünftens: Verbot der Einziehung unterthäniger Gründe, gleichviel ob Haus- oder Ueberländgründe, zu obrigkeitlichen Besitzungen.

Sechstens: Abstiftung eines Unterthans betreffend, sollen die Kreisämter zu schneller Verhandlung angehalten werden;

Zehntens: Das forum privilegiatum der Geistlichkeit wird den Magistraten der nächstgelegenen Städte übertragen; die Zuweisung derselben an die Ortsgerichte kann erst nach erfolgter Organisation derselben statthaben.

Elftens: Die Correspondenz der Hofkammer und Hofkanzlei soll mit den Ständen allemal Namens Sr. Majestät geführt werden.

Seit diesem k. k. Bescheide hat sich in der Geschichte der niederösterreichischen Landschaft nichts Besonderes ereignet. Seit jenem 22. August blieb sie

in den tiefen, geheimnißreichen Schlummer versenkt, woraus sie nicht das dröhnende Getöse der französischen Kriege, nicht der Feierglockenklang bei hergestelltem Weltfrieden, nicht das Beispiel der kleineren deutschen Staaten, nicht der allgemeine Drang nach Freiheit und Licht zu wirken vermochte. Aus dem Bescheide lassen sich indessen zweierlei gewichtige Folgerungen ziehen. Es handelt sich nämlich um die Abstellung von Beschwerden. Insofern nur sehr beschränkte Concessionen den Ständen gemacht wurden, ist der Rechtsgrund derselben bei weitem nicht beseitiget, und es steht nunmehr bei ihnen, durch eine erschöpfende Deduktion, deren Grundlage genau historisch, und deren Methode streng juristisch sein müßte, ihre verdunkelten Ansprüche wieder ans Licht des Tages hervorzuziehen. Die Arbeit ist schwierig und dornenvoll; aber sie ist unerläßlich. In jedem Falle wird eine höchst lohnende Ausbeute zu Stande kommen. In Niederösterreich wurden die ständischen Privilegien nicht ein für allemal niedergeschlagen, wie dies in Böhmen nach der Schlacht am weißen Berge der Fall war, wo erst nach gemachter tabula rasa Ferdinand II., erbärmlichen Angedenkens, eine Art Ständeverfassung bekannt machte, welche das Recht der Gesetzgebung der Krone unbeschränkt vorbehielt, und der Landschaft höchst unbedeutende Privilegien einräumte. In den Erbländern Oesterreichs unter und

ober der Ems, Steiermark, Kärnthen, Tyrol ꝛc. haben die Stände in rechtlicher Beziehung eine ziemlich unerschütterte Grundlage, und von ihrer Energie wird es abhängen, die gewaltthätigen Schritte einer despotischen Administration wieder ungeschehen zu machen. Die zweite, ganz vorzüglich wichtige Rücksicht besteht darin, daß der erwähnte Bescheid den Ständen Rechte einräumt, welche sie nicht einmal im vollen Umfange des Worts zu benutzen scheinen. Allgemeine, nicht streng juridische Gesetze sollen allemal der Begutachtung der Stände unterzogen werden. War dies mit dem Stempelgesetze, der neuen Postordnung und andern höchst wichtigen, allgemeinen Gesetzen der Fall? Oder wenn es vielleicht pro forma einen kurzen Augenblick vor der Promulgation geschehen sein sollte, was wir übrigens sehr zu bezweifeln Ursache haben, haben die Stände ihr Recht so entschieden wahrgenommen, als es ihre Pflicht war? Haben sie Erinnerungen, Vorstellungen, Auseinandersetzungen über den Gegenstand nach Hof gesandt? Haben sie ihre Pflicht als Vertreter des Volks so gut erfüllt, als sie begünstiget durch die ihnen eingeräumte, freilich schmale, aber gleichwohl interessante Sphäre konnten? Ist es nicht jetzt ihre Schuldigkeit, das Versäumte nachzuholen und mit desto größerem Nachdrucke auf der Mittheilung aller allgemeinen Gesetzesentwürfe zu bestehen, um sie fortan der reiflichsten Prüfung zu

unterziehen? Sie sind ja, ganz abgesehen von ihren historischen, wahrscheinlich genau zu erweisenden Ansprüchen, durch den genannten k. k. Konferenzbeschluß ungleich günstiger als die preußischen Provinzialstände gestellt, deren gesammtes Wirken prekär und konsutativ ist, so daß es nicht blos von der Regierung abhängt, ihnen vorlegen zu lassen, was ihr eben beliebt, sondern sie wohl gar nicht einmal zusammenzurufen, welch liebevolle Anspielung bereits in der königl. Antwort auf die letzte Posener Adresse enthalten war. Die Existenz und der Fortbestand der österreichischen Stände sind nicht in Frage zu stellen, sie bilden ein unentbehrliches Vehikel, wodurch ein großer Theil der Staatsgelder flüssig gemacht werden muß; sie haben mächtige Präcedentien für ihre Selbstständigkeit, und sind nicht aus einem von Monarchenhand ausgestreuten Samen hervorgewachsen. Außerdem ist die Prüfung der Gesetzentwürfe durch die Landschaft keineswegs der Willkür überlassen, sondern es ist fest ausgesprochen, was in dieser Beziehung zu geschehen habe. Diese nicht unvortheilhafte Stellung, welche mit dem unbeschränkten Petitionsrechte in Verbindung, sich ziemlich unangreifbar darstellt, mit Erfolg zu benutzen, ist nunmehr die Sache der Stände, welche von dem großen, denkenden Publikum fernerhin auf das Genaueste beobachtet und kontrolirt werden dürften.

Man könnte einwenden, der Verfasser setze sich mit sich selbst im Widerspruch, indem er der Auffrischung feudaler Institutionen lebhaft das Wort rede, während sein Glaubensbekenntniß doch ein modern demokratisches ist. Die ständischen Verfassungen seien durch und durch auf aristokratische Piloten gebaut, und es sei namentlich seltsam, einem Institute das Wort zu reden, unter dessen alten Statuten es gehört, daß die Repräsentanten des vierten Standes (der landesfürstlichen Städte und Marktflecken) nach geschehener Verlesung der Postulate abzutreten ersucht werden, worauf die etwaige Berathung der Stände erst beginnt. Dies klingt nicht anziehend. Allein dieser scheinbare Gegensatz ist nicht schwer zu lösen. In der Kette der menschlichen Fortschritte war selbst der Absolutismus ein nothwendiges Glied. Er hat die kastenartige Absonderung in Herren, Ritter, Bürger, Bauern großentheils aufgehoben, das Emporkommen der materiellen Interessen, mithin auch der arbeitenden Klassen energisch unterstützt, und wäre in seinem nivellirenden Eifer sicher noch weiter gegangen, wenn ihm die französische Revolution nicht in die Queere gekommen wäre. Er wollte alle, die höchst begünstigsten wie die leidenden Branchen der Unterthanen, der Majestät seines Gesetzes gleich unterwerfen. Eine Gliederung der Rechte und Interessen sollte bestehen, allein bloß insofern sie von ihm aus-

ginge. Dessenungeachtet war sie matt und unausgiebig, im Vergleiche mit jener früheren, welche sich aus organischen Gründen gebildet hatte. Indem die Absolutisten des verflossenen Jahrhunderts letztere brachen, die Vermischung der Stände mannichfach gewährend, hatten sie dieselbe auch für immer zerknickt, und alle Surrogate, welche sie späterhin dafür boten, waren unzureichend. Ja, sie versuchten, die alten Unterschiede zum Theil wenigstens zu restauriren; allein sie bauten ein Kartenhaus; sie schichteten die verschiedenen Standesklassen blos mechanisch aufeinander, so daß der leiseste, politische Stoß das Ganze zu zerreißen im Stande ist. Sie hatten allerlei wilde, edelblütige Thiere aus Wüste, Feld und Wald zusammengetragen und in eine Menageriehütte gesteckt. Geistige und physische Prügel und Mißhandlungen genügten, mit Beihülfe eines saftigen Budgets, sie zahm und folgsam zu machen. Durch die Zähmung wird der Löwe zum Pudel, und das Wildschwein erhebt sich zur Majestät des Elephanten. Das ist die Gleichheit. Wären die Thiere ungezähmt aneinander gerathen, sie hätten sich zerfleischt und aufgefressen Allein in ihrem höchst artigen und civilisirten Zustande schien es ungefährlich, die Wände ihrer Reservoirs fallen zu lassen und siehe da! es ließ sich das Prognostikon stellen, daß sie im Laufe der Zeit eine recht friedsame Gemeinde bilden könnten. Die

Wärter bedachten nur Eins nicht, daß es den edlen Thieren endlich einfallen dürfte, wider sie, ihre gemeinschaftlichen Despoten, einen Schutz- und Trutzbund zu schließen. Die Lehre dieser Fabel ist die Geschichte aller modernen Umwälzungen, an deren Spitze sich das düster geröthete, jedoch flammende Vorbild der französischen befindet.

Die Idee der gesetzlichen Gleichheit ist in den nichtungarischen Erbstaaten der Monarchie wenigstens insoweit ausgebildet, daß ein rückgängiges Verfahren in dieser Beziehung ganz unmöglich erscheint. Bezweckten die Stände nichts weiter, als ihre vergilbten Privilegien, im buchstäblichen Sinne des Worts wieder herzustellen, so würde ihr Beginnen erfolglos bleiben. Den Bauer echt ritterlich zu schinden und den Bürger auf den Umkreis der Stadtmauern zu beschränken, wie dereinst geschah, das sind heut zu Tage unausführbare Chimären. Der vierte Stand, der Bürgerstand, hat in Oesterreich eine Machtfülle gewonnen, deren er sich nicht einmal noch recht bewußt geworden. Das Erfreuliche der ständischen Regung liegt deshalb anderswo. Es liegt in einer Reibung der Verhältnisse, wodurch der erste elektrische Funke des Liberalismus in diesem Lande geschlagen wurde. Wir wollen durchaus nicht behaupten, daß er bereits gezündet habe; aber bei einigen Wiederholungen dürfte dies schwerlich unterbleiben, und wir wollen jetzt auf

das Genaueste auseinandersetzen, worauf sich unsere Hoffnungen und Wünsche konzentriren.

Der größte Theil der ständisch bevorrechteten Prälaten, Herren und Ritter ist dabei wesentlich interessirt, daß der Landmann nicht zu sehr von der Regierung ausgesogen werde; andererseits befindet sich die Regierung in demselben Falle, den großen Grundeigenthümern, welche meist Landstände sind, gegenüber. Wenn das Gleichgewicht zwischen der Macht beider Theile sich einigermaßen wieder herstellt, so dürfte für das Wohl der ackerbauenden Klasse am zuverlässigsten gesorgt sein. Sollte es den Ständen gelingen, ihre bereits kundgegebene Absicht, die Regierung zu ordentlicher Rechnungsablage zu bestimmen, mit Erfolg durchzuführen, so wäre der erste Schritt zu einem geregelten Budget der Monarchie geschehen. Es verlautet zwar in neuester Zeit, man beabsichtige hohen Orts, die bekannten statistischen Tabellen, welche bisher als eine Sache des tiefsten Geheimnisses betrachtet und behandelt wurden, und bloß in die Hände der höheren Staatsbeamten — nicht einmal sämmtlicher Hofräthe — zu gelangen pflegten, insoweit zu veröffentlichen, daß Personen ausgezeichneten Ranges, unter andern auch Mitglieder des diplomatischen Corps, künftighin selbe erhalten sollten. Die Einnahmen und Ausgaben der Monarchie sind darin verzeichnet, und in den Hauptposten, ohne auf das Detail zu reflec-

tiren, gegenübergestellt, so daß sich, bei getreuer Aufschreibung, auch das Deficit der Monarchie jährlich ausweisen müßte. Ohne jedoch der Offenheit der österreichischen Staatsverwaltung im Geringsten nahe zu treten, so muß es doch höchlich befremdend wirken, daß man einer Tabelle, die ganz ohne Belege erscheint, in den Augen der ungläubigen Financiers, die bekanntlich bloß durch Schwarz auf Weiß überführt werden, so viel belehrende Kraft zuschreibt, daß sich die Regierung dadurch der Pflicht, einen ausführlichen, leicht durchzusehenden und genau instruirten Rechnungsausweis ihren Unterthanen vorzulegen, enthoben fühlen könnte. In dieser Hinsicht erscheint der Schritt der Stände überaus zeitgemäß und praktisch.

Zugegeben, daß die Grundlage der Ständeinstruktion wesentlich aristokratisch und mit den Privilegien des vierten Standes, gleichwie mit einer gothischen Zierrath, bloß nebenbei säuberlich geschmückt sei: so trägt sie doch das Gegengift, den Geist der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in sich. Der germanische Stammcharakter hat sich in so weit verläugnet, daß seine Aristokraten bis zur Schlechtigkeit der venetianischen Kaste, die bekanntlich durch Schrecken und Heimlichthun herrscht, gesunken wäre. Sie pflegten vor aller Welt, bei offenen Thüren zu verhandeln. Sie verzuckerten das Schicksal ihrer Vasallen nicht; sie behandelten sie offenbar als Knechte, und sahen

die Städter als ihre natürlichsten Feinde an, welche eben deshalb von den souverainen Fürsten geliebt und gehätschelt wurden. Dieser dem deutschen Feudalwesen innewohnende Geist der Offenheit hat bewirkt, daß sich unter gleich günstigen Umständen allenthalben eine der britischen analoge Verfassung gebildet haben würde. Inzwischen waren die Einflüsse der südlichen Miasmen, des Despotismus und der päpstlichen Zucht überwiegend, und die Landstände erstarrten allenthalben, wurden aus dem Organismus einiger Staaten förmlich ausgeschieden, und in andern bloß als unvermeidliche Auswüchse, nothwendige Uebel, geduldet. Allein der Geist der Weltgeschichte bleibt ewig wahr und unwandelbar gerecht. Bis zum Jahre 1789 war der Absolutismus positiv nützlich, denn er nivellirte. Von da an ging die Revolution um einen mächtigen Schritt weiter als selbst England gekommen war. Der Absolutismus verwandelte sich in ein negatives Moment, und wenn alle Zeichen nicht trügen, so nähert man sich seiner gänzlichen Ueberwindung von Tage zu Tage mehr. Es ist bereits früher auf diese fruchtbare Idee der Weltentwickelung hingedeutet worden. Sie ist der leitende Faden in dem Labyrinthe aller modernen Vorgänge. Der Geist der liberalen Ideen nagt an allen bestehenden Einrichtungen, und trachtet sie nach dem Maaßstabe der ewigen Wahrheit, welchen er in sich selbst führt, um-

zuwandeln. Dieser Geist ist die Gottheit in der Politik. Man darf sie nie aus den Augen verlieren, sondern muß sie beständig anbeten.

Nur wenn sie in diesem Geiste zu Werke gehen, können die Stände eines schönen Sieges gewärtig sein. Sonst nicht, zuverlässig nicht. Man würde sie aushöhnen, wie schlechte Komödianten, die vor ihrem Auftreten viel Gerede verursachten und bei der Vorstellung ausgezischt wurden. Vor Allem nothwendig ist es, daß sie die höchst unvollkommene Repräsentation des vierten Standes einigermaßen zu ordnen und zu erheben trachten, und überhaupt den Gedanken von der Nothwendigkeit einer organischen Entwickelung der ständischen Institutionen unverzagt aussprechen. Der Wunsch, endlich auch den Hund aller osteuropäischen Staaten, den Bauer, an den Wohlthaten der ständischen Verfassung theilnehmen zu lassen, muß von ihnen offen dargelegt werden. Jedes monopolistische Gelüst muß fern bleiben. Wenn sie auf solche Weise ihr Privilegium benützen, und vielleicht im Laufe von zehn Jahren gar Nichts ausrichten, so wird ihnen dessenungeachtet das Land zu unendlichem Danke verpflichtet sein. Man blicke in Oesterreich rings um sich, und man entdeckt beinahe kein einziges Vehikel, wodurch freisinnige Ideen in's Volk gelangen können. Die Presse ist mit dem Salomonssiegel der rücksichtvollsten und unbarmherzigsten

Censur geschlossen; ja zur Zeit sind nicht einmal erhebliche literarische Kräfte vorhanden, wodurch in den Zweigen der ernsten Wissenschaft das Fortschrittsstreben sich kundgeben könnte. Die Preußen sind, unbeschadet ihrer Rückfälle zur letzten Neujahrszeit, doch unaussprechlich weiter gekommen. Politische Blätter, von der Farbe der rheinischen und ostpreußischen, sind in Oesterreichs nichtungarischen Erbstaaten vor der Hand unmöglich. Diese Farbe ist zwar mit sehr viel milderndem Censuröl versetzt; aber der Tod, die Nacht und das Nichts haben gar keine Farbe. Die Intelligenz Preußens ist selbst eine Macht, die sich in den dortigen Verhältnissen mit bedeutendem Gewichte geltend macht. Man denke nur an den Kampf der zwei Philosophieen, hinter welchen sich der unverkennbare Conflict der politischen Fundamentalprincipien verbirgt. Preußische Schriftsteller unterhalten zum Theil von ihrem Vaterlande aus, eine gewappnete Opposition gegen das Bestehende. Wenn ein Oesterreicher unter Nennung seines Namens so offen gegen die positiven Institutionen, Kirche und Thron, zu schreiben wagte, wie die beiden Bauer, Nauwerk u. s. w., man würde kaum anstehen, die härtesten Maßregeln gegen ihn anzuwenden. Selbst die Stimme eines Bülow-Cummerow würde hier als eine unverzeihliche Dissonanz angesehen. Das matte Surrogat einer geregelten

Opposition wird den Oesterreichern lediglich durch die ausländische Presse vermittelt. Und welche Entwürdigung, welche gränzenlose Schmach, daß ein inländischer Autor, dem es beinahe das Herz abdrückt, zu all dem Unfug, Gewaltmißbrauch und jesuitischen Treiben still zu schweigen, und der sich deshalb entschließt, die Thatsachen nackt hinzustellen und seine tadelnden Bemerkungen mitzutheilen, wie ein Schmuggler, ja wie ein Dieb zu Werke gehen muß! Ist aber sein Buch endlich gedruckt, welche Umwege muß es nicht nehmen, um in's Publikum zu dringen! Da es bei dem gänzlichen Abgange aller Oeffentlichkeit sehr schwer ist, die Ernte der gegründeten Thatsachen und wirklichen Verhältnisse von der Spreu falscher Gerüchte und schiefer Auffassungen zu scheiden, so ist es eine höchst erbärmliche Taktik der halbofficiellen Publicisten und der dienstbeflissenen Conservativmöpse, über irgend eine unstichhaltige Mittheilung mit plumper Grobheit herzufallen, und unter dem Vorwande der Lügenhaftigkeit das ganze Werk zu verdammen. Ja, leider siecht die österreichische Oppositionspresse an dem Mangel der Unzuverlässigkeit; weil jedoch die Ursache lediglich in dem Mangel der Oeffentlichkeit liegt, so läßt sich jeder daraus abgeleitete Vorwurf ohne Anstand auf die herrschende Gewalt zurückwälzen.

Und doch ist diese Presse, mit allen ihr anklebenden Unvollkommenheiten, bis jetzt der ausschließende Stützpunkt aller liberalen Kräfte Oesterreichs gewesen. Denn wir besitzen kein frisches und reges Gemeindeleben, wodurch sich das Volk der Regierung vernehmbar machen könnte. Wollten sich Einzelne zu irgend einer Demonstration vereinigen, so wird das über dem Haupte der Monarchie schwebende Schwert der Polizeiwillkür schon ein Uebriges thun, und sie zur rechten Zeit auseinander stäuben. Solchergestalt reducirt sich die ganze Hoffnung der Liberalen auf die Stände, welchen es obliegt, einer so verantwortungsreichen Stellung zu entsprechen, ein so glänzendes Vertrauen zu rechtfertigen. Bei dieser Gelegenheit ziemt es sich wohl, des außerordentlichen Einflusses, welchen das treffliche Buch: „Oesterreich und dessen Zukunft," auf die hiesigen Zustände geübt hat, rühmend zu gedenken. Ja, dieses schlanke Bändchen mit seinen 160 Seiten hat mehr als eine kleine Armee bewirkt. Es hat die süße, österreichische Schlummerseligkeit unterbrochen und einen wahrhaften Ideensturm veranlaßt. Pedanten und Heuchler haben ihm allzugroße Flüchtigkeit und Ungründlichkeit vorgeworfen. Du lieber Himmel! Als ob man eine Bibliothek von Bänden ausspeien müßte, um erschöpfende Wahrheiten zu sagen. Ein Portrait kann treu und lebensvoll sein, wenn es im kleinsten Raume gefaßt wird. Der

Gesellschaftsvertrag von Rousseau ist ein nicht minder kompendiöses Werk; dessenungeachtet hat es zwei Welttheile mächtig erschüttern helfen. Freilich ist Rousseau ein Weltklassiker; indeß genügt der praktische Scharfblick und der edle Stolz des Verfassers von „Oesterreich und dessen Zukunft“ immerhin, um in einem sehr unklassischen Lande mächtige Wirkungen zu erzeugen. Viele meinen, die schwache Seite seines Buches sei die Sympathie für den Adel. Je nun, vielleicht hat eben dieser Umstand zu dessen ungeheuren Wirksamkeit beigetragen. Ob diese Sympathie geflissentlich in die geistvolle Schrift verwebt, oder ob sie aus der Gesinnung des Autors hervorgequollen sei: dafür finden sich nicht viel entscheidende Kriterien. Auch ist das im Grunde vollkommen gleichgültig. Der Verfasser dieser Zeilen bewegt sich auf einem unumwunden radikalen Standpunkte. Er liebt die Aristokraten nicht, und haßt die Aristokratie. Allein er gesteht gerne, daß ein befriedigendes Kompromiß zwischen den gerechten Forderungen der Neuzeit und den historischen Ansprüchen der Adelschaft für die längere und glücklichere Fortdauer der letzteren ungleich mehr Bürgschaften, als der Absolutismus darbiete. In Frankreich, Spanien, Portugal, neuestens sogar in Griechenland, sind die absoluten Throne zusammengestürzt und moderne Repräsentativverfassungen, wodurch die Bedeutung des Adels gänzlich aus-

gelöscht wurde, traten an ihre Stelle. So oft eine Revolution in dem adel- und pfaffengesegneten Italien losbrach, nahm sie eine ausgemacht demokratische Wendung. Die Wahrheit des alten Grundsatzes, daß die Extreme sich berühren, scheint sich auch in diesem Falle zu bewähren. Das ist wohl ganz natürlich. Entgegenkommen und Nachgeben gewinnt. Wenn das Unterdrückungssystem auf die Spitze getrieben wird, so bricht es zuletzt in sich selbst zusammen. Wenn Monarchen, Adel und Pfaffen von einer halbwegs billigen und humanen Ausgleichung nichts wissen wollen, so fallen sie endlich allesammt in eine und dieselbe Grube. Wenn sie jedoch zur rechten Zeit mit den Wünschen des Volks kapituliren, so mögen sie zuversichtlich hoffen, sich weit länger zu erhalten, als wenn sie ausschließend, wie jetzt, das politische Terrain zu behaupten suchen. Dazu gesellt sich noch die beachtenswerthe Rücksicht, daß dem Volke nichts widerwärtiger, unerträglicher und unsinniger erscheint, als das Joch bevorrechteter Klassen zu tragen, die dem stumpfsinnigsten Müssiggange fröhnen und ihres eigenen Vortheils wegen kaum Etwas unternehmen und wagen. Man vertraue also nicht zu kecklich auf den kühlen, germanischen Charakter. Die Grundbedingungen der menschlichen Natur sind überall vollkommen gleich. Der Widerwille gegen Adel und Pfaffenthum ist in Deutschland und Oesterreich groß

genug, um bei der nächsten Umdrehung des politischen Windes den Zusammensturz dieser Korporationen zu veranlassen. Die Alternative, worin sie sich befinden, ist ganz einfach. Sie müssen sich entweder bescheiden und weisen Beschränkungen ihren Stolz unterwerfend mit den konstitutionellen Ideen sich abfinden, oder sie können zwar auch fernerhin noch auf Kosten der übrigen Staatsbürgerklassen sich gütlich thun, müssen jedoch gefaßt sein, diesen Vortheilen, ja vielleicht ihrer gesammten Existenz weit früher zu entsagen, als im andern Falle nothwendig scheint. Die Chancen der privilegirten Stände sind in diesen zwei Schachzügen erschöpft. Beide führen zu demselben Ziele. Die denkenden und leidenschaftlosen Aristokraten dürften es unter solchen Umständen am angemessensten finden, den nahen Sturm, durch weiteres Hinausschieben, zu beschwören. Aehnliche Betrachtungen mögen das Verhalten mancher Ständemitglieder geleitet haben, und es sei ihnen dies keineswegs verargt.

Es versteht sich von selbst, daß die Bewegung der niederösterreichischen Stände, in Bezug auf die großen und verwickelten Angelegenheiten der Monarchie, nicht ausschlaggebend ist. Aber gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen, und es scheint deshalb mehr als wahrscheinlich, daß ähnliche Regungen sich in andern Provinzen wiederholen werden. Mehrfältige Gerüchte dieser Art circuliren bereits. Man weiß

z. B. recht gut, daß die politische Mißstimmung in Böhmen, Tirol und Krain fortwährend zunimmt, daß auf den Landtagen dieser Provinzen viele und dringende Beschwerdepunkte vorgebracht wurden, daß die unaufhaltsam fortschreitende, politische Aufklärung diese isolirten Bestrebungen in einem allgemeinen Beziehungspunkte zu vereinigen wissen wird; daß endlich der Absolutismus, ungeachtet all seiner künstlichen Stützen, nicht im Stande sein dürfte, einem energischen Andrange der berechtigten Stände dauernd zu widerstehen. Aus diesen Gründen halten wir das Streben der niederösterreichischen Landschaft für das unbedingt wichtigste Moment im hiesigen, politischen Leben.

Die Geschichte der niederösterreichischen Stände, soweit sie nämlich der Welt bekannt geworden und nicht in staubigen Archiven verschimmelt ist, bewährt sich als eine an trefflichen Beschlüssen und Handlungen sehr reiche Fundgrube. Wir wollen nur der im Jahre 1619 veröffentlichten Deduktionsschrift gedenken, worin die Rechte der Landschaft, gegenüber dem despotischen Kaiser Ferdinand II., unter Beibringung zahlloser Citate und Berufung auf rechtsgültige Dokumente, auseinandergesetzt sind.

Das erste Recht des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ems besteht, laut der genannten Urkunde darin, daß selbes weder dem römischen Reiche

noch dessen eigenen Landesfürsten mit Auflagen, Steuern, Anschlägen und Contributionen unterworfen, sondern davon befreit ist, auch keine Mauthen, Zölle, Aufschläge und dergleichen Lasten demselben de facto aufgedrungen werden können; die Beiträge sollen von den Ständen frei geleistet und bloß gegen Empfangsbestätigungen, mit dem Vorbehalte, daß es nicht von Rechtswegen geschehe, dem Regenten zugemittelt werden.

Zweites Recht. Ohne vorläufige Bewilligung der Stände soll kein Offensivkrieg begonnen werden.

Drittes Recht. Die Stände sind befugt, im Falle die Nothwendigkeit es erfordern sollte, Friedensverträge abzuschließen. Dies Recht wurde bereits von Maximilian I. insofern bekürzt, als er sie darauf beschränkte, Frieden bloß für ziemliche Zeit, d. h. Waffenstillstände abzuschließen.

Viertes Recht. Es steht der Landschaft zu, bei der Abschließung von Allianzen und sonstigen völkerrechtlichen Verträgen sich mit Rath und That, Wissen und Willen zu betheiligen.

Fünftes Recht. Wenn das Erzherzogthum von seinen Landesfürsten wider Billigkeit beschwert werden, Milderung seines Schicksals erlangen und erbitten sollte, steht es ihm frei, sich in den Schutz eines Kurfürsten des römischen Reichs absque omni nota rebellionis zu begeben.

Sechstes Recht. Die Landstände sind berechtiget, ohne vorhergängige Einberufung, sich an irgend einem beliebigen Orte zu versammeln und frei „die Notturften" des Landes zu erwägen.

Siebentes Recht. Im Falle die landesfürstliche Familie ganz aussterben oder der Regent das sechszehnte Lebensjahr noch nicht erreicht haben sollte, sollen die Landstände die Regierung des Landes führen.

Achtes Recht. Die Huldigung soll nie früher geleistet werden, als bis die Bestätigung der Privilegien erfolgt ist u. dgl. m.

Mit einem Theile dieser Privilegien ist freilich heutzutage nichts anzufangen, weil die großen Schicksale der Monarchie, als eines kompakten, unzertrennlichen Ganzen geleitet und geregelt werden müssen. Der Beurtheilung der Provinzen können daher so wichtige politische Entscheidungen unmöglich anheimfallen. Krieg, Friede, Allianz und dergl. gehören nach den Begriffen der neuen Zeit zum Ressort der vollziehenden Gewalt; sollten die Völker Oesterreichs selbst dabei betheiliget werden, wie dies z. B. in England, Frankreich u. s. w. auf indirekte Weise der Fall ist, so könnte es wohl nur durch die Bildung einer allgemeinen, reichsständischen Versammlung geschehen, welche die einzelnen Provinzen mit einer entsprechenden Zahl von Repräsentanten zu beschicken hätten.

Unschätzbar hingegen sind die Punkte 1, 6 und 8, welche auch in diesem Augenblicke vollkommen praktikabel wären. Es ergibt sich aus der Deduktionsschrift mit voller Klarheit und ohne allen Anstand, daß den Ständen das volle Gesetzgebungsrecht zustehe. Denn der größte Theil der gesetzlichen Zustände damaliger Zeit beruhte auf speciellen Freiheitsbriefen. Die bereits in Kraft bestehenden mußten von dem Landesfürsten bestätiget werden, oder es stand den Ständen frei, die Huldigung zu versagen. Neue Freiheitsbriefe durften Jene allerdings erlassen, aber sie durften sich begreiflicherweise nicht in Widerspruch mit den älteren befinden. Durch dieses Verhältniß blieb lange Zeit die Sphäre der Gesetzgebung fest bestimmt und begränzt. Allgemeine Landesgesetze, umfassende Patente kannte man damals beinahe nicht. Einige peinliche Halsgerichtsordnungen waren die einzigen Versuche in diesem Genre. Jeder einzelne Gerichtsstand beruhte selbst auf einem Privilegium. Indessen erwähnen mehrere Chronisten damaliger Zeit, unter andern, Rov, daß die Stände das Recht hatten, einzuschreiten, falls „irgend eine Reformation und Verbesserung bei der Regierung des Landes" vorzunehmen war.

Die Stände repräsentirten damals den Volksgeist im eigentlichen Sinne des Worts. Heutzutage gilt dies bei der Art ihrer Zusammensetzung mehr de jure

als de facto. Allein nur dort, wo Recht und Kraft zusammenfallen, tritt die wahre politische Berechtigung ein. Es ist also dringend vonnöthen, daß sie sich diese zu erwerben trachten. Dies ist nur in dem Falle, als ihnen veränderliche Grundlagen der Repräsentation bewilliget werden sollte, gedenkbar. Gleichzeitig nach dieser Wiedergeburt und der Wiedergewinnung der gesetzgebenden Autorität zu streben, ist ihre Bestimmung! Mögen sie dieselbe treu und redlich erfüllen! Die Mittel, sich demgemäß wiederholt und dringend auszusprechen, bieten ihnen die noch aufrechtstehenden Trümmer der alten Verfassung, und selbst die neuen, halb und halb aufgenöthigten Ordnungen. Es mag darum sein, daß die niederösterreichischen, wie die Feudalstände überhaupt, manchen schweren aristokratischen Mißgriff in früheren Jahrhunderten zu verantworten haben. Nichtsdestoweniger sticht die freie, kühne, selbstbewußte, edel beredte Sprache, welche z B. in obiger Deduktionsschrift herrscht, gegen den kriechenden, matten, faden niederträchtigen Ton neuerer Autoren, welche über das österreichische Ständewesen schrieben, unvergleichbar ab. So existirt z. B. von Leopold Edler von Fillenbaum, der Rechte Doktor, niederöst. Landstand, einer löblichen niederöst. Landschaft Syndikus, Kanzleidirektor und Archivar, ein Manuskript unter dem Titel: „Praktische Beobachtungen über die

Verfassung und Geschäfte der Herrn Stände in Niederösterreich." Hören wir, wie sich der Verfasser in dem ersten Kapitel des vierten Abschnitts vernehmen läßt: §. 1: „Ohne hier in die älteren Zeiten zurückzugehen oder in weitläufige, diplomatische Beweise gegen den Zweck der gegenwärtigen Beobachtungen sich einzulassen, will man hier nur ein- für allemal als den Grundpfeiler aller ständischen Rechte und Privilegien anmerken, daß sich selbe auf die Verleihung der höchsten Beherrscher Oesterreichs und auf die in dem ständischen Archive im Original befindlichen Diplome gründen, welche vom Herzoge Albert VI. im Jahre 1461 anfangen, vom Kaiser Friedrich IV., Maximilian I. und den nachfolgenden Kaisern mit Einschluß des jetzt glorreichst regierenden Kaisers, Franz II., ununterbrochen bestätigt worden sind." §. 2: „Eines der schönsten und ansehnlichsten ständischen Privilegien ist gewiß die Leistung der Erbhuldigung, welche nach Ableben eines jeden regierenden Erzherzogs dem Nachfolger in der Regierung von den gesammten vier Ständen des Erzherzogthums auf die allbekannte und beschriebene Art geleistet wird, und wobei den Ständen von dem regierenden Erzherzoge schriftlich und mündlich die Aufrechthaltung und Beschützung ihrer Privilegien, Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten feierlichst zugesichert wird. §. 3: „Hieher gehört gewiß auch vorzüglich das nicht

weniger wichtige Vorrecht der Stände, daß alle Jahre der höchste Landesfürst die dem Lande zugemuthete ordinäre und durch Recesse festgesetzte Contribution, den Ständen in einem höchsten postulato ansinne; sie, die Stände, dieses postulatum durch eine ständische Deputation bei einer feierlichen Audienz verschlossen aus den höchsten Händen empfangen, im offenen Landtage bewilligen und nach erhaltener höchster Genehmigung durch städtische Patente im Lande ausschreiben." §. 4: „Eben ein solches Vorrecht besteht in Bewilligung jeder allerhöchst ansinnenden extraordinären Anlage, als Kriegssteuer, Darlehen, Landeslieferung ꝛc., in welchen Fällen der höchste Landesfürst sein Ansinnen den Ständen durch ein höchstes Rescript bekannt macht und sie darüber im öffentlichen Landtage berathschlagen und ihre schriftliche Erklärung und Bewilligung ertheilen." Welcher Abstand! Dort stolzer, männlicher Schwung — hier jämmerliche, schnöde Kriecherei! Man sieht, daß der Autor recht gut die Privilegien und Vorrechte der Stände kennt, daß er sie jedoch geflissentlich ignorirt und mit einer plumpen Eskamotirwendung in Schuldigkeiten verwandelt. Uebrigens wird dieses Manuscript auch jetzt noch als eine Art Geschäftsordnung benutzt, und die Stände pflegten sich bisher genau darnach zu halten. Wenn man §. 3 ein klein wenig analysirt, so erkennt man unzweideutig, daß

hier die ekelhafteste, jesuitische Verdrehung gewaltet und das schönste, konstitutionelle Recht zu einer schalen Formalität herabgewürdiget hat. Diese in Weingeist präparirten Privilegien sind blutwenig werth, weil das Leben aus ihnen entwichen ist und sie höchstens zur historischen Schau dienen. Nach dem angezogenen Paragraph ist eine Steuerverweigerung nicht möglich, weil blos vom Bewilligen die Rede ist. Allein da es von den Ständen abhängt, dieses Bewilligungsrecht auszuüben oder nicht, wie das die Natur eines jeden Rechtes mit sich bringt, und bloß eine pflichtmäßige Leistung erzwingbar ist, so würden die Stände vollkommen legal handeln, wenn sie in einem gewissen Falle sich der Bewilligung und Ausschreibung der Steuer durch ständische Patente für den Zeitraum eines Jahrs enthielten. Ohne Zweifel würde die Regierung ihr Recht der Steuereintreibung auf andern Wegen verfolgen; nichts desto weniger würde der moralische Eindruck im Volke ein außerordentlicher sein. Ueberdies wäre die Regierung ihrer Pflicht, den Ständen das Steuerpostulat im nächsten Jahre anzusinnen, keineswegs enthoben, sondern müßte sie, ungeachtet sie sich für die Dauer eines Jahres der Bewilligung enthielten, gleichwohl im Lauf des nächsten zusammenrufen, weil eben dies jährliche Ansinnen ein Recht der Stände ausmacht.

Wenn der denkende Oesterreicher in die Geschichte zurückblickt, so wird er mit tiefster Betrübniß gewahr, daß seines Vaterlandes Blüthe hauptsächlich durch den Jesuitismus geknickt wurde. Ferdinand II. ward mit der Tödtung der protestantischen Ideen zugleich der Würger seiner Freiheit. Auf diesen schauervollen, unmenschlichen Despoten und die nichtswürdige von ihm großgefütterte Jesuitenbrut muß alle Verantwortung für den jetzigen Zustand der Monarchie zurückgewälzt werden. Mit ihm begann jene systematische Demoralisation der Völker, die selbst Joseph II. nicht auszurotten vermochte, die er in gewisser Weise durch seine Vorliebe für den sogenannten aufgeklärten Despotismus und durch die mechanische Behandlung der politischen Elemente selbst unterhielt, die heutzutage noch an den Eingeweiden der Monarchie nagt, und zu deren Hebung Decennien unermüdlicher Anstrengung gehören. Soll es besser werden, so kann es nur unter der Aegide des Lichts und einer umfassend antijesuitischen Tendenz geschehen. Die nahe Zukunft wird lehren, ob die Stände der nicht ungarischen Provinzen ihre hohe Aufgabe in dieser Hinsicht genügend begriffen haben!

Bei dieser Gelegenheit dürfte es nicht uninteressant sein, aus dem Staube der Vergessenheit ein hochwichtiges Dokument hervorzuziehen, welches auf die Schicksale der österreichischen Stände ein sehr bezeich-

nendes Licht wirft. Im Jahre 1619 erließen die gesammten, sowohl ober- als unteremsischen Stände ein offenes Manifest an alle europäischen Mächte über Kaiser Ferdinands II. widerrechtlichen und gewaltthätigen Regierungsantritt. Dasselbe ist in der diplomatischen Sprache damaliger Zeit, nämlich lateinisch, abgefaßt. Wir wollen den prägnantesten Absatz dieser Schrift unsern Lesern in getreuer Uebersetzung mittheilen. „Nachdem Kaiser Ferdinand II. die volle Herrschergewalt, welche von der vollzogenen Erbhuldigung und ohne vorhergängige Einvernehmung der Stände nicht einmal Alberten gebührte, so wie das Erbfolgerecht von diesem Erzherzoge, unter dessen Zustimmung und auf Anrathen des Spaniers, jedoch mit Uebergehung der ober- und niederösterreichischen Landschaft, übernommen hatte: leitete er die gesammte Verwaltung des Landes nach seiner Meinung und Willkür, riß Alles an sich, diktirte den Provinzen Befehle, ergriff den Anlaß zur Befehdung der Böhmen und Mähren wider Willen der österreichischen Stände, eignete sich die Verwaltung des Nachlasses Kaisers Matthiä zu Gunsten des legitimen Erben, des Erzherzogs Albert ausschließend zu, während doch die Stände für die Dauer des Interegnums hierauf ihre Sorge und Wachsamkeit zu erstrecken hatten, legte Steuern auf, vermehrte soviel wie möglich die Armee und die Kriegsvorräthe, lenkte, sofern

es ihm bequem schien, den Zug des Heeres zum größten öffentlichen Schaden durch Oesterreich, verhielt die Stände zu Beisteuern und zur Stellung von Milizen, gelobte Allen seinen Schutz, und schirmte die Provinzbewohner nicht im Mindesten vor den Unbilden und Gewaltthaten der kaiserl. Offiziere und Soldaten. Die Märkte und Städte Oesterreichs, ob sie sich zur evangelischen Lehre bekannten oder nicht, wurden mit Soldaten angefüllt, aller Habe beraubt, der Beutesucht, der Wollust und Grausamkeit der Kaiserlichen Alles aufgeopfert, die göttlichen und menschlichen Rechte zugleich verletzt. Ohne die geringste Rücksicht auf die Gesetze, die Freiheit, die Privilegien, die Sitten und Gewohnheiten, die gesetzlichen Ausnahmen und Immunitäten zu nehmen, ohne Nachgiebigkeit, Unterhandlung und Billigkeit zu üben, wurde jede Leistung widerrechtlich begehrt und durch Drohungen und Qualen erzwungen. Je thätiger sich Jemand zeigte, uns zu verläumden, unwahrer Verbrechen zu bezüchtigen, durch Gewaltthaten und Anmaßungen zu mißhandeln, desto mehr wurde er bei Hofe ausgezeichnet. Also richtete Kaiser Ferdinand II. die seit 150 Jahren blühendste, zur Ehre und zum Ruhm der Fürsten, selbst durch die Herrlichkeit der Bauwerke und Besitzungen bei weitem ausgezeichnetste und wohlhabendste Provinz Niederösterreich, als annoch ungesetzmäßiger Nachfolger, ohne gerechte Machtvollkommenheit, ohne

das Beispiel der Vorfahren und die Wünsche der Stände zu berücksichtigen, ohne das wechselseitige Huldigungsgelöbniß, binnen einer Zeitfrist von kaum zwei Jahren zu Grunde, verwandelte die Städte in Wüsteneien und versenkte die Landesbewohner in die tiefste Armuth, so daß all dies durch den tiefsten, ein Jahrhundert währenden Frieden schwerlich gut gemacht werden kann. Die Provinz Oberösterreich, durch die Drohungen der Höflinge, Pfaffen und Soldaten, so wie nicht minder durch das Schicksal der Nachbarn in tiefes Bangen versetzt, hatte mittels schwerer Aufopferungen ihre Grenzen vor dem Durchzuge der Truppen, den Einfällen der Fremden, vor offenen Gewaltthaten und Unbilden des schlimmsten aller Feinde, auf zeitiges Anrathen der geistlichen und weltlichen Stände, insbesondere aber durch göttliche Beihülfe, zu schirmen gewußt, wurde aber dergestalt ausgesogen, daß sie durch lange Friedensjahre weder ihre öffentlichen Schulden zu bezahlen, noch irgend einen Beitrag zur Erhaltung des Fürsten nach vollzogener Huldigung aufzubringen im Stande sein wird."

„Ungeachtet dieser mächtigen Hindernisse verweigern die Oesterreicher die Huldigung, worauf der Kaiser dringend besteht, durchaus nicht, wofern er das leistet, wozu ihn das Recht und die Gepflogenheit seiner fürstlichen Vorfahren verpflichtet, wofern er nämlich den Beschwerden der Provinzen abhilft, einem

für Oesterreich verderblichen, ohne unseren Rath unternommenem Kriege ein Ende macht, uns treu bei dem nach dem Beispiele der Vorfahren eingegangenen Bündnisse verharren läßt, die von seinem Kriegsheer entrissenen Güter und Besitzungen wieder rückerstattet, die gesammte Verwaltung Oesterreichs nach dem Rath der Stände einrichtet, und in Zukunft unsere von den Vätern überlieferten Freiheiten beschirmt. Daß wir dies mit vollem Rechte begehren, wird Niemand, der unserer Angelegenheiten einigermaßen kundig ist, bezweifeln; irgend Etwas davon nachzulassen, wird kein Wohlgesinnter uns rathen. Er möge sich erinnern, daß alle Provinzen, Bisthümer, Grafschaften, Ländereien und Besitzungen, welche der Beherrschung Kaiser Ferdinands II. und seiner Brüder anheimfielen, entweder zur Stufe des tiefsten Elends, Unheils und Knechtthums herabsanken oder wenigstens an den Rand des Verderbens gebracht wurden. Wem dies unglaublich scheint, der besuche und höre selbst Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Salzburg, die Bisthümer Straßburg, Passau u. s. w., sodann jene Gegenden, wo sie die Regierung kaum angetreten, als Wien, Niederösterreich, Mähren, Böhmen, Ungarn, Elsaß rc. Erst dann mag er nach der Billigkeit seines Gemüthes über Jene, welche von diesen Fürsten zur Huldigung ohne Bedingung und vorher-

gängige Versicherung angehalten werden, beliebig urtheilen.“

Einem solchen Dokumente gegenüber macht noch ein deutscher Geschichtsforscher Miene, die Barbarei dieses Kaisers durch Rücksichten deutscher Einheit zu beschönigen. Den wahrhaft nützlichen Trieben des Jahrhunderts zu folgen, ist die Bestimmung aller Regierungen. Demgemäß war es Pflicht des Hauses Habsburg, sich an die Spitze der Reformation zu stellen, und arges Unrecht, sie zu bekämpfen. Hätten Karl V. und Ferdinand II. ein unbefangenes Herz im Busen getragen, freute sich die Welt längst ihrer Freiheit und im Vatikan säßen keine Päbste und Cardinäle mehr, beschäftigt das große Netz der katholischen Ränke auszuflicken. Der protestantische Geist war offenbar belebend, verjüngend, und deshalb vereinigend; Englands und Hollands Beispiel hat es zur Genüge dargethan. Hätte man ihm keinen so ungeheuren, materiellen Widerstand entgegengesetzt, er hätte die deutschen Schäden zuverlässig weit besser ausgeheilt, als der hohe zu Frankfurt versammelte Bundestag, der Micheln rein homöopathisch durch beharrliches Fasten kuriren will. Obiges Dokument war so ziemlich eine der letzten protestantischen Regungen, welche im Lande Oesterreich auftauchten. Die Gewalt mußte vorausgehen; die List vollendete. Der Genius der religiösen und politischen Freiheit

wurde mit Kolben niedergeschlagen, geknebelt und gebunden, hierauf gehörig exorcisirt und endlich ins Narrenspittel gesteckt.

Die Stadt Wien bildet nach den Grundsätzen der niederösterreichischen Verfassung eine volle Hälfte des vierten Standes; allein es wird Letzterer nicht einmal bei allen Landtagen einberufen, sondern blos bei dem jährlichen Hauptlandtage, wo das k. k. Steuerpostulat mitgetheilt wird, und andern sehr seltenen Gelegenheiten. In der Regel pflegen sich im Verlaufe des Jahres nur die drei obern Stände, d. h. der Prälaten-, Herren- und Ritterstand zu versammeln. Die Stellung des Bürgerthums ist unter solchen Umständen weder glänzend noch vortheilhaft. Um so mehr ist demselben die Aufgabe gestellt, nach einer angemesseneren Behandlung zu streben. Die durch Reichthum und Bildung hierzu vorzugsweise befähigte Residenz sollte den Anfang machen. Leider ist sie in Folge der gänzlichen Abhängigkeit ihres Magistrats von der Regierung daran außerordentlich gehindert.

Das Privilegium Kaiser Ferdinands I. vom 5. März 1529 verlieh der Stadt eine neue Organisation. Freilich enthält sie bedeutende Mängel, nichts desto weniger leidet der gegenwärtige Zustand der Dinge damit keinen Vergleich. Die Stadtregierung wurde damals dem sogenannten äußern Rathe, aus 76, dem innern Stadtrath und den Beisitzern des

Stadtgerichts, aus je zwölf Mitgliedern bestehend, übertragen. Die Gesammtzahl dieser Corporation betrug demnach hundert Personen. Der äußere Rath wählte die Mitglieder des innern; der innere ergänzte jedesmal, so oft eine vakante Stelle sich ergab, den äußeren. Der Bürgermeister wurde von der Gesammtzahl der hundert Stadtregenten am St. Thomastage ernannt. Nur behielt sich die Regierung dessen Bestätigung vor. Wählbar waren auch angesessene, ziemlich wohlhabende Fremde. Um das Bürgerrecht durfte sich jeder Stadtbewohner, wenn er nur sonst ein ehrbares Gewerbe trieb, durch Anmeldung beim Bürgermeister bewerben. So oft die Amtleute und Steuerpersonen Raitungen vornahmen, wurden vom innern und äußern Stadtrath, so wie von der gemeinen Bürgerschaft eines jeden Viertels, Abgeordnete hinzugesandt. Der Stadtrichter war vom Hofe bestallt und besoldet; allein die von der Corporation ernannten zwölf Beisitzer bildeten gewissermaßen den verlebendigten Ausdruck einer Jury, dieser echt germanischen Institution, welche bei ungehemmter Entwickelung der politischen Keime allenthalben, wo deutsches Blut in den Adern der Bewohner kreis't, zum Vorschein gekommen wäre. Die Mängel dieser Einrichtung sind mit Händen zu greifen. Die Lebenslänglichkeit der meisten städtischen Würden und Aemter, so wie die Abgeschlossenheit der Hun-

dertmännerkaste und ihr Selbstergänzungsrecht mußten nothwendig einen faulen Patriciergeist erzeugen, welcher durch frische, demokratische Einflüsse von Unten niemals wohlthätig erregt wurde, so daß er zuletzt gänzlich entschlief, und von der absoluten Gewalt ohne Mühe unter den Tisch geworfen wurde.

Die Organisationen der Jahre 1783, 1838 und 1841 vollbrachten die Auflösung des Restes der städtischen Freiheiten. Die Wirksamkeit des äußern Rathes wurde gänzlich gelähmt, und ihm beinahe aller Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten entzogen. Der Magistrat wurde in drei Senate abgetheilt. Der Vorstand des politisch-ökonomischen Senats ist nunmehr der Bürgermeister, welcher zugleich den Titel eines wirklichen Regierungsraths führt. Nach dem Systeme des Jahres 1783 soll derselbe durch einen Bürgerausschuß gewählt; doch muß die Bestätigung des Hofes mittelst der politischen Landesstellen eingeholt werden. Dasselbe gilt von der Wahl der politisch-ökonomischen Vicebürgermeister und Räthe auch noch heut zu Tage. Allein die Präsidenten der zwei andern Abtheilungen, des Civil- und Criminalgerichts, welche im Range k. k. Appellationsräthe stehen, werden lediglich auf Vorschlag des Appellationsgerichtes und der obersten Justizhofstelle vom Kaiser ernannt. Die Ernennung der Räthe, Sekretäre, Auskultanten erfolgt über Vorschlag der

Abtheilungen und des Appellationsgerichts durch die Justizhofstelle; es wird dabei ausdrücklich bemerkt, daß die Wahl allemal den Würdigsten zu treffen habe, ohne Rücksicht, ob er bei dem Wiener Stadtmagistrate angestellt sei oder nicht. Die niederen Stellen bei den zwei Abtheilungen vergiebt die Appellationsbehörde. Aus dieser Darstellung ergiebt sich zweierlei: 1) der ökonomisch-politische Senat, insofern er mit der Handhabung der städtischen Polizei und Wirthschaft betraut ist, besitzt jedenfalls eine natürliche Sphäre größerer Freiheit, wiewohl durch die Lähmung des Instituts der äußern Räthe dessen Organisation gleichfalls eine gänzlich bureaukratische geworden ist; 2) die zwei gerichtlichen Senate sind so ganz der Bureaukratie anheimgefallen, daß sie mehr nur dem Namen nach zum Ressort des Magistrats gehören und man die Gerichtsbarkeit aus den Rechten der Stadt als förmlich ausgeschieden betrachten kann. Seltsam ist es nur, daß die Unterhaltung dieser Behörden gleichwohl dem städtischen Seckel zur Last fällt. Lebte ein energischer Geist in der Wiener Bürgergemeinde, so dürfte sie ein so entwürdigendes Verhältniß in keinem Falle dulden. Das Privilegium Kaiser Ferdinands I. muß noch immer als rechtsbeständig gelten, weil am Schlusse desselben zwar der Vorbehalt wegen eventueller Aenderungen, jedoch „nur auf genugsames Verhör und Erkundung Derer von

Wien" ausgesprochen ist. Wann, wie, wo ist dergleichen geschehen? Ist die Bürgerschaft nur einmal ernsthaft um ihre Zustimmung in Betreff der von oben ausgegangenen Organisation befragt worden? Das Hofdekret vom 30. März 1841 Z. 9971 besagt vielmehr im letzten Absatze mit deutlichen Worten, daß die Bestimmung, „ob und auf welche Art das Publikum" von der neuesten Organisation der städtischen Municipalverhältnisse in Kenntniß zu setzen sei, erst nachfolgen werde. Steht das nicht im schreiendsten Widerspruche mit der Zusicherung des kaiserlichen Hoheitsbriefes? Aehnliche Blößen bietet die desorganisirende Organisationslust der absoluten Staatsgewalt in Hülle und Fülle. Die Zeit wird kommen, da die Wiener Bürgerschaft mit Beschämung ihre Fesseln, und mit gerechtem Zorne der unverantwortlichen Lässigkeit ihrer bisherigen Vertreter gedenken wird. Möchte sie doch bald ihre gewichtige Stimme erheben, und im Vereine mit allen freien Städten und Marktflecken das Hauptbedürfniß des Augenblicks, eine liberale Gemeindeverfassung, kraftvoll und beharrlich fordern!

Symptome einer solchen Tendenz sind bereits vorhanden. Der jetzige Bürgermeister, Regierungsrath Czapka, machte den Vorschlag, einen Bürgerausschuß zu constituiren, welcher sich jährlich zweimal versammeln sollte, um Einsicht in das städtische Rech-

nungswesen zu nehmen. Außerdem wünschte er eine geeignete Reorganisation des Instituts der äußern Räthe. Dies klingt eben so nüchtern, als loyal. Der Herr Bürgermeister wollte nämlich der Bürgerschaft einen Gefallen thun, ohne die Bureaukraten vor den Kopf zu stoßen. Nichtsdestoweniger scheint dieser Justemilieu-Vorschlag nach jahrelangem Geschreibsel der Behörden, zu keinem erheblichen Resultate geführt zu haben.

Es ereignete sich ferner im Laufe des Jahres 1840, daß die politische Behörde eine vakante Magistratsrathstelle einem Concipisten der Niederösterer. Landesregierung, Herrn F..., verlieh, ohne daß sich dieser in der Candidatenliste befand. Darüber entstand gewaltiger Sturm; der Brodneid mischte sich ins Spiel; die Magistratsbeamten geriethen über diese unerwartete Einmischung halb außer sich. Der gewandte Bürgermeister wußte die Sache so weit zu vermitteln, daß der Beschluß der politischen Behörde rückgängig gemacht wurde.

Inwiefern diese schwachen, man könnte sagen zaghaften Regungen des Wienerschen Bürgergeistes sich zu einer ausgesprochenen, liberalen Tendenz zu entwickeln im Stande sind: will ich nicht beurtheilen. Es sei zu hoffen vergönnt, wo man herzinnig wünscht.

Wir haben die Hauptübel, welche an den Eingeweiden der Monarchie nagen, in diesen Briefen

mehrfach berührt. Sie heißen: Absolutismus und Jesuitismus. Der österreichische Absolutismus ist nicht despotisch, gewaltthätig, donnerkeilartig, wie der russische. Er maskirt sich gerne und geht nie ohne den Mantel der christlichen Liebe aus. Dessenungeachtet arbeitet er unaufhörlich an der Niederbeugung aller freisinnigen Regungen, an der Sklaverei der Geister, an der Kastration der Gemüther. Weil er die Oeffentlichkeit haßt, wird auch jede männliche Offenheit höchst ungerne gesehen. Oft, sehr oft wird rasche Gerechtigkeit geübt, auf daß sich die Volksmeinung nicht allzulange mit dem unbequemen Gegenstande beschäftige. Man fürchtet jedes energische Auftreten eines ehrlichen Mannes. Man verabscheut kräftige Handlungen, kräftige Reden, und je zusammengedrückter, erbärmlicher, unselbstbewußter und demüthiger Jemand durch die Straßen schleicht, desto größer ist seine Anwartschaft auf gutes und glänzendes Fortkommen. Als Unterthan fühlt sich ein Jeder, als Bürger unter Tausenden kaum Einer. Auch wäre sein Gefühl ein ziemlich idiotisches und fände im wirklichen Leben nur unbedeutende Anhaltspunkte. Der Oesterreicher weiß, daß er viele und schwere Pflichten zu erfüllen hat; allein von politischen Rechten sind ihm nur wenig erquickliche Reste geblieben, womit ein hungriger Freiheitsmagen durchaus nicht zu ersättigen ist. Eben dieser Mangel an allen po-

litischen Rechten — das einzige ausgenommen, sich nach gehöriger Abrichtung um eine Stelle zu bewerben — muß aller Welt offenbar darthun, daß es in der Monarchie nichts weniger als gut bestellt sei. Die Bevormundung geht bis ins Kleinliche, Abgeschmackte. Kein Individuum, kein Stand, keine Beschäftigung sind ohne einen gewissen Grad der Abhängigkeit von der Regierung gedenkbar. Wer Zündhölzchen fabriciren und wer Minister werden will, muß an den Pforten ihres Tempels betteln. Wer einen Ausflug sechs Meilen über seinen Aufenthaltsort hinaus unternehmen will, muß sich bei der Polizei gehörig ausweisen, um einen sogenannten Passirzettel zu lösen. Der Kobold des verworrensten aller Stempelgesetze verfolgt den Geschäftsmann auf jedem Schritte. Die Unmöglichkeit, seine Stimme in öffentlichen Angelegenheiten mit Nachdruck zu erheben, lastet auf allen edleren Gemüthern. Dieses Register ließe sich in's Unendliche erweitern. Man braucht bloß in den verschiedenen Branchen des öffentlichen Lebens herumzutappen, und man darf versichert sein, Belege der mannigfaltigsten Art zu finden, daß die Regierung hier Alles in Allem ist, eine überdies so allgemein anerkannte Wahrheit, daß sie beweisen oder bezweifeln zu wollen, beinahe lächerlich klingt.

Eine unbeschränkte Regierung, die fortwährend daran arbeitet, alle Gewalt in sich zu konzentriren, und

dem Volksgeiste höchstens das Zusehen vergönnt, jedenfalls aber das Joch des Gehorsams unnachsichtig aufbürdet, vermag kein sittliches Zutrauen einzuflößen. Eine Regierung, die ihre freimüthigen Manifestation wie einen halben Aufruhr ansieht, und lieber strafen als unterstützen möchte, wenn sie auch sonst noch so wohlbegründet und gerechtfertiget wäre, zerstört die Ueberbleibsel dieses Vertrauens erst gänzlich. Sei der Zustand der Völker ein noch so tiefgesunkener und jammervoller, die Pflicht der Regierung ist und bleibt allemal, an ihrer Emancipation zu arbeiten und ihnen selbst unter der Voraussetzung, daß die absolute Regierungsform im Augenblicke die angemessenste schiene, die Mittel einer allmäligen Entwickelung und Befreiung an die Hand zu geben. Vergessen wir Alles, und betrachten wir unsere Herrscher als Väter des Landes: wozu wird denn das Kind erzogen, als zur dereinstigen Freiheit? Oder ist das Volk blöde, wahnsinnig, um zu ewiger Vormundschaft verurtheilt zu bleiben? Oder ist es im gebildeten Europa noch immer nicht reif genug, um die Wohlthaten einer liberalen Verfassung zu würdigen? Die konservativen Uhus krächzen am liebsten aus diesem Tone. Er ist ihnen beinahe so geläufig, wie das: „Gott erhalte ꝛc.“ und das Berliner: „Heil dir!“ Allein die gesammte Intelligenz des Jahrhunderts stellt sich auf die entgegengesetzte Seite, und wäre sie

frei von allen politischen Banden, welche ihr noch zur Stunde den schönen, götterhaften Nacken verunzieren, sie würde ein Verdammungsurtheil über die Machthaber aussprechen, so unumwunden und donnernd laut, daß sie nebst ihren bewaffneten und befiederten Schergen zusammenbeben würden bis ins Innerste ihrer hochmüthigen Seelen. Allein diese Hamletsfloskel des „Reif oder Unreif?“ hat überhaupt keinen vernünftigen Sinn. Das roheste Volk ist in gewisser Weise zur Theilnahme an der Regierung befähiget, wenn nur sonst gesunde Naturkraft es durchdringt. Der Despotismus ist unter allen Verhältnissen mehr oder weniger eine Krankheit; denn er entspringt aus dem Zerfalle der organischen Volkseinheit in zwei wesentlich verschiedene Hälften. Schmarozerhafte organische Bildungen auf Kosten eines großen Organismus — das sind nach neueren, medicinischen Ansichten die Krankheiten! Die Regierung steht nicht so über dem Volke, wie der Erzieher dem Knaben moralisch und physisch überlegen ist. Ja, wenn Halbgötter und Genien zur Erde herniedersteigen, um die Völker zu regieren, könnte man sich die absoluten Formen gefallen lassen! Allein die Regierung geht aus dem Volke hervor, gerade wie eine Schaar spielender Knaben sich den Gewandtesten zum Anführer wählt. Genug, mehr als genug! Wir wissen zur Genüge,

was wir von den sogenannten väterlichen Regierungen zu erwarten haben.

Am unverzeihlichsten ist der Umstand, daß der österreichische Absolutismus sich jesuitischer Waffen bedient, um das Ziel zu erreichen. Er unterhält die Furcht in den Gemüthern, und die politische Furcht ist die Mutter aller politischen Uebel. Die Regierung hat sich das Monopol aller Carrieren zugeeignet, und außerdem die Sache so einzurichten gewußt, daß der unabhängigste und friedliebenste Privatmann im Laufe seines Lebens mit den Behörden wenigstens einigemale in Berührung kommt. Man getraut sich daher kaum, ein lautes Wort zu sagen, scheut die Publicität, muß dem Pudel einen obligaten Maulkorb umhängen, die Cigarre aus dem Munde nehmen, so oft ein wachhabender Polizeimann es befiehlt, wirft einen Brief auf das Gerathewohl in den Sammelkasten, versteckt neue Bücher sorgfältig in der Rocktasche, weil man nicht weiß, ob sie die Censur passiren werden und muß sich überhaupt darauf einrichten, in jedem Augenblicke eine Hausuntersuchung zu erleiden, weil dies unter dem Vorwande, man führe geschmuggelten Tabak und dergl., gar leicht geschehen kann. Und so kommt es, daß in den Straßen der Stadt Wien die Leute auf- und niedergehen, wie wohlerzogene Schuljungen, mit einziger Ausnahme des sündigen Fleisches, worauf sie ziemlich unverholen losgehen, so wie der so-

genannten „Strichbuben," welche zur Nachtszeit die Nachhausegehenden überfallen, ausrauben und nöthigenfalls auch todtstechen. Die Augsburger allgemeine Zeitung rühmte letzthin das Verdienst der österreichischen Polizei um die Ruhe Italiens, während sie den lasterhaften Uebermuth des gänzlich demoralisirten Wiener Pöbels nicht zu zügeln vermag. O bittere Ironie! Die revolutionären Banden in der Romagna werden durch die Thätigkeit österreichischer Agenten zu Paaren getrieben; wenn aber Unthaten im Umkreise der Stadtmauern sich ereignen, dann weiß die allwissende Polizei keine Auskunft, keinen Trost, keine Abhülfe.

Man könnte sagen, die übertriebene Polizeifurcht der Oesterreicher sei lächerlich und beurkunde eine tiefe Schwäche des Nationalcharakters. So ist es auch. Allein die raffinirte Kunst, womit sie in dem ursprünglich ehrlichen Charakter hervorgerufen und bisher unterhalten wurde, bezeichnen wir eben als die saubere Frucht des politischen Jesuitismus, und überlassen es unsern Lesern, sich die einzelnen Fäden des furchtbaren Netzes aus unseren Angaben herauszusuchen.

Damit jedoch die Hauptmerkmale der hiesigen Regierung sich zu einem interessanten Kleeblatt ergänzen, so gesellt sich zu dem Absolutismus und Jesuitismus obendrein noch der Formalismus. Diesen Unhold hat der Verfasser des Buches: „Oester-

was wir von den sogenannten väterlichen Regierungen zu erwarten haben.

Am unverzeihlichsten ist der Umstand, daß der österreichische Absolutismus sich jesuitischer Waffen bedient, um das Ziel zu erreichen. Er unterhält die Furcht in den Gemüthern, und die politische Furcht ist die Mutter aller politischen Uebel. Die Regierung hat sich das Monopol aller Carrieren zugeeignet, und außerdem die Sache so einzurichten gewußt, daß der unabhängigste und friedliebenste Privatmann im Laufe seines Lebens mit den Behörden wenigstens einigemale in Berührung kommt. Man getraut sich daher kaum, ein lautes Wort zu sagen, scheut die Publicität, muß dem Pudel einen obligaten Maulkorb umhängen, die Cigarre aus dem Munde nehmen, so oft ein wachhabender Polizeimann es befiehlt, wirft einen Brief auf das Gerathewohl in den Sammelkasten, versteckt neue Bücher sorgfältig in der Rocktasche, weil man nicht weiß, ob sie die Censur passiren werden und muß sich überhaupt darauf einrichten, in jedem Augenblicke eine Hausuntersuchung zu erleiden, weil dies unter dem Vorwande, man führe geschmuggelten Tabak und dergl., gar leicht geschehen kann. Und so kommt es, daß in den Straßen der Stadt Wien die Leute auf- und niedergehen, wie wohlerzogene Schuljungen, mit einziger Ausnahme des sündigen Fleisches, worauf sie ziemlich unverholen losgehen, so wie der so-

genannten „Strichbuben," welche zur Nachtszeit die Nachhausegehenden überfallen, ausrauben und nöthigenfalls auch todtstechen. Die Augsburger allgemeine Zeitung rühmte letzthin das Verdienst der österreichischen Polizei um die Ruhe Italiens, während sie den lasterhaften Uebermuth des gänzlich demoralisirten Wiener Pöbels nicht zu zügeln vermag. O bittere Ironie! Die revolutionären Banden in der Romagna werden durch die Thätigkeit österreichischer Agenten zu Paaren getrieben; wenn aber Unthaten im Umkreise der Stadtmauern sich ereignen, dann weiß die allwissende Polizei keine Auskunft, keinen Trost, keine Abhülfe.

Man könnte sagen, die übertriebene Polizeifurcht der Oesterreicher sei lächerlich und beurkunde eine tiefe Schwäche des Nationalcharakters. So ist es auch. Allein die raffinirte Kunst, womit sie in dem ursprünglich ehrlichen Charakter hervorgerufen und bisher unterhalten wurde, bezeichnen wir eben als die saubere Frucht des politischen Jesuitismus, und überlassen es unsern Lesern, sich die einzelnen Fäden des furchtbaren Netzes aus unseren Angaben herauszusuchen.

Damit jedoch die Hauptmerkmale der hiesigen Regierung sich zu einem interessanten Kleeblatt ergänzen, so gesellt sich zu dem Absolutismus und Jesuitismus obendrein noch der Formalismus. Diesen Unhold hat der Verfasser des Buches: „Oester-

reich und dessen Zukunft“ mit so treffenden Farben geschildert, daß wir nichts aus seiner Darstellung zu verbessern, nichts zu ergänzen finden. So wie er rund es heraussagt, so ist's. Ein schleppender, bandwurmartiger Geschäftsgang bemächtiget sich hier der öffentlichen Angelegenheiten; Tintenfässer werden ausgeschöpft und dicke Papierstöße verbraucht, bis eine Sache zur Entscheidung gebracht wird, die nicht selten der humoristische Eckensteher Nante eben so sinnreich erlediget haben würde.

Die Quelle des Formalismus ist übrigens die Unbekümmertheit der Beamten um das Wohl des Staates, des Publikums, und deren hauptsächliches Bemühen, sich selbst den Rücken zu decken, ohne Rücksicht auf das Objekt, welches sie behandeln. Also ist die Neigung der Stellen, sich die Geschäfte wechselseitig zuzuschieben, leicht zu erklären. Keine Stelle, kein Beamter der Stelle will die ganze Verantwortlichkeit auf seine Schultern laden. Gott verhüte, daß Jemand hieraus folgerte, als gebe es gar keine gewissenhafte Männer unter den österreichischen Beamten. Allein die Gewissenhaftesten sind von dem nun einmal herrschenden Standesgeiste durchdrungen und nur den Wenigsten ist es gegönnt, den Schwerpunkt ihres gesammten Wirkens in sich selbst zu bewahren.

Der mangelhafte Schulunterricht und die geringe sittliche Bildung, eine nothwendige Folge der fehlen-

den Uebung der männlichen Willenskraft, haben diesen Standesgeist erzeugt. Viele der Angestellten erheben sich zu keiner reineren Anschauung des Staates, als ob er lediglich eine Domaine des Kaisers wäre. Diese arbeiten seelenlos, wie ordinäre Wirthschaftsbeamte. Bei den Intelligenteren waltet ein pfiffig süßlicher Servilismus. Die meisten sind mechanische Köpfe, die in ihrem Leben so wenig über ihre politische als rein menschliche Bestimmung nachgedacht haben. Uebrigens wäre die Capacität der höheren Beamten immer noch eine erträgliche. Allein diese gleicht einem Haupt ohne Bauch und Beine, wenn nicht der Fleiß und die Redlichkeit der Subalternen das Uebrige hinzuthun. Leider ist es mit dieser Klasse wahrhaft erbärmlich bestellt. Vollkommene Indifferenz gegen das allgemeine Wohl — bedeutende Härte und Kälte im Verkehr mit dem Publikum — Bestechlichkeit — Kleinigkeitskrämerei — Plackereien nach Unten und unverschämtes Kriechen vor den Höheren und Vorgesetzten — häufiger Mangel an gesundem Menschenverstande und deutschem Stiele — das sind die nicht allzuseltenen Attribute eines Theiles der untergeordneten österreichischen Beamtenschaft.

Da sich nun sowohl die vollziehende als die gesetzgebende Staatsgewalt auf die Berichte ihrer Subalternen stützen muß, so ist leicht begreiflich, daß es unbeschadet mancher höher gestellten Intelligenz

im Staatshaushalte nicht erträglich gehen will. Wer bloß die Akten in dem einzelnen Falle revidiren wollte, der dürfte vielleicht finden, daß die Regierung nichts zu wünschen übrig lasse. Alles scheint wohlerwogen und berücksichtiget, jedes Hinderniß ausgeglichen, jeder mögliche Einwand im Voraus behoben. Und doch ist die ganze legislatorische Herrlichkeit oft nichts als ein leerer Traum, eine Täuschung mittelst schwarzer Buchstaben auf dem geduldigen Papier ausgeführt. Denn könnte man die schriftlichen Angaben mit der Wirklichkeit unbefangen und gründlich vergleichen, die seltsamsten Enttäuschungen würden zum Vorscheine kommen. Ein Berichterstatter sieht halb, der Andere falsch, der Dritte ist stockblind und der Vierte weiß sich mittelst einer geschickten Formwendung die Schwierigkeit einer ausführlichen Nachweisung vom Leibe zu halten. Zehn ehrliche und fleißige Männer — zwanzig Egoisten — hundert Faullenzer, welche dem Schlag der zweiten Nachmittagsstunde ungeduldig entgegeharren: so ist beiläufig das Verhältniß, in welchem die Subalternen gemischt zu sein pflegen. Die auf solche Weise bewerkstelligten Angaben, die Berichte der geheimen Polizei und eine spärliche, eigene Lebenserfahrung, bilden das dürftige Material, woraus die leitenden Staatsmänner ihre Gesetzesentwürfe drechseln, ganz abgesehen von dem Umstande, daß sie alle Einflüsse der abstrakten, politischen

Wissenschaft unwillig abweisen, wenn diese nur halbwegs liberal gefärbt sind.

Die österreichische Büreaukratie leidet an einem doppelten Uebel. Sie ist fürs Erste mit allen Schäden und Nachtheilen des Instituts im Allgemeinen behaftet; fürs Zweite ist sie aber auch ganz besonders schlecht organisirt. Ihre allgemeinen Mängel wollen wir nicht näher beleuchten; der aufgeklärte Theil der Zeitgenossen ist hierüber längst im Reinen, und was in dieser Beziehung gesagt werden kann, trifft Preußen, ganz Deutschland und das centralisirende Frankreich nicht weniger, als die österreichische Monarchie. Mancher Vaterlandsfreund seufzt hier im Stillen: „Gott! Wären wir nur erst so gut daran, wie die Preußen!“ Mancher Preuße singt, sagt und schreibt in die weite Welt hinaus: „Gott! Wie elend ists mit uns Preußen gegenwärtig bestellt.“ Beide Theile haben in ihrer Weise Recht. Der preußische Staat befindet sich unstreitig auf einer höheren Stufe der Civilisationsleiter. Der Preußeist der büreaukratischen Vormundschaft herzlich müde; die feurigsten Wünsche vieler Oesterreicher fliegen indeß nicht höher, als die Preußen in ihrem gedrückten Zustande gekommen sind. Indem ich die ganz unmaßgebliche Ansicht nähre, daß eben die Entartung der österreichischen Büreaukratie ihren Sturz beschleunigen und das weltgeschichtliche Gesetz der Mannigfaltigkeit in der Ent-

kleidet, mehr als Ehrenämter und läßt sich die Arbeit in keinem Falle zu sauer werden.

4) Mögen konservative Heuchler noch so beflissen sein, die Beamtenhierachie als ein vortreffliches, vom Athem legaler Selbstständigkeit belebtes Institut zu schildern, es wird ihnen nimmermehr glücken, die Welt zu überzeugen, daß nicht der von der höchsten Höhe der Gewalt ausströmende Geist diese Maschinerie nach Belieben lenke und treibe. Lächerliche Illusion, wenn man hin und wieder glauben machen will, die Hierarchie der Beamten könne oder wolle sich jemals zwischen die Wünsche des Volkes und den wohlwollenden Sinn eines Monarchen, als mächtiges, unüberwindliches Hinderniß stellen. Dies könnte nur einem unbegreiflich blöden Herrscher widerfahren; er müßte ignoriren, daß ihm das Recht und die Gewalt des absoluten Befehlens übertragen sei. Auf diesen Geist kommt denn Alles an. Ist er zufällig ein guter, milder und gerechter, so können die Angelegenheiten des Staats wohl bestellt sein. Ist es aber der Geist des Absolutismus und des Jesuitismus, so wird er der Maschine bloß jene Art der Bewegung, welche seinen unmenschfreundlichen Zwecken am meisten frommen mag, gestatten. Für den Pöbel aller Klassen mag es indeß als ein leidliches Beschwichtigungsmittel gelten, die Schuld so mancher Entscheidung auf die Behörden zu schieben, die im

Ganzen genommen daran so unschuldig sind, wie die bleiernen Kugeln in der Patrontasche eines gefährlichen Wildschützen.

5) Das Avancement erfolgt nur in seltenen Fällen als Lohn ausgezeichneter Dienstleistung. Bei untergeordneten Aemtern pflegt die Anciennetät zu entscheiden. Bei den höheren sogenannten Hofconceptsämtern spielt das Protektionswesen die Hauptrolle. Der Speichel dieses abscheulichen Unholds beleckt hier beinahe alle Carrieren. Wer aus dem Staube plebejischer Niedrigkeit auf der Jakobsleiter der Beamtengewalt in den offenen Himmel glänzender Versorgung emporklettern will: muß Kniffe und Künste anwenden, die ein ehrliches Gemüth unbeschreiblich anwidern. Er muß sich wie ein Regenwurm zu winden wissen und niemals die Geduld verlieren. Er muß sich herablassen, oft die erbärmlichste Figur von der Welt zu spielen, um die Gunst irgend eines einflußreichen Großen zu erflehen, muß Jahrelang antichambriren und jedenfalls die Gewandtheit eines Diplomaten mit der unverschämten, unerschütterlichen Geduld einer Judenseele zu vereinigen wissen. Die schmutzigsten Krümmungen dieses Lebens muß er durchwandern, bis es ihm gelingt, sein ersehntes Ziel, den Gipfel der büreaukratischen Verklärung, zu erklimmen. Sein administratives Glaubensbekenntniß darf nie fest abgeschlossen sein, sondern muß wie biegsames Wachs

sich von den Fingern des hohen Gönners beliebig kneten lassen. Der Lauf der Zeiten wechselt und bringt neue Namen, neue Gönner. Sollen diese allemal bei guter Laune erhalten werden, so muß man ihre Lieblingsneigungen und Leibschwächen, die oft grundverschieden sind, gleichmäßig schmeicheln. Man könnte bei dieser Gelegenheit nicht eine, sondern hunderterlei Geschichten erzählen, wie man in Oesterreich Präsident wird. Alle die Geschichten laufen jedoch auf Eins hinaus, auf die bedauerliche Verläugnung echter Manneswürde und einfacher Biederkeit.

6) An der Spitze der Behörden stehen meistentheils Aristokraten. Hin und wieder ergibt sich wohl eine glänzende Ausnahme. Allein man ist rasch bemüht, die Emporkömmlinge durch die Verleihung eines adeligen Titels ihres bürgerlichen Charakters zu entkleiden, so daß sich höchstens noch einige unadelige Vicepräsidenten in den Geschäften befinden. Diese Einrichtung hindert die Möglichkeit, daß jemals edler, geläuterter Bürgergeist das beseelende Princip einer Behörde werden mag, ganz abgesehen von dem höchst mißlichen Umstande, daß die mächtigen Präsidenten selbst größtentheils auf ihrer Angehörigen und Klienten vortheilhafte Versorgung bedacht sind, und schutzlose, aus niederen Sphären emporstrebende Talente

zu einem weit beschwerlicheren und langsameren Fortkommen verurtheilt bleiben.

7) Reiche und Vornehme treten oft als Honorärbeamte bei irgend einer Hofstelle in Dienst, werden rasch zu Concipisten und Hoffecretairen ernannt, weil sie vorläufig auf den damit verbundenen Gehalt Verzicht leisten und man ihrer socialen Stellung besondere Rücksichten schuldig zu sein glaubt, benutzen nicht selten irgend ein protektionsloses Talent zur Ausführung der ihnen zugewiesenen Arbeiten, und erreichen am schnellsten das Ziel einer Hofraths- oder Gubernialrathsstelle, worauf sie ganz natürlich keinen weiteren Anstand nehmen und die ansehnliche Besoldung wohlgemuth in ihre Tasche fallen lassen.

8) Die Geschäfte sind oft im Verhältnisse der hohen Stellung und Bestimmung der Behörde außerordentlich minutiös. Es ist nichts weniger als eine Uebertreibung, sondern die volle Wahrheit, wenn man behauptet, ein Drittheil der bei irgend einer Hofstelle vorkommenden Stücke beziehe sich auf die Regulirung und Unterhaltung des Beamtenmechanismus selbst. Anstellungen, Pensionsfälle, Unterstützungs-, Urlaubsgesuche u. d. gl. sind die am häufigsten auftauchenden Materien. An dem Beamteninstitut selbst wird ohne Ende hin und her gebessert. Dennoch existirt kein festes Reglement. Eine Verordnung jagt die andere und das Ende vom Liede ist eine totale

Dunkelheit, deren Durchdringung nur etlichen Eingeweihten und leidenschaftlichen Aktenfressern möglich ist.

9) Die Stellen werden sammt und sonders auf den Vortrag der Unterbehörden vergeben. Wie ungleich anregender und vortheilhafter wäre nicht die Einrichtung einer strengen Konkursprüfung durch unbefangene Mittelspersonen. In diesem Falle wäre es so Manchem, der jetzt durch die Laune oder Ungunst seines Chefs zurückgesetzt ist, leicht möglich, sich die schmerzlich vermißte Geltung zu verschaffen. Bei jeder vakanten Stelle sollte eine solche Prüfung der Fähigkeiten unter der Aufsicht des Departementschefs vorgenommen werden. Hat dieser gegründete Einwendungen in Bezug auf die Sittlichkeit oder den ausdauernden Fleiß der Competenten zu machen, so mögen dieselben gleichfalls von der Commission beurtheilt, und in ihrem Gutachten nach Gebühr berücksichtigt werden. Eine Ausnahme könnte immerhin bei den höchsten Staatsämtern Platz greifen, da diese in Folge des unmittelbaren Vertrauens der herrschenden Person vergeben werden, und ihre Inhaber mindestens hinreichende Gelegenheit hatten, sich als vielerprobte Männer zu bewähren. Sollte Jemand hiergegen einwenden, diese Methode der Ernennungen sei zu schülerhaft: so erinnere man sich gefälligst, daß die akademischen Lehrerstellen gleichfalls auf diese Weise vergeben werden, und deren ernste

Wichtigkeit wohl außer Frage steht. Jetzt fügt es sich gar oft, daß Bittgesuche bei der zur Abfassung des Vorschlages kompetenten Stelle einlaufen, welchen eine kurze und meist inhaltlose Empfehlung derjenigen Stelle, bei welcher sich der Petent befindet, angeschlossen ist. Eine positive Angabe, welche einigen Anhaltspunkt gewährt, ist höchstens die Zahl der Dienstjahre; alles Uebrige ist verschwimmende, nichtssagende Allgemeinheit. Der empfehlende Chef ist oft dem Wirkungskreise, in welchem sein Untergeordneter eintreten will, gänzlich fremd; seine Empfehlung kann daher bei dem Chef der vorschlagenden Stelle so gut wie keine Wirkung üben. Der Candidat wird daher meistens übergangen und muß sich darauf beschränken, nach der Reihe in dem einmal betretenen Geleise vorzurücken. Sind ihm seine Vorgesetzten gewogen, so mag es ihm noch leidlich ergehen. Findet jedoch das Gegentheil statt, so wird er vergeblich irgend eine Gelegenheit erspähen, um einen Beweis seiner höhern Verwendbarkeit abzulegen. Man sage nicht, die Rechtlichkeit und die Menschenfreundlichkeit der Chefs werde diesen Nachtheil schon gehörig ausgleichen. Wo Schwächen und Launen in's Spiel kommen, da irrt oft der Gewissenhafteste und fehlt wider wissen. Das Urtheil über Glück und Fortkommen eines Menschen sollte nie zu sehr von der Willkühr einzelner, durch die tägliche, persönliche Be-

rührung sich besonders leicht zur Partheilichkeit hinneigender Individuen abhängen. Man dürfte auch diese Behauptung nicht gelten lassen, und dagegen einwenden, die Verfassung der Stellen sei ja durchgehends kollegialisch, so daß die Ansicht des Chefs keineswegs eine ausschlaggebende sei, sondern die übrigen Räthe mitwirkten, ein festes Urtheil zu schöpfen. Das mag indeß von allgemeinen Objekten wohl gelten, wo die Beurtheilung aus rationellen Gesichtspunkten auch dem minder Unterrichteten möglich ist. Allein bei der Besetzung einer Stelle gibt der betreffende Referent bloß zu verstehen, daß er seine Leute am besten kennen müsse, und jeder fernere Einwand ist abgeschnitten. Man mag diesen Gegenstand von irgend einer Seite beleuchten, allemal steht fest, daß die Prüfung der Fähigkeit der Candidaten für eine bestimmte Stelle prekär und vernachlässigt ist. Das System der Konkurse wäre dafür ein vortreffliches Abhülfsmittel. Die Schwierigkeit, alle Candidaten an einem Prüfungsorte zu versammeln, ließe sich heben, indem man die Konkurse an verschiedenen Orten abhielte, und getreue, so viel wie möglich authentische Referate an die Oberbehörde zur definitiven Entscheidung absendete.

10) Bei den subalternen Aemtern ist das Bestechungswesen leider! in solchen Grade eingerottet, daß die gänzliche Beseitigung desselben beinahe zu den Unmöglichkeiten gehört, um so mehr, als der bestechende

Theil nicht weniger hart als der bestochene abgestraft wird, wodurch Beide Alles aufbieten, die stattgehabte Corruption mit dem Mantel des tiefsten Geheimnisses zu bedecken. Die Chargen der Polizei lieben es sehr, mit ihrer Macht zu paradieren; ihre Protektion erstreckt sich für Geld, gute Worte und körperliche Dienste meistens auf liederliche Dirnen, welche von der Behörde aufgehoben und korrectionell abgestraft werden sollen. Sie warnen dieselben zur rechten Zeit, und so wird meistens das leere Nest ergriffen, wenn die losen Vögel längst ausgeflogen sind. Am unbedingtesten und schamlosesten grassirt jedoch diese Bestechungslust bei den Kameralbeamten aller Art. Bei diesen handelt sich's um Geld, um die Betreibung schwerer Steuerpflichten. Nichts natürlicher, als daß sie bei der Kargheit ihres Gehalts so oft wie möglich ein Auge zudrücken, und Weiß für Schwarz anzusehen geneigt sind. Es ist unglaublich, welchen Belästigungen die Gewerbtreibenden durch die Beaufsichtigung der Kameralbehörden ausgesetzt sind. Fast ein jeder Geschäftsmann, selbst der ehrlichste und gewissenhafteste, befindet sich in der höchst fatalen Lage, sein gesammtes Geschäft den spionirenden Augen der Finanzwachbeamten preisgeben zu müssen. Der Bierbrauer, der Branntweinbrenner, der Weinhändler, der Fleischhauer, der Milchverkäufer u. s. w. sind in ihrem Geschäftsbetriebe durch die unglückseligste aller Steuern,

die Konsumtionssteuer, mächtig behindert, und nicht selten zu Defraudationen gezwungen, um neben ihren Collegen, die ein weites Gewissen haben, bestehen zu können. Während der Schmuggel größtentheils blos die Grenzbewohner in Anspruch nimmt und die Sphäre der von ihm bewirkten Corruption daher so ziemlich eingeschränkt ist: dehnt sich die Konsumtionssteuer über das gesammte Terrain der Monarchie unbegränzt aus, und untergräbt die sittlichen Wurzeln des Volkscharakters mit unermeßlicher Kraft. Es wird ein Lug- und Trugsystem im großartigsten Maßstabe organisirt, wobei die Beamten zum größten Theile hintergangen werden, zum Theile sich geflissentlich ein X für ein U vormachen lassen. Würde die Konsumtionssteuer mit voller Strenge und Gewissenhaftigkeit erhoben, sie müßte zum Mindesten das Doppelte, nämlich statt 19 Millionen 38 abwerfen. Aber auch an der jetzigen Ziffer klebt der Fluch des wohlmeinenden Vaterlandsfreundes, nicht sowohl wegen des Betrages, den der Staat in seinen jetzigen Verhältnissen, sofern nämlich eine wohlfeile, liberale Regierungsform nicht bald eingeführt wird, dringend benöthiget, sondern weil die Schererei und Plackerei, die Mißhandlung der Geschäftsleute durch rohe Beamte und das demoralisirende Trugsystem einen höchst gefährlichen Gipfelpunkt erreicht haben. Es dürfte die Zeit nicht allzuferne sein, wo man endlich einsehen wird, daß

Monopole, ungeachtet aller gegen ihren Bestand erhobenen Einwürfe, im Ganzen dennoch erträglicher sind, als die Accisen, welche die Freiheit des Geschäftsverkehrs wesentlich hindern, zum Betrug vielfach reizen und allemal das bittere Gefühl tyrannischen Zwanges hervorrufen. Das Salzmonopol wirft jährlich ungefähr $19^1/_2$ Millionen Gulden Nettogewinn ab, und dennoch ist der Preis des Salzes pr. Pfund 4 bis 5 Kr. C.-M. kaum ein fühlbarer. Angenommen, der Preis dieses unentbehrlichen Lebensbedürfnisses würde gesteigert, so könnte man, ohne an der Maschinerie des Staates zu rütteln, die unerträgliche Accise ganz bequem aus dem Wege räumen. Die Erzeugung des Salzes auf unerlaubten Wegen ist leicht zu hindern, und der Schmuggel würde sich in keinem Falle so lukrativ wie beim Tabak gestalten. Die Erhöhung des Preises auf 12 oder 13 Kr. C.-M. pr. 1 Pfund Salz würde von allen Klassen der Bevölkerung gegen Nachlaß oder Aufhebung der Accise als eine außerordentliche Wohlthat begrüßt werden. Was steht im Wege, diese Aenderung einzuführen? Der Verbrauch des Salzes zur Produktion ist nicht so erheblich, daß man deshalb eine Preissteigerung vieler Artikel befürchten müßte. Die Analogie mit den Salzpreisen innerhalb des deutschen Zollvereins? So lange Oesterreich nicht einen Punkt erreicht, auf welchem sein Anschluß sich als ein gebieterisches Bedürfniß, als ein

unläugbarer Vortheil für Deutschland darstellt, wird er schwerlich zu Stande kommen. Man wirke vorerst nur recht defensiv; der extensive Gewinn wird sodann leicht von selbst nachkommen Der Leser wird diese Abweichung von dem ursprünglichen Thema nachsichtsvoll aufnehmen.

Wir sind mit den speciellen Vorwürfen, welche wir der österreichischen Beamtenschaft im Interesse der Wahrheit nicht verhehlen mochten, zu Ende. Sie sind gewichtig, niederschmetternd, aber nur zu sehr gegründet, und vergeblich dürften die konservativen Speichellecker ihre beschönigenden, saubern Redensarten dagegen aufmarschiren lassen. Mit etlichen allgemeinen Floskeln und einigen Kraftausbrüchen schamloser Grobheit glauben die Guten Alles niederzuschmettern. Möge ihre Buhlin, die Augsburgerin, welche ja längst den guten Ruf politischer Jungfrauschaft einbüßte, noch so bereitwillig ihre Spalten öffnen, um ihre abgeschmackten, alles gesunden Menschenverstands, aller Ehrliebe baaren Repliken in die weite Welt zu schleudern, mögen sie dies Werk mit Füßen treten, und sich darüber in einer Sprache äußern, welche die unparteiische deutsche Censur lediglich den Konservativen gestattet, als ob sie ironischerweise für den guten Anstand auf Seite des Liberalen absonderlich beflissen wäre, oder mögen sie es mit verächtlicher wegwerfender Miene ignoriren, den Verfasser bös-

willig, unwissend, ungenau schelten; der unbefangene Leser wird sich eine mildere Kritik, als sie deutsche Zeitungen zu liefern im Stande sind, selbst bilden und vielleicht bei mancher Stelle dieses Buchs dem Verfasser im Geiste die Hand drücken.

---

unläugbarer Vortheil für Deutschland darstellt, wird er schwerlich zu Stande kommen. Man wirke vorerst nur recht defensiv; der extensive Gewinn wird sodann leicht von selbst nachkommen Der Leser wird diese Abweichung von dem ursprünglichen Thema nachsichtsvoll aufnehmen.

Wir sind mit den speciellen Vorwürfen, welche wir der österreichischen Beamtenschaft im Interesse der Wahrheit nicht verhehlen mochten, zu Ende. Sie sind gewichtig, niederschmetternd, aber nur zu sehr gegründet, und vergeblich dürften die konservativen Speichellecker ihre beschönigenden, saubern Redensarten dagegen aufmarschiren lassen. Mit etlichen allgemeinen Floskeln und einigen Kraftausbrüchen schamloser Grobheit glauben die Guten Alles niederzuschmettern. Möge ihre Buhlin, die Augsburgerin, welche ja längst den guten Ruf politischer Jungfrauschaft einbüßte, noch so bereitwillig ihre Spalten öffnen, um ihre abgeschmackten, alles gesunden Menschenverstands, aller Ehrliebe baaren Repliken in die weite Welt zu schleudern, mögen sie dies Werk mit Füßen treten, und sich darüber in einer Sprache äußern, welche die unparteiische deutsche Censur lediglich den Konservativen gestattet, als ob sie ironischerweise für den guten Anstand auf Seite des Liberalen absonderlich beflissen wäre, oder mögen sie es mit verächtlicher wegwerfender Miene ignoriren, den Verfasser bös-

willig, unwissend, ungenau schelten; der unbefangene Leser wird sich eine mildere Kritik, als sie deutsche Zeitungen zu liefern im Stande sind, selbst bilden und vielleicht bei mancher Stelle dieses Buchs dem Verfasser im Geiste die Hand drücken.

Zehnter Brief.

Die Mysterien von Wien.

Die Extreme berühren sich — Vom Höchsten bis zum Niedrigsten gilt's bloß einen Sprung. Wir haben im vorhergehenden Briefe die politischem Somnitäten der Monarchie Revue passiren lassen. Wir springen nun plötzlich wieder zur niedrigsten Schichte der hiesigen Gesellschaft, und wollen den Beweis liefern, daß auch Wien im Genre der Sueschen Mysterien artige Leistungen aufzuweisen vermag.

Die Hefe der hiesigen Gesellschaft ist bodenlos entartet und schlecht. Dieser Ausdruck ist nicht zu lieblos; er ist leider! vollkommen der Wahrheit gemäß.

Die Tabellen des Criminalgerichts würden, im Falle man sich herbeiließe dieselben zu veröffentlichen, unwiderleglich darthun, daß die Verbrechen hier in beunruhigender Progression wachsen. Es ist in letzter Zeit so weit gekommen, daß Diebe nur noch mit

drei- bis achttägiger Einsperrung abgefertigt werden, um ihren Nachfolgern schnell Platz zu machen. Einige Menschenfreunde beschäftigen sich mit dem Plane, nach dem Muster der Kleinkinderbewahranstalten ein Institut zur vorläufigen Unterkunft solcher Deliquenten, welche ihre Strafzeit überstanden haben, zu errichten. Der Plan ist erfolglos geblieben. Mangel an Fonds kann unmöglich die Ursache sein; denn gleichzeitig wurde der Bau von fünf neuen Kirchen im Umkreise der Stadt Wien beschlossen.

In Schottenfeld, einer ziemlich entlegenen Vorstadt, trieb eine förmlich organisirte Räuberbande lange Zeit ungehindert ihr Wesen. Mindestens war es nicht möglich, ihr auf die Spur zu kommen. Es kam so weit, daß der Grundwächter im Namen der Obrigkeit von Haus zu Hause gehen und die Eigenthümer ersuchen mußte, hübsch daheim zu bleiben, um nicht die Aufmerksamkeit der diebischen Unholde auf das leer stehende Haus zu lenken.

Es hat sich ferner unter dem jüngern Theile des Residenzpöbels eine förmliche Korporation gebildet, deren Anzahl bereits einige Hunderte beträgt. Man nennt die Mitglieder derselben **Strichbuben**, **Hackerbuben**, auch **Strabanzer**, **laute Geister**

u. dergl. Sie haben sich sogar eine Art eigenthümlicher Kostümirung beigelegt. Glatte, mit Fett und Zuckerwasser steifgemachte Haare, zwei mächtige Locken an jeder Schläfe, eine auffallend gestreifte Cravatte, im Winter ein Pelzchen, im Sommer eine zeugene Jacke, zuweilen auch ein blauleinewandenes Vortuch, jederzeit eine Kappe mit keck aufgebogenem Schirme, das ist die äußere Hülle dieser schamlosen Bursche, deren Geschäft darin besteht, zur Nachtzeit mit den verworfensten Weibsbildern umherzustreifen, und ihnen als Schildknappen für alle Fälle zu dienen, während sie den lichten Tag in irgend einem versteckten Schlupfwinkel verschlafen. Daß sie außerdem bei allen erdenklichen Nichtswürdigkeiten und schlechten Streichen sich betheiligen, versteht sich von selbst.

Acht- bis neunjährige Jungen qualificiren sich vorerst als sogenannte Zieherbuben. Sie beschäftigen sich damit, im Gedränge, an öffentlichen Orten, auch wohl im bloßen Vorbeigehen den Leuten Schnupftücher, Dosen, ja selbst Uhren und Brieftaschen zu entwenden. Sie treiben dies saubere Handwerk mit solcher Methode, und scheinen so gründlichen Unterricht erhalten zu haben, als wären sie bei dem Juden Fagin, welchen Boz in seinem Oliver Twist so außerordentlich meisterhaft schildert, zur Schule gegangen.

Wenn der Abend dunkelt, so sind sämmtliche Alleen des Glacis, die Ufer des schmutzigen, trüben Wienflusses, der Prater, die Brigittenau, der Strand der Donau, der Stadtgraben und die abgelegenen Winkel der Vorstädte mit diesem Ungeziefer förmlich bedeckt; ihnen folgen die Schwärme der gemeinsten Hetären, welche oft nur die Vorübergehenden locken, um sie dann von einer Bande Strichbuben ausplündern zu lassen.

Man glaube nicht, daß die Polizei sich im Auffangen dieses Gesindels unthätig zeigt. Maner Zug bringt oft dreißig bis vierzig solcher Fische auf einmal in's Netz. Allein nach kurzer Strafe werden sie ungebessert wieder entlassen, und beginnen ihren scheußlichen Lebenswandel von Neuem. Das Uebel ist zu tief eingerottet. Die Palliativmaßregeln der Behörde dienen höchstens dazu, den Skandal zu bemänteln und zu verhüten, daß er nicht gar so augenscheinlich und keck sich äußere.

Jenes unerhörte Verbrechen, welches vor einigen Monaten hier ruchbar wurde und in ganz Deutschland widerhallte — die Zerstückelung eines Frauenzimmers und die Verstreuung der Gliedmaßen auf öffentlicher Straße — blieb zwar, ungeachtet aller

Mühe, unenthüllt; allein sämmtliche Merkmale deuten dahin, daß es von Individuen dieser Klasse verübt worden.

Die Schlupfwinkel dieser Menschen sind entlegene Wirthshäuser, wo sie bei düsterem Kerzenscheine zusammensitzen und Rath halten. Liederliche Weibsbilder sind rings umher bunt gruppirt. Ihr Lieblingsinstrument ist die Cither; allein nur selten ertönt die Melodie eines Walzers. Man hört fast immer die sogenannten „Tanz," kecke, schrillende, ausgelassene Klänge, wobei die Bursche mit oligatem Wiehern und Händeklatschen akkompagniren. Wenn die Straßen bereits öde und stumm geworden, und die Laternen schon zu erlöschen anfangen, vernimmt man das Echo dieser Bachanalien weit und breit. Von Zeit zu Zeit wird eine solche Kneipe gespengt. Allein flugs öffnet ein spekulativer Wirth ein neues, geeignetes Lokal, und die versprengte Gesellschaft findet sich schnell wieder zusammen. Diese Schenken führen die abgeschmacktesten Namen: zum gläsernen Stiefel, zum Berg Tabor u. d. gl. In neuester Zeit sollen die Surrogatkaffeekneipen besonders in Flor gekommen sein. Der Kaffee „zum Tintenstöpsel" wirkt vorzüglich anziehend, und man versammelt sich dort nach den Strapazen der Nacht, um Operationspläne für den nächstfolgenden Tag zu machen.

Im Neulerchenfeld befinden sich funfzehn bis zwanzig solcher Lokalitäten, und es dürfte der angestrengtesten Thätigkeit der Polizeibehörde kaum gelingen, dieses Terrain ganz von dem häßlichen Unrathe zu säubern.

Der Wiener Dialekt ist nicht ohne den Anklang einer gewissen jovialen Gemüthlichkeit. Allein im Munde dieser Menschen verliert er diese Eigenschaft, und hegt einen unbeschreiblichen Ausdruck der Rohheit und der thierischen Lasterhaftigkeit.

Woher diese bösen, befremdlichen Erscheinungen im Schoße einer Stadt, wo die frommen Jünger Loyolas thätig sind, und ihre wärmsten Anhänger gerade ans der Masse des gemeinen Volks rekrutiren?

Die ausschließliche Quelle derselben ist die Genußsucht, diese Wiener Universalsünde. In der rohesten Klasse der Gesellschaft nimmt sie auch die gröbste, widerwärtigste Form an. Die Freude am Nichtsthun, am lustigen, ungebundenen Leben, die Scheu vor jeder ernsten, angreifenden Beschäftigung, die Mangelhaftigkeit des öffentlichen Volksunterrichts, der sowohl in Religion als positivem Wissen nur Formalistisches und deshalb Unfruchtbares der jungen

Generation einimpft, der Abgang eines jeden veredelnden Einflusses von Oben, das Beispiel der übrigen Stände, die ihr Thun und Lassen bloß mit der Hülle des Anstandes bedecken, sonst jedoch dem Grundsatze des Vergnügens unbedingt und ausschließlich huldigen: all dies zusammengenommen erzeugt jene Depravation des niedern Volks, welche sich in täglich zunehmenden Kreisen verbreitet.

Die Lasterhaften Englands, Frankreichs, Italiens sind in der Regel bösartiger, verstockter, unverbesserlicher, als die hiesigen; allein es fehlt ihnen jenes Element roher, sinnlicher Lustigkeit, welches hier im Wesen der gemeinen Bevölkerung vorherrscht, und als entscheidender Bestimmungsgrund ihrer außerordentlichen Entartung gelten muß.

Hiegegen scheint es bloß ein zweckdienliches Mittel zu geben, welches wir schon früher mehrfach empfohlen haben und fortwährend zu empfehlen nicht ermüden wollen.

Dieses Mittel besteht in der Entfesselung des Geistes, der jetzt gebunden, kraftlos darniederschmachtet, während die Sinnlichkeit auf seine Kosten sich bläht und ihr unheilvolles Netz immer weiter ausdehnt.

Man gebe den gemeinen Ständen vor Allem eine bessere Erziehung; man unterrichte die Individuen nicht bloß im Lesen, Schreiben, Rechnen, als ob mit diesen mechanischen Fertigkeiten der Kreis des Wissens, welcher ihnen offen stehen soll, abgeschlossen wäre. Die höheren Stände sollten durch Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit ein besseres, nachahmungswürdiges Beispiel geben. Die Geistlichkeit sollte ihren Einfluß geltend machen, um die Gemüther zu veredeln, statt die Köpfe zu verwirren und zu verfinstern. Für brodlose Arbeiter müßten Unterkunftsanstalten errichtet, die Gefängnisse nach dem Besserungssysteme eingerichtet werden u. dgl. m. Mit kurzen Worten, freisinnige Institutionen müßten in's Leben treten und ihre erhebende, bildende Rückwirkung würde sich auch in den untergeordnetesten Sphären des Volkslebens geltend machen.

Der französische Socialismus, der britische Chartismus, die deutsche Kannegießerei mögen von den Konservativen noch so arg geschmäht werden. Das Verdienst dieser Bestrebungen, die gemeinen Stände von groben, sinnlichen Excessen und thierischer Lasterhaftigkeit abzuhalten und ihnen ein ernstes, anziehendes Ziel vor Augen aufzustecken, bleibt allemal unleugbar. Auch die verwahrloseste Menschennatur

ist nicht ohne geistige Sehnsucht. Wird diese miskannt und unterdrückt, dann erst sinkt das Individuum unter jene Linie, welche die Menschheit vom Reich der Thiere trennt.

Anhang.

die Konsumtionssteuer, mächtig behindert, und nicht selten zu Defraudationen gezwungen, um neben ihren Collegen, die ein weites Gewissen haben, bestehen zu können. Während der Schmuggel größtentheils blos die Grenzbewohner in Anspruch nimmt und die Sphäre der von ihm bewirkten Corruption daher so ziemlich eingeschränkt ist: dehnt sich die Konsumtionssteuer über das gesammte Terrain der Monarchie unbegränzt aus, und untergräbt die sittlichen Wurzeln des Volkscharakters mit unermeßlicher Kraft. Es wird ein Lug- und Trugsystem im großartigsten Maßstabe organisirt, wobei die Beamten zum größten Theile hintergangen werden, zum Theile sich geflissentlich ein X für ein U vormachen lassen. Würde die Konsumtionssteuer mit voller Strenge und Gewissenhaftigkeit erhoben, sie müßte zum Mindesten das Doppelte, nämlich statt 19 Millionen 38 abwerfen. Aber auch an der jetzigen Ziffer klebt der Fluch des wohlmeinenden Vaterlandsfreundes, nicht sowohl wegen des Betrages, den der Staat in seinen jetzigen Verhältnissen, sofern nämlich eine wohlfeile, liberale Regierungsform nicht bald eingeführt wird, dringend benöthiget, sondern weil die Schererei und Plackerei, die Mißhandlung der Geschäftsleute durch rohe Beamte und das demoralisirende Trugsystem einen höchst gefährlichen Gipfelpunkt erreicht haben. Es dürfte die Zeit nicht allzuferne sein, wo man endlich einsehen wird, daß

Monopole, ungeachtet aller gegen ihren Bestand erhobenen Einwürfe, im Ganzen dennoch erträglicher sind, als die Accisen, welche die Freiheit des Geschäftsverkehrs wesentlich hindern, zum Betrug vielfach reizen und allemal das bittere Gefühl tyrannischen Zwanges hervorrufen. Das Salzmonopol wirft jährlich ungefähr 19½ Millionen Gulden Nettogewinn ab, und dennoch ist der Preis des Salzes pr. Pfund 4 bis 5 Kr. C.-M. kaum ein fühlbarer. Angenommen, der Preis dieses unentbehrlichen Lebensbedürfnisses würde gesteigert, so könnte man, ohne an der Maschinerie des Staates zu rütteln, die unerträgliche Accise ganz bequem aus dem Wege räumen. Die Erzeugung des Salzes auf unerlaubten Wegen ist leicht zu hindern, und der Schmuggel würde sich in keinem Falle so lukrativ wie beim Tabak gestalten. Die Erhöhung des Preises auf 12 oder 13 Kr. C.-M. pr. 1 Pfund Salz würde von allen Klassen der Bevölkerung gegen Nachlaß oder Aufhebung der Accise als eine außerordentliche Wohlthat begrüßt werden. Was steht im Wege, diese Aenderung einzuführen? Der Verbrauch des Salzes zur Produktion ist nicht so erheblich, daß man deshalb eine Preissteigerung vieler Artikel befürchten müßte. Die Analogie mit den Salzpreisen innerhalb des deutschen Zollvereins? So lange Oesterreich nicht einen Punkt erreicht, auf welchem sein Anschluß sich als ein gebieterisches Bedürfniß, als ein

unläugbarer Vortheil für Deutschland darstellt, wird er schwerlich zu Stande kommen. Man wirke vorerst nur recht defensiv; der extensive Gewinn wird sodann leicht von selbst nachkommen Der Leser wird diese Abweichung von dem ursprünglichen Thema nachsichtsvoll aufnehmen.

Wir sind mit den speciellen Vorwürfen, welche wir der österreichischen Beamtenschaft im Interesse der Wahrheit nicht verhehlen mochten, zu Ende. Sie sind gewichtig, niederschmetternd, aber nur zu sehr gegründet, und vergeblich dürften die konservativen Speichellecker ihre beschönigenden, saubern Redensarten dagegen aufmarschiren lassen. Mit etlichen allgemeinen Floskeln und einigen Kraftausbrüchen schamloser Grobheit glauben die Guten Alles niederzuschmettern. Möge ihre Buhlin, die Augsburgerin, welche ja längst den guten Ruf politischer Jungfrauschaft einbüßte, noch so bereitwillig ihre Spalten öffnen, um ihre abgeschmackten, alles gesunden Menschenverstands, aller Ehrliebe baaren Repliken in die weite Welt zu schleudern, mögen sie dies Werk mit Füßen treten, und sich darüber in einer Sprache äußern, welche die unparteiische deutsche Censur lediglich den Konservativen gestattet, als ob sie ironischerweise für den guten Anstand auf Seite des Liberalen absonderlich beflissen wäre, oder mögen sie es mit verächtlicher wegwerfender Miene ignoriren, den Verfasser bös-

willig, unwissend, ungenau schelten; der unbefangene Leser wird sich eine mildere Kritik, als sie deutsche Zeitungen zu liefern im Stande sind, selbst bilden und vielleicht bei mancher Stelle dieses Buchs dem Verfasser im Geiste die Hand drücken.

Zehnter Brief.

Die Mysterien von Wien.

Die Extreme berühren sich — Vom Höchsten bis zum Niedrigsten gilt's bloß einen Sprung. Wir haben im vorhergehenden Briefe die politischem Sommitäten der Monarchie Revue passiren lassen. Wir springen nun plötzlich wieder zur niedrigsten Schichte der hiesigen Gesellschaft, und wollen den Beweis liefern, daß auch Wien im Genre der Sueschen Mysterien artige Leistungen aufzuweisen vermag.

Die Hefe der hiesigen Gesellschaft ist bodenlos entartet und schlecht. Dieser Ausdruck ist nicht zu lieblos; er ist leider! vollkommen der Wahrheit gemäß.

Die Tabellen des Criminalgerichts würden, im Falle man sich herbeiließe dieselben zu veröffentlichen, unwiderleglich darthun, daß die Verbrechen hier in beunruhigender Progression wachsen. Es ist in letzter Zeit so weit gekommen, daß Diebe nur noch mit

drei- bis achttägiger Einsperrung abgefertigt werden, um ihren Nachfolgern schnell Platz zu machen. Einige Menschenfreunde beschäftigen sich mit dem Plane, nach dem Muster der Kleinkinderbewahranstalten ein Institut zur vorläufigen Unterkunft solcher Deliquenten, welche ihre Strafzeit überstanden haben, zu errichten. Der Plan ist erfolglos geblieben. Mangel an Fonds kann unmöglich die Ursache sein; denn gleichzeitig wurde der Bau von fünf neuen Kirchen im Umkreise der Stadt Wien beschlossen.

In Schottenfeld, einer ziemlich entlegenen Vorstadt, trieb eine förmlich organisirte Räuberbande lange Zeit ungehindert ihr Wesen. Mindestens war es nicht möglich, ihr auf die Spur zu kommen. Es kam so weit, daß der Grundwächter im Namen der Obrigkeit von Haus zu Hause gehen und die Eigenthümer ersuchen mußte, hübsch daheim zu bleiben, um nicht die Aufmerksamkeit der diebischen Unholde auf das leer stehende Haus zu lenken.

Es hat sich ferner unter dem jüngern Theile des Residenzpöbels eine förmliche Korporation gebildet, deren Anzahl bereits einige Hunderte beträgt. Man nennt die Mitglieder derselben Strichbuben, Hackerbuben, auch Strabanzer, laute Geister

kleidet, mehr als Ehrenämter und läßt sich die Arbeit in keinem Falle zu sauer werden.

4) Mögen konservative Heuchler noch so beflissen sein, die Beamtenhierachie als ein vortreffliches, vom Athem legaler Selbstständigkeit belebtes Institut zu schildern, es wird ihnen nimmermehr glücken, die Welt zu überzeugen, daß nicht der von der höchsten Höhe der Gewalt ausströmende Geist diese Maschinerie nach Belieben lenke und treibe. Lächerliche Illusion, wenn man hin und wieder glauben machen will, die Hierarchie der Beamten könne oder wolle sich jemals zwischen die Wünsche des Volkes und den wohlwollenden Sinn eines Monarchen, als mächtiges, unüberwindliches Hinderniß stellen. Dies könnte nur einem unbegreiflich blöden Herrscher widerfahren; er müßte ignoriren, daß ihm das Recht und die Gewalt des absoluten Befehlens übertragen sei. Auf diesen Geist kommt denn Alles an. Ist er zufällig ein guter, milder und gerechter, so können die Angelegenheiten des Staats wohl bestellt sein. Ist es aber der Geist des Absolutismus und des Jesuitismus, so wird er der Maschine bloß jene Art der Bewegung, welche seinen unmenschfreundlichen Zwecken am meisten frommen mag, gestatten. Für den Pöbel aller Klassen mag es indeß als ein leidliches Beschwichtigungsmittel gelten, die Schuld so mancher Entscheidung auf die Behörden zu schieben, die im

Ganzen genommen daran so unschuldig sind, wie die bleiernen Kugeln in der Patrontasche eines gefährlichen Wildschützen.

5) Das Avancement erfolgt nur in seltenen Fällen als Lohn ausgezeichneter Dienstleistung. Bei untergeordneten Aemtern pflegt die Anciennetät zu entscheiden. Bei den höheren sogenannten Hofconceptsämtern spielt das Protektionswesen die Hauptrolle. Der Speichel dieses abscheulichen Unholds beleckt hier beinahe alle Carrieren. Wer aus dem Staube plebejischer Niedrigkeit auf der Jakobsleiter der Beamtengewalt in den offenen Himmel glänzender Versorgung emporklettern will: muß Kniffe und Künste anwenden, die ein ehrliches Gemüth unbeschreiblich anwidern. Er muß sich wie ein Regenwurm zu winden wissen und niemals die Geduld verlieren. Er muß sich herablassen, oft die erbärmlichste Figur von der Welt zu spielen, um die Gunst irgend eines einflußreichen Großen zu erflehen, muß Jahrelang antichambriren und jedenfalls die Gewandtheit eines Diplomaten mit der unverschämten, unerschütterlichen Geduld einer Judenseele zu vereinigen wissen. Die schmutzigsten Krümmungen dieses Lebens muß er durchwandern, bis es ihm gelingt, sein ersehntes Ziel, den Gipfel der büreaukratischen Verklärung, zu erklimmen. Sein administratives Glaubensbekenntniß darf nie fest abgeschlossen sein, sondern muß wie biegsames Wachs

sich von den Fingern des hohen Gönners beliebig kneten lassen. Der Lauf der Zeiten wechselt und bringt neue Namen, neue Gönner. Sollen diese allemal bei guter Laune erhalten werden, so muß man ihre Lieblingsneigungen und Leibschwächen, die oft grundverschieden sind, gleichmäßig schmeicheln. Man könnte bei dieser Gelegenheit nicht eine, sondern hunderterlei Geschichten erzählen, wie man in Oesterreich Präsident wird. Alle die Geschichten laufen jedoch auf Eins hinaus, auf die bedauerliche Verläugnung echter Manneswürde und einfacher Biederkeit.

6) An der Spitze der Behörden stehen meistentheils Aristokraten. Hin und wieder ergibt sich wohl eine glänzende Ausnahme. Allein man ist rasch bemüht, die Emporkömmlinge durch die Verleihung eines adeligen Titels ihres bürgerlichen Charakters zu entkleiden, so daß sich höchstens noch einige unadelige Vicepräsidenten in den Geschäften befinden. Diese Einrichtung hindert die Möglichkeit, daß jemals edler, geläuterter Bürgergeist das beseelende Princip einer Behörde werden mag, ganz abgesehen von dem höchst mißlichen Umstande, daß die mächtigen Präsidenten selbst größtentheils auf ihrer Angehörigen und Klienten vortheilhafte Versorgung bedacht sind, und schutzlose, aus niederen Sphären emporstrebende Talente

zu einem weit beschwerlicheren und langsameren Fortkommen verurtheilt bleiben.

7) Reiche und Vornehme treten oft als Honorärbeamte bei irgend einer Hofstelle in Dienst, werden rasch zu Concipisten und Hoffecretairen ernannt, weil sie vorläufig auf den damit verbundenen Gehalt Verzicht leisten und man ihrer socialen Stellung besondere Rücksichten schuldig zu sein glaubt, benutzen nicht selten irgend ein protektionsloses Talent zur Ausführung der ihnen zugewiesenen Arbeiten, und erreichen am schnellsten das Ziel einer Hofraths- oder Gubernialrathsstelle, worauf sie ganz natürlich keinen weiteren Anstand nehmen und die ansehnliche Besoldung wohlgemuth in ihre Tasche fallen lassen.

8) Die Geschäfte sind oft im Verhältnisse der hohen Stellung und Bestimmung der Behörde außerordentlich minutiös. Es ist nichts weniger als eine Uebertreibung, sondern die volle Wahrheit, wenn man behauptet, ein Drittheil der bei irgend einer Hofstelle vorkommenden Stücke beziehe sich auf die Regulirung und Unterhaltung des Beamtenmechanismus selbst. Anstellungen, Pensionsfälle, Unterstützungs-, Urlaubsgesuche u. d. gl. sind die am häufigsten auftauchenden Materien. An dem Beamteninstitut selbst wird ohne Ende hin und her gebessert. Dennoch existirt kein festes Reglement. Eine Verordnung jagt die andere und das Ende vom Liede ist eine totale

Br

Briefe aus Wien.

Von

einem Eingebornen.

II. Band.

Hamburg.

Bei Hoffmann und Campe.

1844.

Dunkelheit, deren Durchdringung nur etlichen Eingeweihten und leidenschaftlichen Aktenfressern möglich ist.

9) Die Stellen werden sammt und sonders auf den Vortrag der Unterbehörden vergeben. Wie ungleich anregender und vortheilhafter wäre nicht die Einrichtung einer strengen Konkursprüfung durch unbefangene Mittelspersonen. In diesem Falle wäre es so Manchem, der jetzt durch die Laune oder Ungunst seines Chefs zurückgesetzt ist, leicht möglich, sich die schmerzlich vermißte Geltung zu verschaffen. Bei jeder vakanten Stelle sollte eine solche Prüfung der Fähigkeiten unter der Aufsicht des Departementschefs vorgenommen werden. Hat dieser gegründete Einwendungen in Bezug auf die Sittlichkeit oder den ausdauernden Fleiß der Competenten zu machen, so mögen dieselben gleichfalls von der Commission beurtheilt, und in ihrem Gutachten nach Gebühr berücksichtigt werden. Eine Ausnahme könnte immerhin bei den höchsten Staatsämtern Platz greifen, da diese in Folge des unmittelbaren Vertrauens der herrschenden Person vergeben werden, und ihre Inhaber mindestens hinreichende Gelegenheit hatten, sich als vielerprobte Männer zu bewähren. Sollte Jemand hiergegen einwenden, diese Methode der Ernennungen sei zu schülerhaft: so erinnere man sich gefälligst, daß die akademischen Lehrerstellen gleichfalls auf diese Weise vergeben werden, und deren ernste

Wichtigkeit wohl außer Frage steht. Jetzt fügt es sich gar oft, daß Bittgesuche bei der zur Abfassung des Vorschlages kompetenten Stelle einlaufen, welchen eine kurze und meist inhaltlose Empfehlung derjenigen Stelle, bei welcher sich der Petent befindet, angeschlossen ist. Eine positive Angabe, welche einigen Anhaltspunkt gewährt, ist höchstens die Zahl der Dienstjahre; alles Uebrige ist verschwimmende, nichtssagende Allgemeinheit. Der empfehlende Chef ist oft dem Wirkungskreise, in welchem sein Untergeordneter eintreten will, gänzlich fremd; seine Empfehlung kann daher bei dem Chef der vorschlagenden Stelle so gut wie keine Wirkung üben. Der Candidat wird daher meistens übergangen und muß sich darauf beschränken, nach der Reihe in dem einmal betretenen Geleise vorzurücken. Sind ihm seine Vorgesetzten gewogen, so mag es ihm noch leidlich ergehen. Findet jedoch das Gegentheil statt, so wird er vergeblich irgend eine Gelegenheit erspähen, um einen Beweis seiner höhern Verwendbarkeit abzulegen. Man sage nicht, die Rechtlichkeit und die Menschenfreundlichkeit der Chefs werde diesen Nachtheil schon gehörig ausgleichen. Wo Schwächen und Launen in's Spiel kommen, da irrt oft der Gewissenhafteste und fehlt wider wissen. Das Urtheil über Glück und Fortkommen eines Menschen sollte nie zu sehr von der Willkühr einzelner, durch die tägliche, persönliche Be-

rührung sich besonders leicht zur Partheilichkeit hinneigender Individuen abhängen. Man dürfte auch diese Behauptung nicht gelten lassen, und dagegen einwenden, die Verfassung der Stellen sei ja durchgehends kollegialisch, so daß die Ansicht des Chefs keineswegs eine ausschlaggebende sei, sondern die übrigen Räthe mitwirkten, ein festes Urtheil zu schöpfen. Das mag indeß von allgemeinen Objekten wohl gelten, wo die Beurtheilung aus rationellen Gesichtspunkten auch dem minder Unterrichteten möglich ist. Allein bei der Besetzung einer Stelle gibt der betreffende Referent bloß zu verstehen, daß er seine Leute am besten kennen müsse, und jeder fernere Einwand ist abgeschnitten. Man mag diesen Gegenstand von irgend einer Seite beleuchten, allemal steht fest, daß die Prüfung der Fähigkeit der Candidaten für eine bestimmte Stelle prekär und vernachlässigt ist. Das System der Konkurse wäre dafür ein vortreffliches Abhülfsmittel. Die Schwierigkeit, alle Candidaten an einem Prüfungsorte zu versammeln, ließe sich heben, indem man die Konkurse an verschiedenen Orten abhielte, und getreue, so viel wie möglich authentische Referate an die Oberbehörde zur definitiven Entscheidung absendete.

10) Bei den subalternen Aemtern ist das Bestechungswesen leider! in solchen Grade eingerottet, daß die gänzliche Beseitigung desselben beinahe zu den Unmöglichkeiten gehört, um so mehr, als der bestechende

Theil nicht weniger hart als der bestochene abgestraft wird, wodurch Beide Alles aufbieten, die stattgehabte Corruption mit dem Mantel des tiefsten Geheimnisses zu bedecken. Die Chargen der Polizei lieben es sehr, mit ihrer Macht zu paradieren; ihre Protektion erstreckt sich für Geld, gute Worte und körperliche Dienste meistens auf liederliche Dirnen, welche von der Behörde aufgehoben und korrectionell abgestraft werden sollen. Sie warnen dieselben zur rechten Zeit, und so wird meistens das leere Nest ergriffen, wenn die losen Vögel längst ausgeflogen sind. Am unbedingtesten und schamlosesten grassirt jedoch diese Bestechungslust bei den Kameralbeamten aller Art. Bei diesen handelt sich's um Geld, um die Betreibung schwerer Steuerpflichten. Nichts natürlicher, als daß sie bei der Kargheit ihres Gehalts so oft wie möglich ein Auge zudrücken, und Weiß für Schwarz anzusehen geneigt sind. Es ist unglaublich, welchen Belästigungen die Gewerbtreibenden durch die Beaufsichtigung der Kameralbehörden ausgesetzt sind. Fast ein jeder Geschäftsmann, selbst der ehrlichste und gewissenhafteste, befindet sich in der höchst fatalen Lage, sein gesammtes Geschäft den spionirenden Augen der Finanzwachbeamten preisgeben zu müssen. Der Bierbrauer, der Branntweinbrenner, der Weinhändler, der Fleischhauer, der Milchverkäufer u. s. w. sind in ihrem Geschäftsbetriebe durch die unglückseligste aller Steuern,

u. dergl. Sie haben sich sogar eine Art eigenthümlicher Kostümirung beigelegt. Glatte, mit Fett und Zuckerwasser steifgemachte Haare, zwei mächtige Locken an jeder Schläfe, eine auffallend gestreifte Cravatte, im Winter ein Pelzchen, im Sommer eine zeugene Jacke, zuweilen auch ein blauleinewandenes Vortuch, jederzeit eine Kappe mit keck aufgebogenem Schirme, das ist die äußere Hülle dieser schamlosen Bursche, deren Geschäft darin besteht, zur Nachtzeit mit den verworfensten Weibsbildern umherzustreifen, und ihnen als Schildknappen für alle Fälle zu dienen, während sie den lichten Tag in irgend einem versteckten Schlupfwinkel verschlafen. Daß sie außerdem bei allen erdenklichen Nichtswürdigkeiten und schlechten Streichen sich betheiligen, versteht sich von selbst.

Acht- bis neunjährige Jungen qualificiren sich vorerst als sogenannte Zieherbuben. Sie beschäftigen sich damit, im Gedränge, an öffentlichen Orten, auch wohl im bloßen Vorbeigehen den Leuten Schnupftücher, Dosen, ja selbst Uhren und Brieftaschen zu entwenden. Sie treiben dies saubere Handwerk mit solcher Methode, und scheinen so gründlichen Unterricht erhalten zu haben, als wären sie bei dem Juden Fagin, welchen Boz in seinem Oliver Twist so außerordentlich meisterhaft schildert, zur Schule gegangen.

Wenn der Abend dunkelt, so sind sämmtliche Alleen des Glacis, die Ufer des schmutzigen, trüben Wienflusses, der Prater, die Brigittenau, der Strand der Donau, der Stadtgraben und die abgelegenen Winkel der Vorstädte mit diesem Ungeziefer förmlich bedeckt; ihnen folgen die Schwärme der gemeinsten Hetären, welche oft nur die Vorübergehenden locken, um sie dann von einer Bande Strichbuben ausplündern zu lassen.

Man glaube nicht, daß die Polizei sich im Auffangen dieses Gesindels unthätig zeigt. Maner Zug bringt oft dreißig bis vierzig solcher Fische auf einmal in's Netz. Allein nach kurzer Strafe werden sie ungebessert wieder entlassen, und beginnen ihren scheußlichen Lebenswandel von Neuem. Das Uebel ist zu tief eingerottet. Die Palliativmaßregeln der Behörde dienen höchstens dazu, den Skandal zu bemänteln und zu verhüten, daß er nicht gar so augenscheinlich und keck sich äußere.

Jenes unerhörte Verbrechen, welches vor einigen Monaten hier ruchbar wurde und in ganz Deutschland widerhallte — die Zerstückelung eines Frauenzimmers und die Verstreuung der Gliedmaßen auf öffentlicher Straße — blieb zwar, ungeachtet aller

Mühe, unenthüllt; allein sämmtliche Merkmale deuten dahin, daß es von Individuen dieser Klasse verübt worden.

Die Schlupfwinkel dieser Menschen sind entlegene Wirthshäuser, wo sie bei düsterem Kerzenscheine zusammensitzen und Rath halten. Liederliche Weibsbilder sind rings umher bunt gruppirt. Ihr Lieblingsinstrument ist die Cither; allein nur selten ertönt die Melodie eines Walzers. Man hört fast immer die sogenannten „Tanz," kecke, schrillende, ausgelassene Klänge, wobei die Bursche mit oligatem Wiehern und Händeklatschen akkompagniren. Wenn die Straßen bereits öde und stumm geworden, und die Laternen schon zu erlöschen anfangen, vernimmt man das Echo dieser Bachanalien weit und breit. Von Zeit zu Zeit wird eine solche Kneipe gespengt. Allein flugs öffnet ein spekulativer Wirth ein neues, geeignetes Lokal, und die versprengte Gesellschaft findet sich schnell wieder zusammen. Diese Schenken führen die abgeschmacktesten Namen: zum gläsernen Stiefel, zum Berg Tabor u. d. gl. In neuester Zeit sollen die Surrogatkaffeekneipen besonders in Flor gekommen sein. Der Kaffee „zum Tintenstöpsel" wirkt vorzüglich anziehend, und man versammelt sich dort nach den Strapazen der Nacht, um Operationspläne für den nächstfolgenden Tag zu machen.

Im Neulerchenfeld befinden sich funfzehn bis zwanzig solcher Lokalitäten, und es dürfte der angestrengtesten Thätigkeit der Polizeibehörde kaum gelingen, dieses Terrain ganz von dem häßlichen Unrathe zu säubern.

Der Wiener Dialekt ist nicht ohne den Anklang einer gewissen jovialen Gemüthlichkeit. Allein im Munde dieser Menschen verliert er diese Eigenschaft, und hegt einen unbeschreiblichen Ausdruck der Rohheit und der thierischen Lasterhaftigkeit.

Woher diese bösen, befremdlichen Erscheinungen im Schoße einer Stadt, wo die frommen Jünger Loyolas thätig sind, und ihre wärmsten Anhänger gerade ans der Masse des gemeinen Volks rekrutiren?

Die ausschließliche Quelle derselben ist die Genußsucht, diese Wiener Universalsünde. In der rohesten Klasse der Gesellschaft nimmt sie auch die gröbste, widerwärtigste Form an. Die Freude am Nichtsthun, am lustigen, ungebundenen Leben, die Scheu vor jeder ernsten, angreifenden Beschäftigung, die Mangelhaftigkeit des öffentlichen Volksunterrichts, der sowohl in Religion als positivem Wissen nur Formalistisches und deshalb Unfruchtbares der jungen

Generation einimpft, der Abgang eines jeden veredelnden Einflusses von Oben, das Beispiel der übrigen Stände, die ihr Thun und Lassen bloß mit der Hülle des Anstandes bedecken, sonst jedoch dem Grundsatze des Vergnügens unbedingt und ausschließlich huldigen: all dies zusammengenommen erzeugt jene Depravation des niedern Volks, welche sich in täglich zunehmenden Kreisen verbreitet.

Die Lasterhaften Englands, Frankreichs, Italiens sind in der Regel bösartiger, verstockter, unverbesserlicher, als die hiesigen; allein es fehlt ihnen jenes Element roher, sinnlicher Lustigkeit, welches hier im Wesen der gemeinen Bevölkerung vorherrscht, und als entscheidender Bestimmungsgrund ihrer außerordentlichen Entartung gelten muß.

Hiegegen scheint es bloß ein zweckdienliches Mittel zu geben, welches wir schon früher mehrfach empfohlen haben und fortwährend zu empfehlen nicht ermüden wollen.

Dieses Mittel besteht in der Entfesselung des Geistes, der jetzt gebunden, kraftlos darniederschmachtet, während die Sinnlichkeit auf seine Kosten sich bläht und ihr unheilvolles Netz immer weiter ausdehnt.

Man gebe den gemeinen Ständen vor Allem eine bessere Erziehung; man unterrichte die Individuen nicht bloß im Lesen, Schreiben, Rechnen, als ob mit diesen mechanischen Fertigkeiten der Kreis des Wissens, welcher ihnen offen stehen soll, abgeschlossen wäre. Die höheren Stände sollten durch Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit ein besseres, nachahmungswürdiges Beispiel geben. Die Geistlichkeit sollte ihren Einfluß geltend machen, um die Gemüther zu veredeln, statt die Köpfe zu verwirren und zu verfinstern. Für brodlose Arbeiter müßten Unterkunftsanstalten errichtet, die Gefängnisse nach dem Besserungssysteme eingerichtet werden u. dgl. m. Mit kurzen Worten, freisinnige Institutionen müßten in's Leben treten und ihre erhebende, bildende Rückwirkung würde sich auch in den untergeordnetesten Sphären des Volkslebens geltend machen.

Der französische Socialismus, der britische Chartismus, die deutsche Kannegießerei mögen von den Konservativen noch so arg geschmäht werden. Das Verdienst dieser Bestrebungen, die gemeinen Stände von groben, sinnlichen Excessen und thierischer Lasterhaftigkeit abzuhalten und ihnen ein ernstes, anziehendes Ziel vor Augen aufzustecken, bleibt allemal unleugbar. Auch die verwahrloseste Menschennatur

ist nicht ohne geistige Sehnsucht. Wird diese miskannt und unterdrückt, dann erst sinkt das Individuum unter jene Linie, welche die Menschheit vom Reich der Thiere trennt.

Anhang.

die Konsumtionssteuer, mächtig behindert, und nicht selten zu Defraudationen gezwungen, um neben ihren Collegen, die ein weites Gewissen haben, bestehen zu können. Während der Schmuggel größtentheils blos die Grenzbewohner in Anspruch nimmt und die Sphäre der von ihm bewirkten Corruption daher so ziemlich eingeschränkt ist: dehnt sich die Konsumtionssteuer über das gesammte Terrain der Monarchie unbegränzt aus, und untergräbt die sittlichen Wurzeln des Volkscharakters mit unermeßlicher Kraft. Es wird ein Lug- und Trugsystem im großartigsten Maßstabe organisirt, wobei die Beamten zum größten Theile hintergangen werden, zum Theile sich geflissentlich ein X für ein U vormachen lassen. Würde die Konsumtionssteuer mit voller Strenge und Gewissenhaftigkeit erhoben, sie müßte zum Mindesten das Doppelte, nämlich statt 19 Millionen 38 abwerfen. Aber auch an der jetzigen Ziffer klebt der Fluch des wohlmeinenden Vaterlandsfreundes, nicht sowohl wegen des Betrages, den der Staat in seinen jetzigen Verhältnissen, sofern nämlich eine wohlfeile, liberale Regierungsform nicht bald eingeführt wird, dringend benöthiget, sondern weil die Schererei und Plackerei, die Mißhandlung der Geschäftsleute durch rohe Beamte und das demoralisirende Trugsystem einen höchst gefährlichen Gipfelpunkt erreicht haben. Es dürfte die Zeit nicht allzuferne sein, wo man endlich einsehen wird, daß

Monopole, ungeachtet aller gegen ihren Bestand erhobenen Einwürfe, im Ganzen dennoch erträglicher sind, als die Accisen, welche die Freiheit des Geschäftsverkehrs wesentlich hindern, zum Betrug vielfach reizen und allemal das bittere Gefühl tyrannischen Zwanges hervorrufen. Das Salzmonopol wirft jährlich ungefähr 19½ Millionen Gulden Nettogewinn ab, und dennoch ist der Preis des Salzes pr. Pfund 4 bis 5 Kr. C.-M. kaum ein fühlbarer. Angenommen, der Preis dieses unentbehrlichen Lebensbedürfnisses würde gesteigert, so könnte man, ohne an der Maschinerie des Staates zu rütteln, die unerträgliche Accise ganz bequem aus dem Wege räumen. Die Erzeugung des Salzes auf unerlaubten Wegen ist leicht zu hindern, und der Schmuggel würde sich in keinem Falle so lukrativ wie beim Tabak gestalten. Die Erhöhung des Preises auf 12 oder 13 Kr. C.-M. pr. 1 Pfund Salz würde von allen Klassen der Bevölkerung gegen Nachlaß oder Aufhebung der Accise als eine außerordentliche Wohlthat begrüßt werden. Was steht im Wege, diese Aenderung einzuführen? Der Verbrauch des Salzes zur Produktion ist nicht so erheblich, daß man deshalb eine Preissteigerung vieler Artikel befürchten müßte. Die Analogie mit den Salzpreisen innerhalb des deutschen Zollvereins? So lange Oesterreich nicht einen Punkt erreicht, auf welchem sein Anschluß sich als ein gebieterisches Bedürfniß, als ein

unläugbarer Vortheil für Deutschland darstellt, wird er schwerlich zu Stande kommen. Man wirke vorerst nur recht defensiv; der extensive Gewinn wird sodann leicht von selbst nachkommen Der Leser wird diese Abweichung von dem ursprünglichen Thema nachsichtsvoll aufnehmen.

Wir sind mit den speciellen Vorwürfen, welche wir der österreichischen Beamtenschaft im Interesse der Wahrheit nicht verhehlen mochten, zu Ende. Sie sind gewichtig, niederschmetternd, aber nur zu sehr gegründet, und vergeblich dürften die konservativen Speichellecker ihre beschönigenden, saubern Redensarten dagegen aufmarschiren lassen. Mit etlichen allgemeinen Floskeln und einigen Kraftausbrüchen schamloser Grobheit glauben die Guten Alles niederzuschmettern. Möge ihre Buhlin, die Augsburgerin, welche ja längst den guten Ruf politischer Jungfrauschaft einbüßte, noch so bereitwillig ihre Spalten öffnen, um ihre abgeschmackten, alles gesunden Menschenverstands, aller Ehrliebe baaren Repliken in die weite Welt zu schleudern, mögen sie dies Werk mit Füßen treten, und sich darüber in einer Sprache äußern, welche die unparteiische deutsche Censur lediglich den Konservativen gestattet, als ob sie ironischerweise für den guten Anstand auf Seite des Liberalen absonderlich beflissen wäre, oder mögen sie es mit verächtlicher wegwerfender Miene ignoriren, den Verfasser bös-

willig, unwissend, ungenau schelten; der unbefangene Leser wird sich eine mildere Kritik, als sie deutsche Zeitungen zu liefern im Stande sind, selbst bilden und vielleicht bei mancher Stelle dieses Buchs dem Verfasser im Geiste die Hand drücken.

Zehnter Brief.

Die Mysterien von Wien.

Die Extreme berühren sich — Vom Höchsten bis zum Niedrigsten gilt's bloß einen Sprung. Wir haben im vorhergehenden Briefe die politischem Somnitäten der Monarchie Revue passiren lassen. Wir springen nun plötzlich wieder zur niedrigsten Schichte der hiesigen Gesellschaft, und wollen den Beweis liefern, daß auch Wien im Genre der Sueschen Mysterien artige Leistungen aufzuweisen vermag.

Die Hefe der hiesigen Gesellschaft ist bodenlos entartet und schlecht. Dieser Ausdruck ist nicht zu lieblos; er ist leider! vollkommen der Wahrheit gemäß.

Die Tabellen des Criminalgerichts würden, im Falle man sich herbeiließe dieselben zu veröffentlichen, unwiderleglich darthun, daß die Verbrechen hier in beunruhigender Progression wachsen. Es ist in letzter Zeit so weit gekommen, daß Diebe nur noch mit

drei- bis achttägiger Einsperrung abgefertigt werden, um ihren Nachfolgern schnell Platz zu machen. Einige Menschenfreunde beschäftigen sich mit dem Plane, nach dem Muster der Kleinkinderbewahranstalten ein Institut zur vorläufigen Unterkunft solcher Deliquenten, welche ihre Strafzeit überstanden haben, zu errichten. Der Plan ist erfolglos geblieben. Mangel an Fonds kann unmöglich die Ursache sein; denn gleichzeitig wurde der Bau von fünf neuen Kirchen im Umkreise der Stadt Wien beschlossen.

In Schottenfeld, einer ziemlich entlegenen Vorstadt, trieb eine förmlich organisirte Räuberbande lange Zeit ungehindert ihr Wesen. Mindestens war es nicht möglich, ihr auf die Spur zu kommen. Es kam so weit, daß der Grundwächter im Namen der Obrigkeit von Haus zu Hause gehen und die Eigenthümer ersuchen mußte, hübsch daheim zu bleiben, um nicht die Aufmerksamkeit der diebischen Unholde auf das leer stehende Haus zu lenken.

Es hat sich ferner unter dem jüngern Theile des Residenzpöbels eine förmliche Korporation gebildet, deren Anzahl bereits einige Hunderte beträgt. Man nennt die Mitglieder derselben **Strichbuben**, **Hackerbuben**, auch **Strabanzer**, laute Geister

u. dergl. Sie haben sich sogar eine Art eigenthümlicher Kostümirung beigelegt. Glatte, mit Fett und Zuckerwasser steifgemachte Haare, zwei mächtige Locken an jeder Schläfe, eine auffallend gestreifte Cravatte, im Winter ein Pelzchen, im Sommer eine zeugene Jacke, zuweilen auch ein blauleinewandenes Vortuch, jederzeit eine Kappe mit keck aufgebogenem Schirme, das ist die äußere Hülle dieser schamlosen Bursche, deren Geschäft darin besteht, zur Nachtzeit mit den verworfensten Weibsbildern umherzustreifen, und ihnen als Schildknappen für alle Fälle zu dienen, während sie den lichten Tag in irgend einem versteckten Schlupfwinkel verschlafen. Daß sie außerdem bei allen erdenklichen Nichtswürdigkeiten und schlechten Streichen sich betheiligen, versteht sich von selbst.

Acht- bis neunjährige Jungen qualificiren sich vorerst als sogenannte Zieherbuben. Sie beschäftigen sich damit, im Gedränge, an öffentlichen Orten, auch wohl im bloßen Vorbeigehen den Leuten Schnupftücher, Dosen, ja selbst Uhren und Brieftaschen zu entwenden. Sie treiben dies saubere Handwerk mit solcher Methode, und scheinen so gründlichen Unterricht erhalten zu haben, als wären sie bei dem Juden Fagin, welchen Boz in seinem Oliver Twist so außerordentlich meisterhaft schildert, zur Schule gegangen.

Wenn der Abend dunkelt, so sind sämmtliche Alleen des Glacis, die Ufer des schmutzigen, trüben Wienflusses, der Prater, die Brigittenau, der Strand der Donau, der Stadtgraben und die abgelegenen Winkel der Vorstädte mit diesem Ungeziefer förmlich bedeckt; ihnen folgen die Schwärme der gemeinsten Hetären, welche oft nur die Vorübergehenden locken, um sie dann von einer Bande Strichbuben ausplündern zu lassen.

Man glaube nicht, daß die Polizei sich im Auffangen dieses Gesindels unthätig zeigt. Maner Zug bringt oft dreißig bis vierzig solcher Fische auf einmal in's Netz. Allein nach kurzer Strafe werden sie ungebessert wieder entlassen, und beginnen ihren scheußlichen Lebenswandel von Neuem. Das Uebel ist zu tief eingerottet. Die Palliativmaßregeln der Behörde dienen höchstens dazu, den Skandal zu bemänteln und zu verhüten, daß er nicht gar so augenscheinlich und keck sich äußere.

Jenes unerhörte Verbrechen, welches vor einigen Monaten hier ruchbar wurde und in ganz Deutschland widerhallte — die Zerstückelung eines Frauenzimmers und die Verstreuung der Gliedmaßen auf öffentlicher Straße — blieb zwar, ungeachtet aller

rührung sich besonders leicht zur Partheilichkeit hinneigender Individuen abhängen. Man dürfte auch diese Behauptung nicht gelten lassen, und dagegen einwenden, die Verfassung der Stellen sei ja durchgehends kollegialisch, so daß die Ansicht des Chefs keineswegs eine ausschlaggebende sei, sondern die übrigen Räthe mitwirkten, ein festes Urtheil zu schöpfen. Das mag indeß von allgemeinen Objekten wohl gelten, wo die Beurtheilung aus rationellen Gesichtspunkten auch dem minder Unterrichteten möglich ist. Allein bei der Besetzung einer Stelle gibt der betreffende Referent bloß zu verstehen, daß er seine Leute am besten kennen müsse, und jeder fernere Einwand ist abgeschnitten. Man mag diesen Gegenstand von irgend einer Seite beleuchten, allemal steht fest, daß die Prüfung der Fähigkeit der Candidaten für eine bestimmte Stelle prekär und vernachläßigt ist. Das System der Konkurse wäre dafür ein vortreffliches Abhülfsmittel. Die Schwierigkeit, alle Candidaten an einem Prüfungsorte zu versammeln, ließe sich heben, indem man die Konkurse an verschiedenen Orten abhielte, und getreue, so viel wie möglich authentische Referate an die Oberbehörde zur definitiven Entscheidung absendete.

10) Bei den subalternen Aemtern ist das Bestechungswesen leider! in solchen Grade eingerottet, daß die gänzliche Beseitigung desselben beinahe zu den Unmöglichkeiten gehört, um so mehr, als der bestechende

Theil nicht weniger hart als der bestochene abgestraft wird, wodurch Beide Alles aufbieten, die stattgehabte Corruption mit dem Mantel des tiefsten Geheimnisses zu bedecken. Die Chargen der Polizei lieben es sehr, mit ihrer Macht zu paradieren; ihre Protektion erstreckt sich für Geld, gute Worte und körperliche Dienste meistens auf liederliche Dirnen, welche von der Behörde aufgehoben und korrectionell abgestraft werden sollen. Sie warnen dieselben zur rechten Zeit, und so wird meistens das leere Nest ergriffen, wenn die losen Vögel längst ausgeflogen sind. Am unbedingtesten und schamlosesten grassirt jedoch diese Bestechungslust bei den Kameralbeamten aller Art. Bei diesen handelt sich's um Geld, um die Betreibung schwerer Steuerpflichten. Nichts natürlicher, als daß sie bei der Kargheit ihres Gehalts so oft wie möglich ein Auge zudrücken, und Weiß für Schwarz anzusehen geneigt sind. Es ist unglaublich, welchen Belästigungen die Gewerbtreibenden durch die Beaufsichtigung der Kameralbehörden ausgesetzt sind. Fast ein jeder Geschäftsmann, selbst der ehrlichste und gewissenhafteste, befindet sich in der höchst fatalen Lage, sein gesammtes Geschäft den spionirenden Augen der Finanzwachbeamten preisgeben zu müssen. Der Bierbrauer, der Branntweinbrenner, der Weinhändler, der Fleischhauer, der Milchverkäufer u. s. w. sind in ihrem Geschäftsbetriebe durch die unglückseligste aller Steuern,

die Konsumtionssteuer, mächtig behindert, und nicht selten zu Defraudationen gezwungen, um neben ihren Collegen, die ein weites Gewissen haben, bestehen zu können. Während der Schmuggel größtentheils blos die Grenzbewohner in Anspruch nimmt und die Sphäre der von ihm bewirkten Corruption daher so ziemlich eingeschränkt ist: dehnt sich die Konsumtionssteuer über das gesammte Terrain der Monarchie unbegränzt aus, und untergräbt die sittlichen Wurzeln des Volkscharakters mit unermeßlicher Kraft. Es wird ein Lug- und Trugsystem im großartigsten Maßstabe organisirt, wobei die Beamten zum größten Theile hintergangen werden, zum Theile sich geflissentlich ein X für ein U vormachen lassen. Würde die Konsumtionssteuer mit voller Strenge und Gewissenhaftigkeit erhoben, sie müßte zum Mindesten das Doppelte, nämlich statt 19 Millionen 38 abwerfen. Aber auch an der jetzigen Ziffer klebt der Fluch des wohlmeinenden Vaterlandsfreundes, nicht sowohl wegen des Betrages, den der Staat in seinen jetzigen Verhältnissen, sofern nämlich eine wohlfeile, liberale Regierungsform nicht bald eingeführt wird, dringend benöthiget, sondern weil die Schererei und Plackerei, die Mißhandlung der Geschäftsleute durch rohe Beamte und das demoralisirende Trugsystem einen höchst gefährlichen Gipfelpunkt erreicht haben. Es dürfte die Zeit nicht allzuferne sein, wo man endlich einsehen wird, daß

Monopole, ungeachtet aller gegen ihren Bestand erhobenen Einwürfe, im Ganzen dennoch erträglicher sind, als die Accisen, welche die Freiheit des Geschäftsverkehrs wesentlich hindern, zum Betrug vielfach reizen und allemal das bittere Gefühl tyrannischen Zwanges hervorrufen. Das Salzmonopol wirft jährlich ungefähr 19½ Millionen Gulden Nettogewinn ab, und dennoch ist der Preis des Salzes pr. Pfund 4 bis 5 Kr. C.-M. kaum ein fühlbarer. Angenommen, der Preis dieses unentbehrlichen Lebensbedürfnisses würde gesteigert, so könnte man, ohne an der Maschinerie des Staates zu rütteln, die unerträgliche Accise ganz bequem aus dem Wege räumen. Die Erzeugung des Salzes auf unerlaubten Wegen ist leicht zu hindern, und der Schmuggel würde sich in keinem Falle so lukrativ wie beim Tabak gestalten. Die Erhöhung des Preises auf 12 oder 13 Kr. C.-M. pr. 1 Pfund Salz würde von allen Klassen der Bevölkerung gegen Nachlaß oder Aufhebung der Accise als eine außerordentliche Wohlthat begrüßt werden. Was steht im Wege, diese Aenderung einzuführen? Der Verbrauch des Salzes zur Produktion ist nicht so erheblich, daß man deshalb eine Preissteigerung vieler Artikel befürchten müßte. Die Analogie mit den Salzpreisen innerhalb des deutschen Zollvereins? So lange Oesterreich nicht einen Punkt erreicht, auf welchem sein Anschluß sich als ein gebieterisches Bedürfniß, als ein

unläugbarer Vortheil für Deutschland darstellt, wird er schwerlich zu Stande kommen. Man wirke vorerst nur recht defensiv; der extensive Gewinn wird sodann leicht von selbst nachkommen. Der Leser wird diese Abweichung von dem ursprünglichen Thema nachsichtsvoll aufnehmen.

Wir sind mit den speciellen Vorwürfen, welche wir der österreichischen Beamtenschaft im Interesse der Wahrheit nicht verhehlen mochten, zu Ende. Sie sind gewichtig, niederschmetternd, aber nur zu sehr gegründet, und vergeblich dürften die konservativen Speichellecker ihre beschönigenden, saubern Redensarten dagegen aufmarschiren lassen. Mit etlichen allgemeinen Floskeln und einigen Kraftausbrüchen schamloser Grobheit glauben die Guten Alles niederzuschmettern. Möge ihre Buhlin, die Augsburgerin, welche ja längst den guten Ruf politischer Jungfrauschaft einbüßte, noch so bereitwillig ihre Spalten öffnen, um ihre abgeschmackten, alles gesunden Menschenverstands, aller Ehrliebe baaren Repliken in die weite Welt zu schleudern, mögen sie dies Werk mit Füßen treten, und sich darüber in einer Sprache äußern, welche die unparteiische deutsche Censur lediglich den Konservativen gestattet, als ob sie ironischerweise für den guten Anstand auf Seite des Liberalen absonderlich beflissen wäre, oder mögen sie es mit verächtlicher wegwerfender Miene ignoriren, den Verfasser bös-

willig, unwissend, ungenau schelten; der unbefangene Leser wird sich eine mildere Kritik, als sie deutsche Zeitungen zu liefern im Stande sind, selbst bilden und vielleicht bei mancher Stelle dieses Buchs dem Verfasser im Geiste die Hand drücken.

Zehnter Brief.

Die Mysterien von Wien.

Die Extreme berühren sich — Vom Höchsten bis zum Niedrigsten gilt's bloß einen Sprung. Wir haben im vorhergehenden Briefe die politischem Sommitäten der Monarchie Revue passiren lassen. Wir springen nun plötzlich wieder zur niedrigsten Schichte der hiesigen Gesellschaft, und wollen den Beweis liefern, daß auch Wien im Genre der Sueschen Mysterien artige Leistungen aufzuweisen vermag.

Die Hefe der hiesigen Gesellschaft ist bodenlos entartet und schlecht. Dieser Ausdruck ist nicht zu lieblos; er ist leider! vollkommen der Wahrheit gemäß.

Die Tabellen des Criminalgerichts würden, im Falle man sich herbeiließe dieselben zu veröffentlichen, unwiderleglich darthun, daß die Verbrechen hier in beunruhigender Progression wachsen. Es ist in letzter Zeit so weit gekommen, daß Diebe nur noch mit

drei- bis achttägiger Einsperrung abgefertigt werden, um ihren Nachfolgern schnell Platz zu machen. Einige Menschenfreunde beschäftigen sich mit dem Plane, nach dem Muster der Kleinkinderbewahranstalten ein Institut zur vorläufigen Unterkunft solcher Deliquenten, welche ihre Strafzeit überstanden haben, zu errichten. Der Plan ist erfolglos geblieben. Mangel an Fonds kann unmöglich die Ursache sein; denn gleichzeitig wurde der Bau von fünf neuen Kirchen im Umkreise der Stadt Wien beschlossen.

In Schottenfeld, einer ziemlich entlegenen Vorstadt, trieb eine förmlich organisirte Räuberbande lange Zeit ungehindert ihr Wesen. Mindestens war es nicht möglich, ihr auf die Spur zu kommen. Es kam so weit, daß der Grundwächter im Namen der Obrigkeit von Haus zu Hause gehen und die Eigenthümer ersuchen mußte, hübsch daheim zu bleiben, um nicht die Aufmerksamkeit der diebischen Unholde auf das leer stehende Haus zu lenken.

Es hat sich ferner unter dem jüngern Theile des Residenzpöbels eine förmliche Korporation gebildet, deren Anzahl bereits einige Hunderte beträgt. Man nennt die Mitglieder derselben **Strichbuben**, **Hackerbuben**, auch **Strabanzer**, laute Geister

u. dergl. Sie haben sich sogar eine Art eigenthümlicher Kostümirung beigelegt. Glatte, mit Fett und Zuckerwasser steifgemachte Haare, zwei mächtige Locken an jeder Schläfe, eine auffallend gestreifte Cravatte, im Winter ein Pelzchen, im Sommer eine zeugene Jacke, zuweilen auch ein blauleinewandenes Vortuch, jederzeit eine Kappe mit keck aufgebogenem Schirme, das ist die äußere Hülle dieser schamlosen Bursche, deren Geschäft darin besteht, zur Nachtzeit mit den verworfensten Weibsbildern umherzustreifen, und ihnen als Schildknappen für alle Fälle zu dienen, während sie den lichten Tag in irgend einem versteckten Schlupfwinkel verschlafen. Daß sie außerdem bei allen erdenklichen Nichtswürdigkeiten und schlechten Streichen sich betheiligen, versteht sich von selbst.

Acht- bis neunjährige Jungen qualificiren sich vorerst als sogenannte Zieherbuben. Sie beschäftigen sich damit, im Gedränge, an öffentlichen Orten, auch wohl im bloßen Vorbeigehen den Leuten Schnupftücher, Dosen, ja selbst Uhren und Brieftaschen zu entwenden. Sie treiben dies saubere Handwerk mit solcher Methode, und scheinen so gründlichen Unterricht erhalten zu haben, als wären sie bei dem Juden Fagin, welchen Boz in seinem Oliver Twist so außerordentlich meisterhaft schildert, zur Schule gegangen.

Wenn der Abend dunkelt, so sind sämmtliche Alleen des Glacis, die Ufer des schmutzigen, trüben Wienflusses, der Prater, die Brigittenau, der Strand der Donau, der Stadtgraben und die abgelegenen Winkel der Vorstädte mit diesem Ungeziefer förmlich bedeckt; ihnen folgen die Schwärme der gemeinsten Hetären, welche oft nur die Vorübergehenden locken, um sie dann von einer Bande Strichbuben ausplündern zu lassen.

Man glaube nicht, daß die Polizei sich im Auffangen dieses Gesindels unthätig zeigt. Maner Zug bringt oft dreißig bis vierzig solcher Fische auf einmal in's Netz. Allein nach kurzer Strafe werden sie ungebessert wieder entlassen, und beginnen ihren scheußlichen Lebenswandel von Neuem. Das Uebel ist zu tief eingerottet. Die Palliativmaßregeln der Behörde dienen höchstens dazu, den Skandal zu bemänteln und zu verhüten, daß er nicht gar so augenscheinlich und keck sich äußere.

Jenes unerhörte Verbrechen, welches vor einigen Monaten hier ruchbar wurde und in ganz Deutschland widerhallte — die Zerstückelung eines Frauenzimmers und die Verstreuung der Gliedmaßen auf öffentlicher Straße — blieb zwar, ungeachtet aller

Mühe, unenthüllt; allein sämmtliche Merkmale deuten dahin, daß es von Individuen dieser Klasse verübt worden.

Die Schlupfwinkel dieser Menschen sind entlegene Wirthshäuser, wo sie bei düsterem Kerzenscheine zusammensitzen und Rath halten. Liederliche Weibsbilder sind rings umher bunt gruppirt. Ihr Lieblingsinstrument ist die Cither; allein nur selten ertönt die Melodie eines Walzers. Man hört fast immer die sogenannten „Tanz," kecke, schrillende, ausgelassene Klänge, wobei die Bursche mit oligatem Wiehern und Händeklatschen akkompagniren. Wenn die Straßen bereits öde und stumm geworden, und die Laternen schon zu erlöschen anfangen, vernimmt man das Echo dieser Bachanalien weit und breit. Von Zeit zu Zeit wird eine solche Kneipe gespengt. Allein flugs öffnet ein spekulativer Wirth ein neues, geeignetes Lokal, und die versprengte Gesellschaft findet sich schnell wieder zusammen. Diese Schenken führen die abgeschmacktesten Namen: zum gläsernen Stiefel, zum Berg Tabor u. d. gl. In neuester Zeit sollen die Surrogatkaffeekneipen besonders in Flor gekommen sein. Der Kaffee „zum Tintenstöpsel" wirkt vorzüglich anziehend, und man versammelt sich dort nach den Strapazen der Nacht, um Operationspläne für den nächstfolgenden Tag zu machen.

Im Neulerchenfeld befinden sich funfzehn bis zwanzig solcher Lokalitäten, und es dürfte der angestrengtesten Thätigkeit der Polizeibehörde kaum gelingen, dieses Terrain ganz von dem häßlichen Unrathe zu säubern.

Der Wiener Dialekt ist nicht ohne den Anklang einer gewissen jovialen Gemüthlichkeit. Allein im Munde dieser Menschen verliert er diese Eigenschaft, und hegt einen unbeschreiblichen Ausdruck der Rohheit und der thierischen Lasterhaftigkeit.

Woher diese bösen, befremdlichen Erscheinungen im Schoße einer Stadt, wo die frommen Jünger Loyolas thätig sind, und ihre wärmsten Anhänger gerade ans der Masse des gemeinen Volks rekrutiren?

Die ausschließliche Quelle derselben ist die Genußsucht, diese Wiener Universalsünde. In der rohesten Klasse der Gesellschaft nimmt sie auch die gröbste, widerwärtigste Form an. Die Freude am Nichtsthun, am lustigen, ungebundenen Leben, die Scheu vor jeder ernsten, angreifenden Beschäftigung, die Mangelhaftigkeit des öffentlichen Volksunterrichts, der sowohl in Religion als positivem Wissen nur Formalistisches und deshalb Unfruchtbares der jungen

Generation einimpft, der Abgang eines jeden veredelnden Einflusses von Oben, das Beispiel der übrigen Stände, die ihr Thun und Lassen bloß mit der Hülle des Anstandes bedecken, sonst jedoch dem Grundsatze des Vergnügens unbedingt und ausschließlich huldigen: all dies zusammengenommen erzeugt jene Depravation des niedern Volks, welche sich in täglich zunehmenden Kreisen verbreitet.

Die Lasterhaften Englands, Frankreichs, Italiens sind in der Regel bösartiger, verstockter, unverbesserlicher, als die hiesigen; allein es fehlt ihnen jenes Element roher, sinnlicher Lustigkeit, welches hier im Wesen der gemeinen Bevölkerung vorherrscht, und als entscheidender Bestimmungsgrund ihrer außerordentlichen Entartung gelten muß.

Hiegegen scheint es bloß ein zweckdienliches Mittel zu geben, welches wir schon früher mehrfach empfohlen haben und fortwährend zu empfehlen nicht ermüden wollen.

Dieses Mittel besteht in der Entfesselung des Geistes, der jetzt gebunden, kraftlos darniederschmachtet, während die Sinnlichkeit auf seine Kosten sich bläht und ihr unheilvolles Netz immer weiter ausdehnt.

Man gebe den gemeinen Ständen vor Allem eine bessere Erziehung; man unterrichte die Individuen nicht bloß im Lesen, Schreiben, Rechnen, als ob mit diesen mechanischen Fertigkeiten der Kreis des Wissens, welcher ihnen offen stehen soll, abgeschlossen wäre. Die höheren Stände sollten durch Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit ein besseres, nachahmungswürdiges Beispiel geben. Die Geistlichkeit sollte ihren Einfluß geltend machen, um die Gemüther zu veredeln, statt die Köpfe zu verwirren und zu verfinstern. Für brodlose Arbeiter müßten Unterkunftsanstalten errichtet, die Gefängnisse nach dem Besserungssysteme eingerichtet werden u. dgl. m. Mit kurzen Worten, freisinnige Institutionen müßten in's Leben treten und ihre erhebende, bildende Rückwirkung würde sich auch in den untergeordnetesten Sphären des Volkslebens geltend machen.

Der französische Socialismus, der britische Chartismus, die deutsche Kannegießerei mögen von den Konservativen noch so arg geschmäht werden. Das Verdienst dieser Bestrebungen, die gemeinen Stände von groben, sinnlichen Excessen und thierischer Lasterhaftigkeit abzuhalten und ihnen ein ernstes, anziehendes Ziel vor Augen aufzustecken, bleibt allemal unleugbar. Auch die verwahrloseste Menschennatur

ist nicht ohne geistige Sehnsucht. Wird diese miskannt und unterdrückt, dann erst sinkt das Individuum unter jene Linie, welche die Menschheit vom Reich der Thiere trennt.

A n h a n g.

Spaziergänge
eines Wiener Poeten.

I.

Es ist späte Nacht. — Soll ich schlafen gehen? Ach du lieber Himmel! Herrscht hier nicht ewiger Schlaf, sowohl bei Tage als bei Nacht, und ist das, was wir Leben nennen, nicht eine leibhaftige Species des Todes. Unsere Brüder, die Deutschen, haben doch mindestens schöne Träume, als z. B. die Nationalität, die Hegel'sche Philosophie, die Preßfreiheit. Wir schnarchen, als hätte uns ein Bierrausch niedergestreckt, und wenn uns die östlichen oder westlichen Nachbarn nicht dereinst ein paar Lanzen in die Seite

Spaziergänge eines Wiener Prosaisten.

I.

Es ist späte Nacht. — Soll ich schlafen gehen? Ach du lieber Himmel! Herrscht hier nicht ewiger Schlaf, sowohl bei Tage als bei Nacht, und ist das, was wir Leben nennen, nicht eine leibhaftige Spezies des Todes. Unsere Brüder, die Deutschen, haben doch mindestens schöne Träume, als z. B. die Nationalität, die Hegel'sche Philosophie, die Preßfreiheit. Wir schnarchen, als hätte uns ein Bierrausch niedergestreckt, und wenn uns die östlichen oder westlichen Nachbarn nicht dereinst ein paar Lanzen in die Seite

stoßen, werden wir uns bestimmt nicht ermannen, sondern bis zum jüngsten politischen Tage dahinschlummern. Wenn dann die Posaune erdröhnt und der große Gerichtshalter, der Weltgeist, uns fragt: „Oesterreicher, was habt ihr gethan?“ — so werden wir zitternd antworten: „Ach du gütiger Genius! wir sind ganz unschuldig; wir haben gar nichts gethan.“

II.

Ich will nicht schlafen; ich will spazieren gehen. Wie darf ich mich glücklich preisen, daß ich noch in meinem Leben keinen Vers gemacht habe, und überhaupt kein Poet bin. Die Spaziergänge der Wiener Poeten sind gefährlich. Es wird noch so weit kommen, daß den unberufenen Poeten das Spazierengehen ohne die Begleitung eines Polizeisöldlings geradezu untersagt werden wird. Spazierengehen — Frische Luft schöpfen — Frische politische Luft — nordwestlicher Freiheitsduft! Gottes Erbarmen über mich Armen! Weh mir! Da hab' ich einen politischen Reim gemacht in Wien, auf einem nächtlichen Spaziergange, bin folglich ein censur- und polizeiwidriges Geschöpf, und darf mich glücklich schätzen, wenn mein Vorwitz nicht mit einigen Arresttagen belohnt wird.

III.

Es schlägt elf Uhr auf dem Michaelisthurme. Auf diesem Platze ist gewissermaßen der Indifferenzpunkt unseres socialen Lebens. Gerade hinaus führt der Weg zur kaiserlichen Burg; hat man diese im Rücken, so gehts auf Mariahilf los. Allein die katholische Maria scheint nebst der ganzen Bevölkerung ihres Himmels taub zu sein für die Bitten der Bewußtgewordenen im Volke. Sie gab der Welt einmal einen Erlöser, doch einen zweiten uns zu senden, scheint sie nicht gewillt. Wenigstens besinnt sie sich gar zu lange, und Saturnus scheint ein unzerbrechliches Siegel auf ihren götterspendenden Schooß gelegt zu haben. Rechts dehnt sich die Herrengasse, die Aristokratengasse, wo stumme Palläste unermeßlichen Reichthum und Hochmuth in ihrem Innern bergen, das arme und gedrückte Volk bebend hindurchschleicht, grobe und feiste Portiers die gemeine Menge mit impertinenten Augen anglotzen. Zwischen der Burg und der Herrengasse führt die Schauflergasse zu dem diplomatischen Winkel, wo die Staatskanzlei paradirt und mit mehreren Pallästen der Großbotschaften und vorzüglichsten Gesandten so zu sagen Konferenz hält. Ach wenn diese kalten Steine zu reden wüßten, manches warm fühlende Herz würde drob zu Stein erstarren. Die

Couriere kommen und gehen, ziehen die Depeschen aus ihren Felleisen, oder jagen ein paar Dutzend Pferde zu Tode, und Europa bleibt wie es war, geknebelt und vergebens nach Freiheit lechzend. Lings von der Burg beginnt der Josephsplatz mit dem herrlichen ehernen Standbilde des großen Kaisers. Er streckt die Hand aus, als wollte er sein Volk beschirmen vor den furchtbaren Wettern, welche am politischen Himmel aufziehen. Es liegt eine gewaltige Kraft, ein unerschütterlicher Glaube an die Menschheit in seinem ganzen Wesen, und die Schatten seltsamer elegischer Erinnerungen umspielen seine erhabene Stirne. Ei, wer tritt so keck heran? — Ein korpulenter Wiener Dandy mit ausgezeichneten Schenkeln, abgelebten Zügen, waldähnlichem Barte, unsicherem Tritte, wahrscheinlich berauscht, eine Reitpeitsche zwischen den Fingerspitzen schwenkend. Wer ist's? — Der Dämon der Wiener Genußsucht, der lokalisirte Don Juan! Gott steh' uns bei! — Was will er hier, an dieser Stelle? — Er spottet des guten Kaisers, der die Kraft seines Lebens daran setzte, dem Geiste den Sieg zu bereiten, „Geh hin," ruft der Wüstling spöttisch, „geh hin und sieh, wie's deinem Liebling in unserm Lande ergeht, während der Materialismus allenthalben Triumphe feiert. Deine Anbeter sind verscharrt, zerstreut. — Hier gilt nur die Maxime: Leben und leben lassen!"

Soll dieser Hohn ungedemüthiget, die freche Rede ungestraft bleiben? Ei, ich wette, der eherne Kaiser steigt dereinst von seinem Sitze herunter, nimmt den wüsten Dämon mitten im Geräusche unzüchtiger und schnöder Freuden wie der Gouverneur den Dom bei der Hand, und schleudert ihn nach dem flammenden Abgrunde, woraus keine Befreiung mehr möglich. Das Standbild des Kaisers befindet sich zwischen der Fronte des k. k. Bibliothekgebäudes und der Porzellanniederlage. Das Porzellan, bekanntlich ein Industrieprodukt von chinesischem Ursprunge, ist ein gutes Symbol der österreichischen Gebrechlichkeit. Im Hintergrunde all dieser geschilderten Richtungen befindet sich der Kohlmarkt, voll glänzender Boutiquen, wo die wohlhabende Bourgeoisie ihre Herrlichkeit entfaltet und der erste Tempel des modernen Associationsgeistes, die privilegirte Sparkasse, sich prangend erhebt. —

IV.

Man sagt, die Gesellschaft, welche die vorzüglichsten Städte des Kontinents mit Gas beleuchtet, habe auch mit der hiesigen Regierung einen Vertrag abgeschlossen. Während man also für die Erhellung der dunklen Gassen und Plätze sich beflissen zeigt, soll man mit der Gesellschaft der Priester Jesu einen

geradezu umgekehrten Pakt wegen Verfinsterung der lichten Köpfe abgeschlossen haben. Gassen und Köpfe haben in Wien Manches mit einander gemein; beide stecken unter einem Hut. An jeder Straßenecke steht ein blauer Polizeisoldat, das ist die polizeiliche Obhut, welcher beide unterliegen. In der Gasse darf nicht schnell gefahren werden; auch die Köpfe würden übel fahren, wenn sie schnell vorwärts wollten. Die Feuerlöschanstalten sind für beide Theile vortrefflich. Es zeige sich ein Fünkchen noch so winzig, noch so unscheinbar, und es wird geschwind zertreten.

V.

Die Liguorianer sind von dem Amortisationsgesetz vor einigen Monaten ausgenommen worden. Wie nun, wenn das Volk, welches sie so unverantwortlich bei der Nase herumziehen, einmal wirblich wird, und ein paar dieser ehrwürdigen Brüder todtschlägt? — Wenn sie auf diese Weise mortificirt werden sollten, dann wird ihnen die Ausnahme vom Amortisationsgesetz wenig nützen. —

VI.

Die geheime Polizei, diese Ueberall- und Nirgends-Behörde ist vortrefflich im Ausstöbern aller

öffentlichen Geheimnisse; sie verfolgt die liberalen Schriftsteller, die anonymen Korrespondenten, die vorlauten Sprecher an öffentlichen Orten. Wenn aber ein unpolitisches Verbrechen begangen wird, z. B. ein kleiner Mord, dessen Thäter jahrelang unentdeckt bleibt; — muß gar oft ein begründeter Zweifel entstehen, ob es denn mit ihrer angeblichen Allwissenheit in der That so vortrefflich stehe. Schade um das Papier, welches die politischen Denunzianten vollschmieren! Schade um die Besoldung, welche sie empfangen! Schade um das Vertrauen und die Liebe des Volks, welche sie durch ihr häßliches Krötengeschäft ersticken! Die freie Presse, noch einmal sei's gesagt, ist die beste Polizei. Wehe dem Volke, das geheime Wünsche und geheime Beschwerden hegt! Für geheime Verbrechen ist ein gutes, aufgeklärtes Volk selbst die unübertrefflichste Polizei.

VII.

Seit einiger Zeit sieht man hier zahlreiche Hunde mit Maulkörben herumlaufen, Sind es vielleicht metamorphosirte Schriftsteller, welche Censurdecisa in der Schnauze tragen?

VIII.

Die Großkinderbewahranstalt.

(Eine pikante Scene.)

Schauplatz, ein enges Gäßchen.

Eine ältliche Frau (mit einem Gesichte, welches sie dem leibhaftigen Teufel abgeborgt zu haben scheint.) Gnädiger Herr! —

Ein Cavalier.

Was giebts? — Ach sieh da! Frau H.... Nun was haben Sie?

Frau.

Excellente Neuigkeiten, Herr Graf. Ich darf wohl darauf zählen, daß Sie mich und meine Anstalt nicht im Stiche lassen. Seit einigen Tagen befindet sich ein Mädchen in meinem Hause, welche durch den Tod ihrer Eltern hülflos geworden ist. Sie ist eine Perle; Sie werden staunen, auf Ehre! Sie hat himmlische Zähne, einen Fuß wie einen harten Thaler, und einen Busen, der wie ein elastischer Sessel auf und niederwogt. Sie hat mehrere Tage anhaltend geweint, ich habe ihr Putzsachen gekauft. Seitdem ist sie ruhiger geworden. Wollen Sie nicht kommen, Herr Graf, um sie vollends zu trösten? —

Cavalier.

Pah, pah! — Ich kenne das schon. Das färbt sich die Augenlieder mit rother Schminke und thut als obs verweinte Augen wären, und hintendrein zeigt sich's. —

Frau.

Nennen Sie mich eine schamlose, ehrvergessene Person, wenn ich Sie täusche. Das Mädchen ist ganz unverdorben. Sie hat mir schon einige Mal entlaufen wollen. Ich habe mit dem Kreuzköpfchen schwere Noth gehabt; allein ich habe als Mutter an ihr gehandelt, und deshalb ist sie geblieben. —

Cavalier.

Eh bien! so will ich ihr zweiter Vater sein. Ich pränumerire mich.

Oh! es giebt noch edle Seelen auf dieser Erde! Holder Genius der Wohlthätigkeit! Diese Frau hat dir einen Tempel gebaut, — und dieser hochherzige Cavalier versieht darin die Stelle des obersten Opferpriesters. Es giebt kein schöneres Geschäft, als die Tugend zu unterstützen, wenn sie kein Geld hat.

IX.

Ein Freund begegnet mir, er ist in dem Comptoir eines der vorzüglichsten Börsespekulanten als Buchhalter angestellt. „Woher so spät des Morgens?“ „„Von dem Sterbebette meines Prinzipals; so eben hat ihn der Tod aus den Reihen der Lebendigen hinweggeschnappt. Vor einer halben Stunde ließ er mich eigens holen und fragte mich über den neuesten Stand der Wien-Raaber Eisenbahnpapiere. Ich wußte wohl, daß er kaum eine Viertelstunde mehr leben würde, und wollte ihm deshalb eine unschuldige Freude machen. Sie stehen 20 über Pari, sagte ich ihm. Freundlich lächelnd nickte er mir zu, gerade so, wie er es zu thun pflegte, wenn er ein gutes Differenzgeschäft gemacht hatte, drehte sich hierauf im Bette nach der andern Seite und — verschied.““

Keine Dichtung — sondern wahrhaftige Wahrheit! —

X.

Begegnung zweier Diplomaten.

(Auf dem Menonitenplatz.)

Erster.

Charmant! Daß ich Sie eben treffe, mon cher! —

Zweiter.

Eh, qu'est ce qu'il y a donc? —

Erster.

Sie wissen wohl nicht, daß heute Abend der lang erwartete Courier endlich angekommen ist. —

Zweiter.

Ei, was hat er uns den mitgebracht?

Erster.

Errathen Sie's? —

Zweiter.

Nicht doch, Sie wollen mich neugierig und lüstern machen? Nicht wahr? Eh dites donc sans façon! —

Erster.

Nun! Echten Kapwein bringt er uns, prächtige Hühner aus Südfrankreich, auserlesene Trüffeln, einen Lachs, groß wie ein Konferenztisch, dann ein Gericht mit spanischem Wind, so fein und echt als ob Louis Philipp selbst es bereitet hätte.

Zweiter.

(mit der Zunge schnalzend) C'est superfin!

(beide gehen in der Richtung des angekommenen Couriers Arm in Arm ab.)

XI.

Der neue Ständepalast.

Von außen schön, imposant und glänzend — von innen nichtig und bedeutungslos ein schaales Buch, im prachtvollsten Maroquineinband, ein politisches Taubstummeninstitut, wo bloß die Meister, welche die Regierung bestellt, der Sprache mächtig sind. — Der Versammlungssaal wird zuweilen geöffnet und ausgelüftet; das heißt man den niederösterreichischen Landtag. In der That ein vollkommener wahrhaftiger Landtag, den er währt selten länger als ein Tag.

XII,

Diesem Gebäude ist dicht auf dem Rücken die k. k. Polizeihofstelle angebaut, damit es den löblichen Ständen nicht etwa beifalle, aus dem loyalen Geleise des Ephemerenlandtags herauszutreten. Man gehe mit abgezogenem Hute an diesem Hause vorbei! Denn noch immer empfängt die Monarchie aus den verschwiegenen Kammern dieses Hauses die Impulse, welche sie in Gang setzen. Mancher gute Name ruht dort wohl präparirt wie eine trockene Pflanze in einem dicken Aktenbündel, und wird binnen Lebens-

frist nicht mehr grün, sondern bleibt kohlrabenschwarz. Auf den Treppen, in den Coridors dieses Hauses wimmelt es von Hunden, welche man hier landüblich Spitze, und von ekelhaften Kröten, welche man im Oesterreichischen Denuncianten heißt. Ein Tropfen ihres Speichels reicht hin, um das unergründlich tiefe Meer des Volksvertrauens und der Volksliebe zu vergiften.

XIII.

Nun ist's einsam geworden auf den Straßen. Ueber mir, rings um mich herum tiefes Dunkel! Es ist eine schwere, absolut monarchische, bleierne, unendliche Nacht. Nur ein Stern erhellt sie; die Hoffnung, welche in dem Herzen der Edelgesinnten, der Freien, der Strebenden niemals ganz zu erlöschen vermag. Das Licht dieses Sternes in tiefster Seele verbergend, will ich nunmehr nach Hause gehen, und mich auf das Ohr legen. Vielleicht erfreuen mich holde Träume, vielleicht reifen sie dereinst zu goldner Wahrheit. Vielleicht auch nicht! Wie der liebe Himmel will, welcher Menschen und Sterne und Nächte, Radikale und Censoren, Himmel und Hölle, Adler, Kröten, Feuer, Wasser, Honig und Gift erschaffen hat, und die Lose des Kampfes, welchen die Menschheit ohne Ende ficht, in seinen Händen verschlossen hält. Hege-

lianer, welche auf den alten biblischen Gott kein starkes Vertrauen mehr setzen, mögen statt des Himmels die Menschheit substituiren, welche zum Bewußtsein gelangt, Alles vermag, was sie will. Heilige Göttin! Mögen dir auch in diesen nächtigen Gefilden bald hehre Opfer dargebracht werden!

Nachwort.

Wir leben in einer Zeit, welche der Autoritäten spottet. Sie liebt es, sich auf Thatsachen und unläugbare Verhältnisse zu stützen. Die größte Gelehrsamkeit und der glänzendste Ruf genügen nicht mehr, die ungläubige Menschheit zu überzeugen, daß z. B. Schelling zu Berlin eine vortheilhaftere Stellung als die eines überzeugungslosen, philosophischen Charlatans einnimmt. Die gute alte Zeit, da man die frommen, zahmen Deutschen Alles glauben machen konnte, ist unwiederbringlich dahin. Der deutsche Radikalismus hat die Maske des träumerischen Hamlet vorgebunden. Er trägt einen weißen und schwarzen Strumpf zugleich, legt die Hände müssig in den Schooß, läßt sich bloß durch das Organ weniger Buchhandlungen, welche man fast an den Fingern abzählen kann, vernehmen, und, gleich wie Hamlet vor

den Augen des gekrönten Frevlers eine beziehungsvolle Komödie aufführen ließ, so läßt er politische Lieder singen ohne Ende, um mit dem Scharfblicke des Erzürnten zu beurtheilen, ob sie denn gar keine Schamröthe auf den Wangen der Herren zu erzeugen im Stande sind. Wiewohl übrigens das Roth völlig ausbleibt, werden sie doch jezuweilen vor Aerger blau. Ihre Schamlosigkeit wird dadurch nicht weniger, als ihre Schuld konstatirt. Der brütende Hamlet wird seinen Entschluß fassen und seinen gemordeten Vater, den Geist der germanischen Freiheit, wacker rächen.

Der Radikalismus bewegt die Welt und ungeachtet aller im Laufe eines bitteren Jahrzehends versuchten Einschüchterungen, bildet er die Kraft und den Halt eines jeden liberalen Glaubensbekenntnisses. Täuschen wir uns nicht! Die Herren des gemäßigten Fortschritts, der organischen Entwickelung hätten die Welt um kein Haarbreit gefördert; denn sie sind keine Männer der That, sie lassen mit sich geschehen, was den Gewalthabern beliebt, wenn es nur nicht das Unverschämteste, das Aergste ist und halbwegs einige loyale Verbrämung gestattet. Das politische Leben der Jeztwelt bewegt sich in zwei mächtigen, unversöhnlichen Gegensätzen. Einerseits perennirende Herrschlust — andererseits energisches Streben der Völker nach Licht und Freiheit. Die Herrschaft läßt sich bloß durch geschickte Unterdrückung dieser Triebe ver-

größern und verewigen. Dem Radikalismus blieb die Ehre vorbehalten, diese Tendenz vollkommen klar zu erkennen, und seine Prophetensprüche werden deshalb stets größeren Eindruck in den Massen hervorbringen.

Es ist ein gewöhnlicher Pfiff der konservativen Schriftsteller, das Volk als ein Thier von den schlimmsten Eigenschaften, als unzuverlässig, charakterlos, unbesonnen, grausam zu schildern. Ei, meine Herren! wer hat denn das Volk dazu gemacht? Sind Sie im Stande, diese Frage gewissenhaft zu beantworten, ohne der Konsequenz ihrer Ansichten einen argen Stoß zu versetzen? Sie werden freilich entgegnen, es liege in der Organisation der Menschheit, daß es nur eine kleine Zahl von Auserwählten und Gebildeten geben könne und die ungebildeten, nichtshabenden, arbeitenden Massen angewiesen seien, von jener Elite sich leiten zu lassen. Wollten wir Ihnen diesen Satz einräumen, so hätten sie allerdings gewonnen. Allein er ist falsch, grundfalsch. Die ewige Natur ist gerechter und liebevoller als der Dünkel der Gelehrten. Sie hat Gradationen erschaffen, allein sie will die schroffen Gegensätze in dem verkünstelten System unsers socialen Lebens nicht erhalten, sie sträubt sich mit aller Macht dagegen und trachtet, sie allmälig aufzulösen. Das ist jener gute Geist, welchen Sie, meine Herren! als den Geist des Umsturzes schmähen,

der rastlos im Schooße der Menschheit fortarbeitende Geist, das himmlische, leuchtende Princip der allgemeinen Bildung und sittlichen Verbrüderung!

Wäre dies von uns bekannte und gefeierte Princip eine Chimäre, dann wäre es doch herrlich und edel, nach dessen Verwirklichung zu streben; es wäre ferner gleichgültig, ob die Hamsterruhe und die Ameisengemüthlichkeit von Millionen dadurch beirrt würde. Arme, bedauernswerthe Menschheit! wenn dein größter Theil verflucht wäre, ewig in dem jetzigen, thierischen Zustande zu verbleiben.

Die Grundzüge der menschlichen Natur sind unter allen Zonen gleich und gut. Denkt euch ein Erziehungsinstitut, welches von einem echten, sittlich erprobten Menschenfreunde geleitet würde und nehmt darin Mongolen, Chinesen, Neger, Indianer in zarter Jugend auf, so werden sie Alle eine mehr und minder gleiche moralische Bildungsfähigkeit entwickeln, und ein jeder Zögling wird in Folge seiner eigenthümlichen, sinnlichen Construktion ein besonderes Talent zu irgend einer Beschäftigung äußern. Die Besonderheit der Talente ist die nothwendige Folge der durch die Besonderheit des Organismus bedingten, eigenthümlichen Richtung der Aufmerksamkeit. Daß die Anlagen den Menschen angeboren sind, ist vollkommen wahr. Weil jedoch das Individuum im strengsten Sinne des Worts eine geschlossene Einheit

bildet, worin alle einzelnen organischen Dispositionen zum Ganzen harmonisch sich verbinden, so besitzt wohl jeder Mensch eine Hauptanlage, und qualificirt sich in einer gewissen Sphäre zum Genie. Carême war nicht minder Genie, als sein Gebieter Talleyrand.

Wenn jedoch die Mehrzahl der Lebenden im blöden Stumpfsinne, im Mangel alles Selbstbewußtseins, in gänzlicher Unbildung erhalten wird: so ist dies eine Mißachtung des Winkes der Natur, ein zufälliges, haltloses Menschenwerk, an dessen Zerstörung zu arbeiten die Pflicht aller Hellsehenden und Edlen befiehlt. Dieser Kampf gegen die zufälligen Institutionen ist allem Anscheine nach die Bestimmung der Menschheit, und wenn sie auch das Ideal niemals vollkommen realisiren sollte, wird sie sich doch unaufhörlich denselben annähern. Das ist die Grundansicht des Radikalismus, aus der Tiefe der menschlichen Natur geschöpft und praktisch zugleich. Der Geist der Liebe durchquillt sie und macht sie dadurch heilig und unantastbar.

Es geschieht vielleicht zum erstenmale, daß der Radikalismus auf die politischen Verhältnisse der österreichischen Monarchie angewendet wird. Der Verfasser ist ein Oesterreicher, durch seine Geburt und seine Lebenslage zwar nur einer halbdeutschen Provinz angehörig, aber doch an die Schicksale der sogenannten deutschen Erblande geknüpft und durch

ensprechende Vorbildung in deren Verhältnisse eingeweiht. Er ist so glücklich, ein freier Mann zu sein, d. h. er befindet sich in der Lage, bei mäßigen Bedürfnissen von Niemandem abhängen zu müssen. Dieses Gefühl der Selbstständigkeit hat ihm den Muth eingeflößt, vorliegendes Buch zu veröffentlichen. Er hat es freilich nicht für nothwendig erachtet, sein Portrait und seinen Namen auf dem Titelblatte drucken zu lassen. Doch wer weiß, ob nicht selbst Jene, für deren Interessen er am wärmsten fühlte und am liebsten schrieb, seine Absicht verkennen, und ihn verunglimpfen werden!

Die Oesterreicher sind ein gutes, herzliches, aber entsittlichtes Volk. Jeder lebt nach einem festbestimmten Reglement; aber männliche Charaktere tauchen unter ihnen beinahe gar nicht auf. Es ist ja eben das Wesen des gediegenen Charakters, die Oeffentlichkeit in keinem Falle zu scheuen und seine Ueberzeugung unumwunden in Wort und That zu bekennen.

Viele werden über den Verfasser im Geiste herfallen, und ihn lieblos, unbarmherzig, giftig und gallig, wo nicht gar lügenhaft und verläumderisch schelten, weil sie unfähig sind, die Größe des Uebels, welches sie befangen hält, zu ermessen. Sie überschätzen sich, und die trockene Wahrheit erscheint ihnen als unbegreifliche Bosheit. So ist es in einem ziemlich weiten Kreise all den freisinnigen Schriftstellern er-

gangen, welche bisher über Oesterreichs Verhältnisse schrieben. Sei's drum! Ich schelte die guten Oesterreicher deshalb keine Abdroiten und will nicht die Rolle eines höhnischen Demokrit spielen.

Die Besseren, die aufrichtig Strebenden, die wahrhaft Liberalen, deren Zahl von Stunde zu Stunde in Oesterreich wächst, werden mindestens die Absicht des Verfassers würdigen. Er wollte der Entsittlichung einen Spiegel vorhalten, der zwar nicht ohne Flecken ist, aber dennoch die Umrisse des Uebels treu erkennen läßt. Er wollte, so weit es thunlich schien, auf die Quelle aller Uebelstände hindeuten. Er wollte ferner sich nicht darauf beschränken, die materiellen Interessen des Kaiserstaats abzukanzeln, da ihm die wichtigere Seite eines jeden Volkslebens, die geistige, ganz besonders, ja absichtlich verwahrlos't schien. Er hat jedenfalls ein aus treuer und warmer Ueberzeugung geflossenes Werk geliefert, ohne in einem Lebensalter, welches man jugendlicher Schwärmerei beschuldigen könnte, zu stehen, und sieht daher sowohl dem kritischen Schicksale als der sonstigen Wirkung seines Buches wohlgemuth entgegen.

H. G. Voigt's Buchdruckerei
in Wandsbeck.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Erster Brief.............................. 1

Zweiter Brief.

Aeußerliche Heiterkeit. — Corruption. — Hauptursache derselben.............................. 14

Dritter Brief.

Hohe Aristokratie.............................. 25

Vierter Brief.

Die Noblesse financiere. — Parallelen. — Wiener Bourgnoisie.............................. 72

Fünfter Brief.

Die unteren Stände. — Der Volkscharakter im Allgemeinen. — Resultate und Gesichtspunkte. — Zustand der Wissenschaften. — Politische und wissenschaftliche Journale.............................. 102

Seite

Sechster Brief.

Schulwesen. — Elementarunterricht. — Gymnasium. — Philosophie 201

Siebenter Brief.

Medicinischer Unterricht 241

Inhalt des zweiten Theiles.

Erster Brief.

Seite

Gemeinnützige Institute. — Lesevereine. — Concordia.. 1

Zweiter Brief.

Literatur und belletristische Journalistik.............. 20

Dritter Brief.

Die Wiener dramatischen Autoren und das Theater.... 45

Vierter Brief.

Freundschaftlich=kritische Herzensergießung an den Verfasser der bei Hoffmann und Campe erschienenen »Deutsche Worte eines Oesterreichers«.............. 84

Fünfter Brief.

Das Carouffel...................................... 110

Sechster Brief.

Liberale Perspective.................................. 119

Seite

Siebenter Brief.

Die Staatsmänner Oesterreichs 135

Achter Brief.

Jesuitismus und Jesuiten.... 149

Neunter Brief.

Regungen der Niederöst. Landstände. — Wiener Municipalitätsverhältnisse. — Absolutismus rc.... 174

Zehnter Brief.

Die Mysterien von Wien. 240

Anhang.. 249

Spaziergänge eines Wiener Prosaisten............ 251

Nachwort 265

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Briefe aus Wien von einem Eingebornen

Bd.: 2

Hamburg 1844

Austr. 780-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10009181-5